Lenaus Werke.

Erster Band.

Lenaus
sämtliche Werke.

Mit Biographie,
Einleitungen und erklärenden Anmerkungen.

Erster Band.

Leipzig.
Bibliographisches Institut.

Nikolaus Lenau.

I.

Die Nimbtz oder Niembtz, welchem Geschlecht der unter dem Pseudonym Nikolaus Lenau berühmt gewordene Dichter Nikolaus Franz Niembsch, Edler von Strehlenau, entstammte, werden schon im 16. Jahrhundert in der Stadt Strehlen in Preußisch-Schlesien als Großbürger (Patrizier) genannt. Der Name der Familie machte verschiedene Wandlungen durch. Adam Franz Niembtz, gestorben 1745, war Prokonsul und königlich preußischer Zolleinnehmer dieser Stadt. Sein Sohn Augustin, österreichischer Offizier, schrieb sich v. Niembz und wird in den Heereslisten als v. Nimbsch und v. Niembsch aufgeführt. Seit 1777 mit dem Titel eines Oberstleutnants in den Ruhestand versetzt, starb er 1789 im Alter von 72 Jahren zu Wien und hinterließ einen Sohn Joseph, der, bereits 1768 in das österreichische Heer eingetreten, in dem Armeeregister als Baron v. Nimtsch bezeichnet wird. Joseph, Oberleutnant des Kürassierregiments Stampa d'Ayasassa, verheiratete sich am 11. Januar 1774 mit der Freiin Katharina v. Kellersberg. Er hatte eine kleine Statur und wurde im Alter sehr korpulent, sie war etwas größer, von klugem, schönem Gesicht und gleichfalls wohlbeleibt. Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor, wovon nur eines, der 1777 geborne Sohn Franz, am Leben blieb. Da der Dienst den Vater zwang, beim Regiment zu verweilen, und dasselbe in Friedenszeiten meist in Dörfern Oberungarns einquartiert wurde, in denen es kaum Schulen gab, so wuchs das Kind wild auf; die weltkluge, gewandte, aber strenge und heftige Mutter konnte ihm keine sorgfältige und langmütige Erzieherin sein. Leichtsinnig, wenn auch geweckt und gutbegabt, fand der Junge in der Gesellschaft lustiger Offiziere und Kadetten nur zu reiche Gelegenheit, diejenigen Eigenschaften seines Charakters auszubilden, die ihm selbst Unheil bringen mußten. In solcher Umgebung wurde er ein leidenschaftlicher Hasardspieler. Der Vater hatte sich in dem Feldzug gegen die Türken, dann gegen die Franzosen durch Tapferkeit ausgezeichnet, war jedoch durch die Ungerechtigkeit eines Vorgesetzten bei der Ordensverleihung übergangen worden. Diese Kränkung, zumeist aber die Rücksicht auf seine durch die Kriegsstrapazen hart mitgenommene Gesundheit veranlaßten ihn, den aktiven Dienst zu quittieren und am 1. August 1795 zur Militärmonturkommission in Altofen in

Ungarn überzutreten. Im Oktober 1798 fand sich der mittlerweile zu einem hübschen, schlanken jungen Mann herangewachsene Sohn Franz bei den Eltern ein; bisher hatte er seine Zeit in der lateinischen Schule zu Eperies in Ungarn verbracht. Das Wissen, das er dort erworben, war nicht gerade bedeutend, es reichte eben so weit, daß er als Kadett bei einem Dragonerregiment angenommen werden konnte; mit dieser Truppe rückte er schon am 1. Dezember nach einer andern Garnison ab, ließ aber in Pest eine Braut zurück.

Therese Maigraber, die Tochter des damals schon längst verstorbenen Oberfiskals der königlichen Freistadt Pest, ein niedliches, feuriges Persönchen, hatte das Herz des jungen Mannes im Sturm erobert. Daß das Verhältnis schon in der ersten Zeit seines Bestehens zu einer ehelichen Innigkeit gedieh, kann bei dem leichtsinnigen Charakter des Dragoners nicht verwundern; zu verwundern ist nur, daß Niembsch nicht schon bald wieder von dem beschrittenen Weg abwich, zumal mancherlei gewichtige Einflüsse gegen die Verbindung sich erhoben. Die Mutter der Braut, eine sehr vermögende Frau, wollte die Verheiratung nicht zugeben, begreiflicherweise — über des Bräutigams Leichtsinn und Verschwendungssucht waren ihr sehr böse Dinge zu Ohren gekommen. Seine Eltern drohten, ihn zu verstoßen und zu enterben, wenn er gegen ihren Willen diese Verbindung eingehe. Welche Gründe auf den elterlichen Willen einwirkten, wird zwar nicht berichtet; vielleicht war es Mitleid mit dem Mädchen, für welches sie eine sehr trübe Zukunft voraussehen mußten, eher noch Adelstolz, der eine solche Ehe als Mesalliance betrachtete. Therese selbst aber drohte, wenn sie Mutter werde, bevor die Ehe durch die Kirche sanktioniert sei, diese Schmach nicht überleben zu wollen. Diese Drohung gewann den Sieg über die Hindernisse.

Niembsch, damals im ersten Liebesrausch seiner Verlobten von Herzen zugethan, suchte seinen Abschied nach und erhielt ihn Anfang August des folgenden Jahrs (1799), so daß er nach Pest eilen und die Trauung vollzogen werden konnte. Alsbald trat das junge Ehepaar die Reise nach Uj-Pecs an, wo der junge Ehemann eine Anstellung als königlicher kameralherrschaftlicher Amtsschreiber gefunden. Am 28. August wurde ihm dort ein Töchterchen, Magdalena, geboren, dem am 5. Februar 1801 in Lippa an der Marosch ein zweites, Therese, folgte. Niembsch war sehr bald an die Kammerherrschaft in Lippa, jedoch nicht zu langem Aufenthalt, versetzt worden, er kam vielmehr kurz nachher in gleicher Diensteigenschaft nach Csatad (Tschatad) in der Nähe von Temeswar. Das Feuer der Leidenschaft für die Gattin war schon verraucht, gelöscht von dem unbezwinglichen Leichtsinn, der längst wieder die Oberhand gewonnen. Niembsch' zügellose Lebensweise bei geringem Diensteinkommen und seine unbezähmbare Spielwut hatten die wenigen tausend Gulden, welche Therese als väterliches Erbteil in die Ehe gebracht,

vollkommen aufgezehrt; außerdem war die Familie durch des Vaters Aufwand mit Schulden überlastet. Dies alles hielt ihn freilich nicht ab, so oft ihn Lust anwandelte oder amtliche Anlässe ihm Gelegenheit gaben, in dem von Csatad aus leicht zu erreichenden Temeswar seinen Vergnügungen nachzugehen. Mancherlei Glücksfreibeuter trieben sich in dieser Stadt umher, sie sahen den leichtsinnigen, lebenslustigen Kameralsekretär gern in ihrer Mitte, teils als Genossen ihrer Ausschweifungen, teils um ihn als Opfer im Spiel zu mißbrauchen. Einmal, als er gar zu lange ausblieb, reiste seine Frau ihm nach und konnte sich nun selbst überzeugen, wie wenig ihres Mannes Ansichten von ehelicher Treue mit den ihrigen übereinstimmten. Die Überraschung nötigte zwar den Gewissenlosen, von seiner Gattin Verzeihung zu erbitten; bei ihr blieb aber der Stachel sitzen, und dieser Auftritt mit seinem Gefolge heftigster Aufregungen ereignete sich gerade zu einer Zeit, als Therese sich von neuem Mutter fühlte.

Am 13. August 1802 kam und zwar noch in Csatad der Knabe zur Welt, auf dessen frühste Lebensentwickelung schon eine so gewaltsame Katastrophe eingewirkt hatte, und dieser Knabe wurde der Dichter Lenau. Er erhielt in der Taufe die Namen Nikolaus Franz, den ersten nach seinem Paten, dem königlichen Rentmeister Nikolaus Hell, den andern nach seinem Vater. Der Pate wurde später schwermütig und endete sein Leben durch Sturz in einen Brunnen, ein böses Omen, der Vater blieb der leichtsinnige Patron von ehedem, die Vergrößerung seiner Familie gab ihm keinen Anlaß, sich eines solidern Lebenswandels zu befleißigen.

Bald nach der Geburt seines Sohns, etwa im Februar 1803 — die Familie war inzwischen nach Bogschan übergesiedelt —, erkrankte sein ältestes Töchterchen, Magdalene, an einem Gehirnleiden. Als der Heilkünstler des Orts mittels seiner Arzneien keine Besserung herbeizuführen vermochte, eilte der Vater tiefbekümmert nach Temeswar, um die Hilfe eines tüchtigern Arztes in Anspruch zu nehmen. Indessen stand die verzweifelnde Mutter daheim an dem Bett ihres Kindchens, das mit den kleinen Händen fortwährend nach der Stirn schlägt. Die Aufregung der Mutter wächst, der Vater, der Temeswarer Arzt kommen noch immer nicht, der Zustand des Kindes verschlimmert sich von Stunde zu Stunde. Es beginnt zu röcheln, es stirbt, und die Mutter sinkt vom Schmerz bewältigt an der kleinen Leiche zusammen, der Vater aber kommt nicht. Da endlich, endlich Tritte draußen, zu spät zur Hilfe, doch wenigstens auf Trost darf die Frau hoffen. Die Thür geht auf, aber nicht der Gatte tritt ein, sondern zwei wildfremde Menschen, Spielgesellen des Leichtsinnigen, und präsentieren der unglücklichen Mutter an der kaum erkalteten Leiche des Kindes eine Schuldverschreibung ihres Mannes über siebzehntausend Gulden, welche er an die Kumpane im Hasardspiel verloren. Sie

fordern die Frau auf, ihre Unterschrift als Bürgschaft mit darunter zu setzen; andernfalls werde der in Temeswar zurückgehaltene Gatte dem Schuldturm und der Schande unnachsichtlich überliefert werden. In der Todesangst unterschreibt Therese die Schuldverschreibung, mittels welcher Niembsch die Zukunft seiner Familie über das eigne Grab hinaus zu Grunde gerichtet. Erst nach dem Tod ihrer Mutter, nachdem ihr der Anteil an deren Hinterlassenschaft zugefallen, konnte die Frau des Leichtsinnigen ihre Unterschrift einlösen.

Das Familienglück war vollends vernichtet, Niembsch' Gesundheit durch die Ausschweifungen erschüttert; er gab seinen Dienst auf und zog mit dem ganzen Haushalt, der Frau und den beiden Kindern, zu seiner Schwiegermutter nach Ofen. Hier litt es ihn nicht lange, der moralische Zwang, dem er sich unterworfen fühlte, war ihm lästig; er ging nach Wien unter dem Vorgeben, dort eine Stellung zur Sicherung von seiner Familie Zukunft suchen zu wollen. Statt dessen lebte er in der Hauptstadt, nachdem er sich auf unerklärte Weise Geld zu verschaffen gewußt, auf großem Fuß, gab sich für einen Grafen und Witwer aus, hielt sich einen Bedienten und Equipage und machte einer schönen jungen und vornehmen Dame angelegentlich den Hof. Nach Hause schrieb er, er könne zwar als Handlungskommis mit sechshundert Gulden Gehalt unterkommen; aber eine so geringe und gering bezahlte Stellung passe ihm nicht. Therese stellte ihm vor: es sei keine Schande, zu dienen, wenn er nur die Seinigen ehrlich davon zu erhalten vermöge. Seine Ablehnung beweise ihr, daß ihm nichts daran liege, wenn sein Weib und seine Kinder das Gnadenbrot äßen. Sie werde gewiß alles daran wenden, um mit dem kleinen Gehalt auszukommen, und er selbst würde seinem Niki zuliebe sich wohl auch einige Einschränkungen auferlegen wollen. Dieser wäre überaus liebenswürdig, ein wahres Meisterstück der Natur, und es blute ihr das Herz darüber, daß er, sein Vater, ihn gar nicht sehe. Am 22. Juli 1803 habe Niki die Mutterbrust verloren, worüber er sehr betrübt sei, sie selbst aber beinahe noch mehr. Auch fange er schon an zu laufen.

Dieses bewegliche Zureden machte keinen Eindruck auf den leichtfertigen Vater; erst Anfang Oktober kam er, da ihm wahrscheinlich die Mittel zur Fortsetzung seines Wiener Lebens ausgegangen waren, nach Ofen zu seiner Familie zurück und blieb bis zu seinem Tod auch dort. Von weitern dummen Streichen wird nichts berichtet. Am 27. Juni 1804 vermehrte sich die Familie abermals um ein Töchterchen. Die immer mehr zunehmende Kränklichkeit Niembsch' ging inzwischen in Schwindsucht über; in diesem Leiden belästigte der Lärm des kleinen Nikolaus, der sich nach Kinderart laut in der Stube herumtummelte, den Vater häufig. Einmal sogar sprang der Kranke, da mündliche Aufforderungen zur Ruhe keinen Erfolg hatten,

aus dem Bett und gab dem Kleinen eine schallende Ohrfeige. Dies war die einzige deutliche Erinnerung, welche Lenau von seinem Vater behielt.

In der letzten Zeit seiner Krankheit hatte Niembsch die Verzeihung der Eltern, welche ihn bis dahin als eine mißratene Frucht ignorierten, erlangt. Er starb am 23. April 1807. Schurz, der Schwager Lenaus und dessen Biograph, fügt dieser Notiz noch die Worte bei: „Ruhe seiner Asche; er gab uns Lenau". Das ist sicherlich ein Wort am rechten Ort. Es gehört nicht zu den angenehmen Aufgaben, die Schwächen eines Menschen so offen darzulegen; im gegenwärtigen Fall konnte aber von einer eingehendern Behandlung der Verhältnisse nicht Abstand genommen werden, weil sie wohl mit Ursache gewesen sind, daß Lenau ein tief unglücklicher Mensch wurde. Die gewaltigen Aufregungen der Mutter wuchsen sich zu einem bösen Erbteil für den Sohn aus, und als er sich selbst die schauerlich schönen Verse zurief:

Deine Braut heißt Qual — den Segen
Spricht das Unglück über euch,

warf er dem Schicksal das vor, was es bereits vor der Geburt des Dichters an ihm verbrochen hatte.

Die damals in Brünn wohnenden Großeltern Niembsch verlangten von der Mutter, sie solle ihnen den Enkel Nikolaus zur Pflege und Erziehung überlassen, vermochten aber nicht, die Schwiegertochter Therese bei ihrer hochgradigen Zärtlichkeit für den Knaben zu bestimmen, daß sie sich von ihm trenne. Sie befürchtete, aus dem Herzen ihres Kindes, das sie vor den beiden andern vergötterte und freilich auch recht verzog und verweichlichte, verdrängt zu werden, und entbehren mochte sie ihren Liebling keinesfalls, trotzdem es ihr bei schmaler Unterstützung seitens ihrer Mutter recht kümmerlich ging und sie den Unterhalt für sich und die Kinder mit ihrer Hände Arbeit erwerben mußte. Nach dem Tode der Mutter (16. Januar 1811) gelangte sie in den Besitz eines kleinen Vermögens, welches zum Teil zur Tilgung der von Niembsch hinterlassenen Verbindlichkeiten benutzt wurde; der Rest reichte noch aus, einiges an die bisher etwas vernachlässigte geistige Ausbildung der Kinder zu wenden. Niki erhielt bei dem Pfarrschullehrer Csermy von da ab Unterricht auf der Violine, lernte aber nur wenig, weil seines Lehrers strenge Art den zwar erst neunjährigen, aber schon recht eigenwilligen Jungen verdrossen machte. Fruchtbarer für seine musikalische Ausbildung war der Umgang mit dem jungen hübschen und dabei sehr freundlichen Godenberg aus Friaul, von welchem Niki das Guitarrespiel und den Lippenpfiff erlernte; in beiden erwarb er eine große Fertigkeit, so daß alle, welche ihn zu hören Gelegenheit hatten, sich mit Bewunderung darüber äußerten. Diese sonst so gering geschätzten Kunstmanieren erhob er zu wirklicher Kunst. „Ich habe nie ein so schönes, nie ein runderes und

klingenderes, gedonnerteres wie auch gehauchteres Guitarrespiel gehört als das Lenaus. Sein Pfeifen hatte Geist und Seele, wie das Lied der Nachtigall", sagt Schurz. Godenberg war auch Nikis Lehrer im Vogelfang und brachte ihm die verschiedenen Lockpfiffe bei, dadurch den Grund zu der später erreichten Fertigkeit legend. Niki wurde ein leidenschaftlicher Vogelfänger, und als höchster Gewinn dieser sonst nicht zu lobenden Liebhaberei ist wohl der enge Umgang mit der Natur anzusehen; schlechthin als ein Gewinn, weil hier die ersten Anlässe zu jener liebevollen Naturbetrachtung geschöpft wurden, von welcher später die herrlichsten Erzeugnisse seines Dichtergeistes ihren Ausgang nahmen.

Niki war auch sehr fromm; er betete nach dem im Hause seiner katholischen Eltern eingeführten Gebrauch sein Morgen- und Abendgebet recht fleißig und hatte ein ganz besonderes Vergnügen daran, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhl die Messe zu lesen; späterhin ministrierte er dem Priester die Messe, empfand aber schon damals bei diesen Funktionen einen „stolzen Ärger, daß er dem Gottesbild zu Füßen habe knieen und opferrauchen müssen", wie er im Faust (S. 178) erzählt. Nebenher zeigte Niki ganz hübsche schauspielerische Anlagen, ohne jedoch davon einen besonders rühmenswerten Gebrauch zu machen; er äffte nämlich die Hausleute in Gebärde, Ton und Ausdruck sehr treffend nach. Auch las er viel, aber nur Ritter-, Räuber-, Mord- und Gespenstergeschichten; je blutiger es darin zuging, desto mehr Vergnügen machten sie ihm.

Seine Mutter hatte sich am 23. September 1811 mit dem Arzt Karl Vogel wieder verheiratet. Vogel erscheint nach den vorhandenen Berichten als ein tüchtiger, dabei sehr nachgiebiger Mann, der den Kindern aus Theresens erster Ehe ein liebevolles Herz entgegenbrachte und sich der mitunter wirklich zu weit gehenden Zärtlichkeit der Mutter für diese Kinder, und besonders den Sohn, in keiner Weise widersetzte.

Vom nächsten Jahr ab (1812—1815) besuchte Niki die vier Sprachlehrgänge am Gymnasium der frommen Schulbrüder in Pest und gewann in der letzten Zeit an einem um einige Jahre ältern Studenten, Joseph v. Kövesdy, einen tüchtigen Repetenten und innigen Freund. Mittlerweile hatten sich die ererbten Mittel der Mutter erschöpft, Vogel dagegen vermochte in Pest, wo sich schon eine hinreichende Anzahl geschickter Ärzte befanden, das zum Unterhalt Erforderliche nicht zu erwerben, das Glück mußte anderswo gefunden werden, und die Familie entschloß sich daher 1816 zur Übersiedelung nach Tokay. Nikis Studiengang erfuhr dadurch leider eine Unterbrechung, ein ganzes Jahr ging für seine Schulbildung verloren. Sein Großvater, 1811 zum k. k. Obersten und 1812 zum Kommandanten der Montur-Ökonomie-Hauptkommission zu Stockerau ernannt, ersuchte den Stiefvater Vogel unter Hinweis darauf, daß er selbst jetzt

Familie habe, deren Unterhalt seine Kräfte völlig in Anspruch nehme, und daß in Tokay die Gelegenheit zur Ausbildung heranwachsender Kinder fehle, ihm die drei Sprößlinge aus Theresens erster Ehe zu schicken; sie sollten in Wien eine ordentliche Erziehung erhalten und Niklas sich zu dem Stande vorbereiten, den er selbst wählen wolle. Die Großmutter fügte dem Brief noch die für ihren Charakter bezeichnenden Worte bei: „Haben Sie die Güte, gleich zu antworten, da der Großvater noch so gütig ist; ansonsten wird man sich nach Gerechtigkeit an den Herrn Obergespan und an den Palatin selbsten wenden. An Attestaten wird es nicht fehlen, und das Recht ist auf unserer Seiten. Im Gegenteil aber, als sie nicht zu uns kommen, und hierüber Gewißheit ist, was ich nicht hoffe, ist unser Testament gemacht."

Was vorher versuchtes gütiges Zureden nicht erreicht, wurde durch diese schroffe Aufforderung ebensowenig erzielt. Therese vermochte nicht, sich von den Kindern zu trennen, sie mußten alle mit nach Tokay. Dort war leider kein Gymnasium, die Mutter bewog daher den vorhin erwähnten Kövesdy, gleichfalls nach Tokay zu kommen und für einige Zeit den Unterricht Nikis zu übernehmen. Die beiden trieben nun das Studium so eifrig, daß der junge Niembsch am 6. Juli 1817 an dem, Tokay zunächst gelegenen, Gymnasium zu Uyhely die öffentlichen Prüfungen in den Gegenständen der ersten Humanitätsklasse mit glänzendem Erfolg bestand. Von ganz besonderm Wert war der Tokayer Aufenthalt für die spätere dichterische Entwickelung des Knaben. Die deutsche Litteratur hat den Reizen der dortigen Landschaft, wo die Flüsse Theiß und Bodrog sich vereinigend rosenreiche Gärten einschließen, wo alle Büsche von Nachtigallen bevölkert sind, feurige Ungarreiter sich umhertummeln und Zigeuner in den Schenken zum Tanz aufspielen, die Lust, welche der heimische Wein anfacht, zur Raserei steigernd, manches prächtige Lied Lenaus zu danken. Er genoß in vollen Zügen, was ihm Herrliches geboten wurde, und seine Genüsse wurden ein Gewinn für die Nachwelt.

Die ungetrübte, geistesbefruchtende Heiterkeit des Tokayer Aufenthalts konnte leider nicht viel über ein Jahr dauern. Kövesdy war genötigt, sich nach Pest zu begeben, um an der dortigen Hochschule seinen Studien obzuliegen; er nahm die Liebe Theresens, Lenaus älterer Schwester, mit. Einen ebenso tüchtigen Lehrer für Niklas zu gewinnen, war der Familie nicht möglich; man mußte sich entschließen, ihn ebenfalls nach Pest ziehen zu lassen, damit er an einer dortigen Bildungsanstalt den weitern notwendigen Unterricht genieße. Die Mutter brachte es wiederum nicht über sich, von ihrem Sohn sich zu trennen, und reiste mit ihren sämtlichen fünf Kindern, die neue Ehe hatte zu den dreien der ersten zwei hinzugebracht, nach Pest ab, der Gatte blieb in Tokay zurück. Zunächst war in Ofen eine möglichst billige Wohnung zu suchen; sie fand sich endlich außerhalb der Stadt.

An die unter den Kanonen der Festung liegende Generalswiese, so genannt, weil deren Nutznießung dem jeweiligen Kommandanten der Stadt zustand, schließt sich ein kleiner, ehemals als Soldatenfriedhof benutzter Wiesenplan an. Die Kirchhofskapelle, dem heil. Nikolaus geweiht, war in ein Wohnhaus umgewandelt worden und befand sich in Privatbesitz. Recht einsam war das Häuschen auf dem Totenacker, aber man hatte, soweit die umstehenden üppigen Obstbäume es gestatteten, von seinen Fenstern aus eine schöne Aussicht. Dahin zog Therese mit ihren Kindern im Herbst 1817 und fristete während der Zeit des Ofener Aufenthalts die Existenz kümmerlich mit Stricken für die Monturkommission. Da der Vater Vogel bei geringer Praxis in Tokay auch nur wenig aufbringen konnte, war die Lage der sechs Menschen in dem kleinen Haus eine dürftige, und sie konnten nicht immer satt zu Bett gehen.

Gleichwohl bestand Niklas auch unter diesen wirklich erbärmlichen Verhältnissen sehr ehrenvoll als Student der zweiten Humanitätsklasse, woraus sich erkennen läßt, daß ein strenger Lebensernst in ihm Wurzel zu schlagen begann, ein Ernst, der unter solcher Umgebung in einem schon ohnehin dazu befähigten Temperament die Schwermut zu einer gefährlichen Blüte entwickeln konnte.

In der Stadt wohnte ein Onkel Nikis, der Husar Mihitsch, ein Halbbruder Theresens aus der zweiten Ehe ihrer Mutter; derselbe wurde öfters besucht, und manchmal blieb der Neffe auch über Nacht bei ihm. Der Onkel las ihm dann Voltaires Briefwechsel mit Friedrich dem Großen vor und suchte ihn für die Ideen der Aufklärung zu interessieren. So konnte er ihn um Mitternacht wecken: „Niklas, schläfst du?" — „Nein, Herr Onkel." — „Es gibt doch keinen Gott!" sagte er dann lateinisch, in welcher Sprache er überhaupt mit dem jungen Studenten gern redete. Von dem Herrn Onkel war das alles jedenfalls gut gemeint, aber ob es gerade sehr geraten sein konnte, die Brandfackel der Skepsis so frühzeitig in die junge Seele hineinzuschleudern? Sicherlich hätte sich im Lenauschen Geiste der Zweifel zu seiner Zeit entwickelt, nur durfte der Zeitpunkt nicht durch Hinweise herbeigeführt werden. Die verfrühte Anregung beunruhigte das Gemüt in einer Epoche, wo es die Ruhe zu seiner Kräftigung gerade am nötigsten hatte.

Nikis andrer Oheim, Maigraber, gab dem Neffen, als dieser wieder eine Prüfung gut bestanden, den Rat, sich an die Großeltern um Unterstützung zu wenden, und Niki befolgte ihn, wahrscheinlich auch mit Wissen der Mutter. Durch die bittere Not, in welcher sie die letzte Zeit über ihre Kinder hatte darben sehen, war sie so weit mürbe geworden, daß sie endlich in die Trennung von ihrem Sohn willigte, um seiner Zukunft nicht weiter hindernd vorzugreifen. Der alte Oberst und seine Gattin gingen sofort

auf die Bitte ihres Enkels ein und schickten zu Anfang September den Feldpater der Monturkommission nach Ofen, um Niki von dort nach Stockerau zu bringen. Dieser nahm auch noch die jüngere Schwester Nikis, Magdalene, mit und lieferte am 8. September (1818) nach viertägiger Reise die beiden Kinder in die Hände der Großeltern wohlbehalten ab. Niklas meldete sofort seiner Mutter die glückliche Ankunft und teilte als erste Neuigkeit mit, daß er umgetauft worden sei und nun Franz heiße. Therese kehrte mit den übrigen drei Kindern zu ihrem Manne nach Tokay zurück.

Niklas, jetzt also Franz genannt, besuchte die Schule in Wien, wo er bei Freunden der Großeltern Wohnung hatte, während des Jahrs 1819, jedoch ohne besonders glänzendes Resultat. Sein Freund Kövesdy starb um dieselbe Zeit zu Pest am Nervenfieber, durch welchen Todesfall die mit dem Verstorbenen verlobt gewesene Schwester Therese in solche Schwermut geriet, daß die Eltern sich entschließen mußten, sie zu ihrer Aufheiterung gleichfalls nach Stockerau in das Haus des Großvaters zu senden. Die Mutter Therese aber konnte die Trennung von ihrem Niklas nicht länger ertragen und setzte die Erlaubnis zu einer abermaligen Trennung bei ihrem Gatten durch. Dem Sohn wenigstens etwas näher zu sein, zog sie mit ihren beiden jüngsten Töchterchen nach Preßburg. Vogel sollte sobald wie möglich dahin nachkommen, was auch gegen Mitte des folgenden Jahrs geschah. Im Jahr 1820 ergab sich der junge Lenau den Studien eifriger, als er im Jahr vorher gethan, und bestand seine Prüfungen in der Mathematik und Philosophie mit Auszeichnung. Er war freilich nicht ein Student wie die übrigen, welche einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten und daher mit gewissenhafter Ängstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen sich bewegten, sondern betrieb das Studium mehr als Liebhaber, als Gast, der nur dem, was ihm eben mundete, sich hingab und alles, was ihn anwiderte, mit unverhohlenem Mißbehagen beiseite schob. So berichtet Lenaus Studiengenosse Gabriel Seidl.

Ein andrer Schulfreund Lenaus aus dieser Zeit war Fritz Kleyle, der zu ihm in sehr nahen Verkehr trat, ihn auch öfters besuchte, aber nicht zu einem Gegenbesuch bringen konnte, wie es überhaupt eine Eigentümlichkeit Niklas' war, der Wohnung seiner sonst intimsten Schulfreunde fern zu bleiben. An einem Sommertag 1820 wußte Fritz ihn doch zu bewegen, daß er mit ihm nach Haus gehe, und als die beiden Freunde in der Villa des Hofrats Kleyle einen langen Gang durchschritten, kamen sie an einem Fenster vorüber, welches in den Gartensaal sehen ließ. Dort saß mit dem Rücken gegen das Gangfenster die elfjährige Sophie, des Hofrats zweitältestes Töchterchen, und kämmte ihre langen braunen Haare. Lenau, von dem hübschen Anblick überrascht, hielt einen Augenblick inne; allein da sich das Kind nicht

umdrehte, ging er weiter, ahnungslos, welchen gewaltigen Einfluß dieses Menschenherz dereinst auf das seinige gewinnen werde.

Die Schwester Therese begann langsam die Herbigkeit des ersten Grams um den verlornen Geliebten zu verwinden, sie fand ihren besten Trost in der Musik, im Klavierspiel und gewann wieder eine heiterere Auffassung des Daseins Lenaus Hauptbeschäftigung bestand, wie er seiner Mutter berichtet, neben der Erledigung seiner Schularbeiten darin, an seinen Grundsätzen zu arbeiten; er schrieb über Unsterblichkeit, Freiheit, Gott, Tod &c. manches nieder, übte sich im Denken und „räsonnierte manchen verwitterten Satz weg". Die Guitarre blieb auch nicht öde liegen. Außerdem setzte er seit einiger Zeit unter der Leitung eines der ersten Geiger Wiens, Josephs v. Blumenthal, seine Übungen im Violinspiel mit recht schönem Erfolg fort.

Bei einem Besuch der Großeltern zu Weihnachten dieses Jahrs (1820) in Stockerau sah er seine Schwester Therese zu einer normalen Lebensauffassung zurückgekehrt. Der stattfindenden kleinen Festlichkeit wohnte auch der Schwager des dortigen Schulinspektors Plöch, Anton X. Schurz*, bei und knüpfte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft mit Theresen an, die er am 15. August 1821 als Gattin heimführte. Sie war Plöchs Schülerin auf dem Flügel. So hatte sich ein tüchtiges Paar zusammengefunden.

An demselben Christabend unterzeichnete Kaiser Franz die Urkunde, welche dem Obersten von Niembsch den Adelstand des österreichischen Kaiserstaats mit dem Beiwort „Edler von Strehlenau" erteilte.

Im folgenden Jahr und zwar in einem Brief an die Mutter (vom 8. Mai 1821) erscheint die erste Andeutung, daß Nikolaus auf die in ihm schlummernde Fähigkeit aufmerksam geworden sei. Seine Lieblingsbeschäftigung bestehe nun darin, Gedichte zu lesen und zu schreiben, wie er sagt. Außerdem lernte er auch reiten und fechten. „Alles muß er lernen, was zur Bildung gehört", schreibt die Großmama an seine Mutter. Körperlich

* Anton X. Schurz, geboren 1794, ein Mann von echtem Schrot und Korn, von dessen poetischer Begabung der 1841 in Stuttgart erschienene Band Gedichte Zeugnis ablegt, war der Sohn des gräflich Breunerschen Herrschaftsverwalters zu Schrattenthal bei Znaim, welcher ihn von früher Jugend an für das Bergfach heranbilden ließ. 1812 trat er bei der bergmännischen Buchhaltung ein und avancierte bis zur höchsten Stelle dieser Branche, in welcher er den Titel Vizehofbuchhalter und erster Vorstand der k. k. Münz- und Bergwesens-Hofbuchhaltung führte. 1854 trat er in den Ruhestand und starb zu Wien am 28. Dezember 1859. Ein begeisterter Verehrer seines Schwagers Lenau, publizierte er 1855 eine Lebensbeschreibung desselben („Lenaus Leben. Großenteils aus des Dichters eignen Briefen", 2 Bde.), welche als Hauptgrundlage dieser biographischen Skizze benutzt wurde.

fühlte er sich gesund, aber nicht recht fröhlich und konnte es sich nicht abgewinnen, jeglichem, was es sei, einen freudigen Genuß zu entschöpfen. Düsteres Nachgrübeln verstümmelte in ihm den launigen Gesellschafter, der er nach seiner Geistesanlage hätte sein dürfen. „Aber das Bewußtsein der erhaltenen Reinheit und der Liebe der Mutter lassen der finstern Laune keinen ganz freien Spielraum.“ „Gedichte macht er gerne und bemerkt selbst, daß es ihm nicht ganz an Kopf dazu gebricht.“ Jedoch der Gärungsprozeß, der sich im Gemüt eines Neunzehnjährigen zu vollziehen pflegt, wirft auch hier Blasen wie bei andern Neunzehnjährigen. Er behauptet geradezu, daß er es verstehe, Menschen und die Welt zu achten, daß er es aber auch verstehe, diese und jene zu verachten. Es ist stets von üblen Folgen für den Jüngling begleitet, wenn er sich für geistig ausgewachsen hält, wenn er ein sicheres Wissen und eine ausreichende Welterfahrung als bereits errungen betrachtet. Der Sturm des Welttreibens verbläst ihm die schöne, aber gefährliche Illusion, und er verliert leicht das Selbstvertrauen, dessen er sich zu unrichtiger Zeit freute, gerade dann, wenn er dessen am nötigsten bedarf. Auch für Lenau blieben diese üblen Folgen nicht aus. Vorläufig kam nur der schon lange angesammelte Ärger gegen der Großmutter hochfahrendes schroffes Wesen zum Ausbruch. Es paßte ihm auch nicht, daß sie und der alte Oberst ihn dazu anhalten wollten, das deutsche Recht in Wien weiterzustudieren, was noch etwa fünf Jahre in Anspruch nehmen mußte, während der junge Brausekopf, des Studiums ziemlich satt und bemüht, es sobald als thunlich zu beenden, durchaus in Preßburg den nur zweijährigen Kursus des ungarischen Rechts absolvieren wollte.

Es war im Oktober 1821. Niki brachte seine Ferien in Stockerau zu und trieb, da seit der Verheiratung seiner Schwester Therese dort andre Unterhaltung fehlte, wieder leidenschaftlich die Vogelfängerei. Eines Tags machte er einen guten Fang, und heimgekehrt stürmte er fröhlich und laut lärmend, überdies auch mit sehr schmutzigen Stiefeln in das Zimmer der Großmutter. Die hochadlige Freifrau, die auch von ihrem Enkel immer und überall einen recht steifleinenen Respekt verlangte, rot vor Zorn über den Frevel, erhob sich von ihrem ewig bebrüteten Sofa, stemmte sich mit beiden Armen auf den Tisch und rief laut und schneidend: „Aber gerade wie ein rechter Bauer!“ Diese Worte leiteten den stürmischen Dialog ein, den Lenau damit endigte, daß er empört ausrief: „Lieber verhungern, als ein ewiger Sklave mit goldnen Ketten sein“. Er raste hinaus, raffte seine noch nasse Wäsche vom Hausboden zusammen, lief zu Schurz' Schwager Plöch und fuhr sofort nach Wien. Hier bemühten sich Schurz und Therese vergeblich, ihn zur Rückkehr zu bewegen; er wollte von nichts hören, und ohne langen Aufenthalt reiste er weiter nach Preßburg zu seiner Mutter, wo er am 13. Oktober ankam. Sie empfing ihn mit hellster Seelenfreude

und betrachtete ihn als aus der Umklammerung eines Unglücks gerettet! Worauf die Großeltern zum Besten ihres Enkels bestanden, das schien der zügellosen Zärtlichkeit der Mutter wie ein an ihrem Sohn begangenes Verbrechen. Freilich trug die überaus schroffe Art der Großmama schuld an dieser Auffassung. Der auf ihre eigne Herkunft so stolzen Dame stand die bürgerliche Schwiegertochter sehr schlecht an, sie mochte sie so wenig wie möglich sehen, und das Verhalten konnte keine Anhänglichkeitsgefühle bei Theresen erwecken.

Die Unbeugsamkeit des Enkels hielt nicht allzulange an; unvermutet erschien er zu Ostern 1822 in Wien und bat von dort aus seinen Stiefvater Vogel um Übersendung der Preßburger Zeugnisse über seine juristische Prüfung, er möge sie direkt an den Großvater nach Stockerau adressieren. Er selbst begab sich in Begleitung seiner Schwester und seines Schwagers Schurz ebenfalls dahin, und die Aussöhnung mit den alten Leutchen kam zustande. Vereinbart wurde, daß er vorläufig bis zum Herbst in Preßburg und von da ab in Wien seine Studien fortsetzen solle. Lenau sah seinen Großpapa nicht wieder, der alte Herr erkrankte Mitte Juni bedenklich und starb am 3. Juli 1822.

Kurz nach diesem Todesfall traf ein Brief Lenaus bei der Großmutter ein, worin er sich für eine gespendete Unterstützung bedankt und ihr anzeigt, er habe beschlossen, sich ausschließlich auf die Philosophie zu verlegen, um einst eine Professur erhalten zu können. Der Entschluß sei deshalb in ihm veranlaßt worden, weil die Aussichten auf eine zu erhaltende öffentliche juristische Stellung zu unsicher seien und überdies (das war wohl die Hauptsache) die juridischen Studien zu seinen Neigungen in gänzlichem Widerspruch ständen. Der alten Freifrau gefiel dieses Abspringen von der einmal betretenen Bahn nicht. Sie meinte wohl, und vielleicht nicht mit Unrecht, ein Lehrer der Weltweisheit werde sich bei den damaligen österreichischen Verhältnissen sehr vieles gefallen und die Norm, nach welcher er zu lehren habe, vorschreiben lassen müssen. Die Absicht, sich solchem Zwang anzupassen, traute sie ihrem Enkel nicht zu, ebensowenig aber, daß es ihm mit dem Projekt überhaupt ernst sei. Vielmehr vermutete sie dahinter eine Finte, welche Lenau brauche, um von dem lästigen Schul- und Lernzwang los zu kommen. Ihre Vorstellungen hatten weiter keinen Erfolg, als daß der eigensinnige Student nun das Jus samt der Philosophie an den Nagel hing und auf der Ackerbauschule zu Ungarisch-Altenburg sich der Ökonomie widmen zu wollen erklärte. Wahrscheinlich beeinflußte ihn dabei die Anhänglichkeit an den dort studierenden Freund Kleyle, der aus dieser Karriere bei Unterstützung seiner viel vermögenden Wiener Verwandten auf eine günstige Zukunft rechnen konnte. Lenau mochte für die eigne Zukunft dann auch auf die Hilfe des Freundes hoffen. Die Großmutter fügte sich den

Argumenten, und Lenau blieb vorerst in Preßburg. Kleine Liebeleien gaben Anlaß zu dichterischer Produktion, einzelne dieser Sachen wurden später in die Sammlung der Gedichte aufgenommen. Joseph Klemm*, damals Student der Philosophie und Lenaus intimer Freund, bezeichnet als in Preßburg entstanden die Gedichte „Unmögliches", „Frage", „Ghasel", „Der Unbeständige". Vieles andre bis zu dieser Zeit Gedichtete ist nach Schurz' Angabe gänzlich verloren gegangen.

Als Niklas seinen Aufenthalt in Ungarisch-Altenburg genommen, litt es die Mutter wieder nicht länger in Preßburg, mit ihrem Gatten und den Kindern kam sie ihm nachgereist; die Familie ließ sich in Wieselburg, eine halbe Stunde von Altenburg, nieder. Daß es hier abermals knapp genug herging, ist zu verstehen, da der Vater sich erst eine neue Praxis suchen mußte. Vom Studieren scheint bei Lenau nicht viel die Rede gewesen zu sein, wilde Ritte über die Heide, Spaziergänge mit seinem Freund Kleyle boten ihm Unterhaltung und gaben seinem poetischen Feuer Nahrung. Das Gedicht „Die Göttin des Glücks", I, S. 5, entstand dort. — Ob er erst hier oder schon früher angefangen habe, Tabak zu rauchen, findet sich in der Biographie nicht und erscheint auf den ersten Blick als eine lächerliche Frage. Leider aber hat der unmäßige Tabaksgenuß, dem sich Lenau seine ganze übrige Lebenszeit hindurch und besonders in den letzten Wochen vor dem Wahnsinnsausbruch ergab, zum Ruin seiner Gesundheit so viel beigetragen, daß die Bemerkung doch ein tieferes Interesse hat.

Des Landbaus war Niklas sehr bald überdrüssig; im März 1823 ging er nach Wien zurück und wollte nun etwas andres ergreifen, vermutlich das Studium der Arzneikunde. Das Zureden seines Schwagers fruchtete nichts, er setzte seinen Willen durch, blieb in Wien und überwarf sich von neuem mit der Großmutter, die über dieses Hin- und Herschwanken ernstlich böse wurde. Auch hierher kam ihm jetzt die Mutter samt ihrem Mann und den beiden Töchtern nach. Im März 1823 war bei keiner Schule mehr anzukommen, weshalb dieses Jahr gleichfalls für Niembsch' wissenschaftliche Ausbildung verloren ging. Da er auch nur selten zum Dichten sich angeregt fand, also eigentlich gar nichts zu thun hatte und ihm, wie sein Schwager Schurz berichtet, die Langeweile verhaßt war, so schlug er die Zeit damit tot, daß er recht fleißig das Neunersche Kaffeehaus** (in der Plankengasse der innern Stadt) besuchte. Hier fand er, wenn auch nicht gerade immer, Anregung, jedenfalls aber Unterhaltung im Kreis von Freunden, die gleich ihm der Dichtkunst und dem Billardspiel sich ergaben. Darunter zu nennen wären Seidl, Graf

* Klemm, an welchen Lenau ein Gedicht (S. 204) richtete, wurde später Hauslehrer bei einem reichen Wiener Kaufmann und ging dann nach Paris.

** Auch das silberne genannt, weil darin nicht nur das Kaffeegeschirr, sondern sogar die Aufhängehaken für Kleider und Hüte von Silber waren.

Auersperg, Baron Schlechta, Dräxler-Manfred, v. Hermannsthal, Braun v. Braunthal, Eduard Bauernfeld, Witthauer, Münch-Bellinghausen (Halm). Dann las er mit seinem Schwager zusammen in dieser Zeit sehr fleißig die Werke Klopstocks, Höltys, Bürgers und Jacobis und eignete sich durch die mehrere Jahre hindurch fortgesetzten Lesungen einen verständnisklaren und doch gemütwarmen, maßvollen Vortrag an, der seiner eignen Dichtweise sehr zu statten kam. War auf diesem Gebiet Schurz sein Lehrer, so vergalt er den Unterricht hinwiederum damit, daß er als der bessere Lateiner den Schwager in die Schönheiten des Horaz und Seneca einführte.

Mit Beginn des Schuljahrs 1824 trat er in den dritten Kursus der Philosophie ein, bestand die Prüfungen gut und entschloß sich im Herbst endlich, das deutsche Jus zu studieren, welchem er bis zum November 1826 treu blieb. Dann hatte er genug daran und besuchte von der Zeit ab die Hörsäle der Heilkunde. Seine Großmutter verzichtete darauf, ihn durch Vorwürfe, die erfahrungsgemäß bei der Eigenwilligkeit Niembsch' fruchtlos gewesen wären, zum Ausharren bei dem Studium der Rechtswissenschaft zu bewegen, entzog ihm aber auch ihre Unterstützung nicht und bewies dadurch, daß die ungünstige Beurteilung, welche ihr der Enkel in den Briefen an die Mutter hatte widerfahren lassen, durchaus nicht so begründet war wie ihr Unwille. Er hielt sich nun an die Heilkunde, bis er mit seiner Abreise nach Amerika das Studieren überhaupt aufgab (1832).

Sehr verwunderlich ist dieser von dem Dichter in dem Liede „Der Unbeständige" motivierte Wechsel des Studiums nicht. Es braucht nur an wenige Gedichte, z. B. „Der Raubschütz", „Am Grabe eines Ministers", „Die Lektion" und „Der Besuch" im „Faust", erinnert zu werden, um zu beweisen, daß er sich in den Kollegien der Philosophie, der Rechts- und Heilwissenschaft nicht behaglich fühlen konnte. Augenscheinlich war ihm nichts daran gelegen, die bisherigen Errungenschaften dieser Disziplinen in seinen Geist aufzunehmen, um das Kapital später zur Fristung des eignen Lebens zu verwerten. Ihm war es ehrlich und sehr um seine eigne Bildung zu thun, und bis zu dem Moment, wo eine höhere Gewalt in seiner Seele den Spiritus rector zerriß, hat er daran gearbeitet. Er stellte die höchsten Anforderungen an die Wissenschaft; wenn sie ihm auf seine Fragen keine Antwort geben konnte, war er unglücklich. Bei dem Studium der Physiologie sprang er einmal grimmig vom Buch auf und rief: „Was ist das für eine Wissenschaft, wo es immer heißt: das ist noch nicht klar, oder: über diesen Punkt sind die Meinungen geteilt ꝛc. Ist das Wissen, ist das Können? Ich will Licht, Klarheit, Wissen!" Seiner Freisinnigkeit und seinem Freiheitsdurst mochte das kodifizierte Recht wie ein kodifiziertes Unrecht erscheinen, und die Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens war geradezu ein Wurm, der an ihm nagte. Es ist wahrscheinlich, daß er sein ganzes

Leben hindurch die menschliche Wissensbeschränkung nicht als eine notwendige Folge der Geistesanlage des Menschen zugestanden hat.

Ging dieser oft wiederholte Wechsel in den Studien aus ehrlich gemeintem, auf das Ideale gerichtetem Streben hervor, und verdient er sogar in dieser Hinsicht eine gewisse Anerkennung, so war er allerdings vom praktischen Gesichtspunkt aus nicht zu billigen. Indem Lenau es verschmähte, sich einer zur Sicherung seiner Existenz verwertbaren Disziplin zu widmen, beraubte er sich des Mittels, jene Unabhängigkeit zu erwerben, deren er seiner ganzen Anlage nach nicht entraten konnte. Das Gefühl, von den gemeinen Bedürfnissen des Lebens abhängig zu sein, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Katastrophe herbeizuführen, welche sein Geisteslicht löschte, sechs Jahre vorher, ehe der Körper der Auflösung verfiel. Leider (darf wohl gesagt werden) wurde dieses Abhängigkeitsgefühl zu spät in ihm geweckt, die treue Hingebung seiner Mutter, die Unterstützungen der Großeltern und die Aussicht auf die Erbschaft der letztern, welche er schon als ganz junger Mensch (z. B. in den Briefen vom 28. Juni 1820, Mai 1821) nicht aus dem Auge verliert, ersparten ihm zur unrechten Zeit die Sorgen, was sich dann später um so bitterer rächte.

Einen sehr bösen Streich spielte ihm diese Sorglosigkeit und der daraus erwachsende Leichtsinn schon im Jahr 1821. Der Student, welcher wirklich Notwendigeres zu thun gehabt hätte, fing damals eine Liebschaft an, und was für eine! Die einst recht hübsche, nun aber sehr verblühte, dafür um so zänkischere Haushälterin eines Wiener „äußern Rats", d. h. bürgerlichen Beisitzers der Wiener Stadtobrigkeit, hatte eine Tochter, Bertha, ein schönes, leider sonst nichts als schönes Mädchen, und mit dieser Person wurde Lenau durch irgend einen fatalen Zufall im Lauf des Sommers 1821 bekannt. Das Zerwürfnis mit den Großeltern und seine dadurch hervorgerufene Abwesenheit von Wien unterbrach vorläufig den Umgang, der aber wieder aufgenommen wurde, sobald die Rückkehr nach der Hauptstadt (März 1823) erfolgte.

Am 8. Dezember 1823 schreibt Fritz Kleyle von Ungarisch-Altenburg aus an Niembsch: „Meinen Niembsch im Gebiet der Liebe als Held auftreten zu sehen, war mir im ersten Augenblick eine seltsame Erscheinung; doch bei ruhiger Betrachtung finde ich es wohl natürlich, daß ein tieffühlender Sohn der göttlichen Musen von einem Wesen, in dem das Wahre, Schöne und Gute in so lieblichen Formen sich darstellt, mächtig angezogen werden müsse. Ich wünsche Dir von ganzer Seele Glück zu dieser neuen Lebensfreude, die uns, nach einer allgemeinen Sage, am schnellsten über den Dunstkreis unsrer Erde hinaus in lichtere Sphären bringt." — Aus dieser überschwenglichen Epistel läßt sich zurückschließen, mit welcher Begeisterung Lenau das Wesen geschildert hatte. Nimmt man seine frühere Behauptung, daß er

den Wertmesser für Menschen und Welt bereits besitze, hinzu, so müßte diese Bertha ein Ausbund von Tugend und vielleicht auch Geist gewesen sein. Hören wir dagegen den Bericht des Schwagers Schurz („Leben Lenaus", I, S. 74), worin die Person und das ganze Verhältnis nach dem Leben und dazu mit sehr realistischem Pinsel gemalt erscheint. „Nach Lenaus Rückkehr schlossen sich die beiden desto enger aneinander, so zwar, daß Bertha mit ihrer Mutter Margarete eine eigne, wenn auch wohl dürftige Wohnung in der Nähe von Lenau bezog, worin er nun so manchen Nachmittag und Abend zubrachte. Da Bertha und ihre Mutter unfleißig und bequem waren (jene brachte manchmal den ganzen Vormittag im Bett zu), so verdienten sie sich auch nur wenig durch ihrer Hände Arbeit, und es lag daher deren Unterhalt fast ausschließlich dem erklärten Verehrer der Tochter ob. Woher aber sollte dieser, der infolge des Todes seines Großvaters nur das unzulängliche Vermögen von 500 Stück Dukaten anliegen hatte und zudem auch nicht hart genug gegen sich war, um seine üble Lage durch freilich unsäglich mühseliges Stundengeben nur einigermaßen zu verbessern, was ihm überdies als eines Edelmanns unwürdig gedeucht haben mochte — woher sollte dieser immer die genügenden Mittel dazu beschaffen? Seine ihn so heiß liebende Mutter ließ es sich ungeachtet ihrer eignen bedrängten Lage nicht nehmen, ihm auch hierin nach allen ihren Kräften beizustehen. Zwar begann auch die Großmutter ihren Enkel, als dieser im Jahr 1825 für das Jus sich entschied, auf unsre Verwendung wie früher zu unterstützen; allein auf der andern Seite vermehrten sich auch wieder durch die Geburt eines Töchterchens, das den Taufnamen Adelheid, aber übrigens nicht den Zunamen des angeblichen Vaters erhielt, dessen Bedürfnisse wesentlich. Er war daher oft von peinlichen Erhaltungssorgen gequält. Hierzu gesellten sich auch nie entschlummernde, ihn furchtbar nagende Zweifel an der frühern Reinheit und der spätern Treue der bloß schönen Geliebten, weiter die manchmal alle Schranken der Sitte durchbrechende Gemeinheit der Mutter derselben und endlich die trübe Zukunft, die seinem Sprößling, wenn er ihn ja dafür halten durfte, aus so verderblicher Umgebung einmal zu erwachsen drohte. Daher die wilde Zerrissenheit und Trostlosigkeit der frühern Gedichte Lenaus und sein keineswegs geheuchelter, sondern wirklich gefühlter und darum auch uns so ergreifender Schmerz. Das Verhältnis mit Bertha hatte sich übrigens schon im Sommer 1827, wo dieselbe mit Mutter und Töchterchen in Dornbach wohnte, nach einigen sehr heftigen Auftritten daselbst ziemlich gelockert, denn Lenau schrieb am 9. Juli 1827 aus Ungarisch-Altenburg, woselbst er sich bei seinem Freund Kleyle auf längerm Besuch befand, an seine eigne Mutter in Wien: ,Was Sie mir über das Benehmen Berthas meldeten, konnte mich nicht erschüttern, weil es mir nicht unerwartet war.

Der klare Beweis ihrer gänzlichen Entblößtheit alles Gefühls liegt wohl darin, daß sie im stande ist, unter solchen Umständen mit Unwahrheit umzugehen. Fürwahr, viel Kälte in einem so jungen Herzen! Ich habe der Bertha vorgestern geschrieben und ihr meinen festen Entschluß, nie wieder das alte Verhältnis zu erneuern, eröffnet. Haben Sie die Güte, sie zu besuchen und mir dann zu schreiben, ob mein Brief gewirkt habe, und was man nun zu unternehmen gedenke.' — Diese Verbindung schleppte sich ersterbend etwa noch ein Jahr lang hin und endete damit, daß sich Bertha einem Reichern, wenn ich nicht irre einem griechischen Handelsmann, anschloß, Lenau eine tiefe, nie ganz verharschte Wunde hinterlassend, die von Zeit zu Zeit frisch wieder aufbrach und heftig blutete. Mir selbst klagte Lenau im September 1834 sehr bitterlich, wie ihm die Erinnerung an jene herbe Geschichte in alle Freuden Wermut mische; besonders aber schilderte er mir die obenerwähnten Zweifel als höchst furchtbar.

„Unter Lenaus Gedichten nehmen auf dieses traurige Verhältnis besonders Bezug: ‚Sehnsucht nach Vergessen', ‚Das tote Glück', ‚Am Bett eines Kindes'. — Nach seiner Trennung von Bertha schrieb er endlich ‚Die Waldkapelle', in deren meineidiger weiblicher Gestalt (wie Klemm glaubt und ich mit ihm) er Bertha und in dessen wahnsinnig gewordener männlicher, mit nur zu richtigem Vorgefühl, er sich selbst zeichnet. Lenau erfuhr von Bertha späterhin nichts mehr. Nur ein einziges Mal, nach mehreren Jahren, als er einen Ausflug in das so schön gelegene, von den Wienern häufig besuchte ‚Krapfenwaldl' oberhalb Grinzing machte, sah er plötzlich ein hübsches Mädchen, das er nach Alter und Gestalt für Berthas und vielleicht sein eignes Töchterchen halten konnte, eine kleine Strecke lang unfern von ihm einherschreiten und ihn scharf ins Auge fassen, worauf es rasch wieder zurücklief und in einiger Entfernung von ihm ‚Mutter, Mutter' rief, welche Rufe sich wohl wie Dolchstiche in Lenaus alte Wunde einbohren mochten. Vielleicht war diese Begegnung die Veranlassung zu seinem Gedicht ‚Palliativ'."

Schurz gesteht ein, diese Mitteilung mit schwerem Herzen und nur der Wahrhaftigkeit zuliebe gemacht zu haben; das darf ihm auf's Wort geglaubt werden, und hier wird die Episode nacherzählt, weil sie zweifellos einen wichtigen Faktor zu dem spätern unglücklichen Schicksal des Dichters bildete, indem sie den Keimen seiner Hypochondrie eine leider nur allzu förderliche Nahrung gab. Sorglosigkeit und Eigenwille zwangen ihn in jenes unglückselige Verhältnis hinein, aus welchem er sich fast acht Jahre lang nicht herauszuwinden vermochte. Auf der Gemeinheit haftet ein Fluch, dem alles verfällt, was sich mit ihr einläßt, und dessen Wucht auch Lenau an sich erfahren mußte. Um die besten Jahre wurde er durch diese Liaison betrogen, und seinem übrigen Leben blieb als Erbschaft jener Epoche ein zehrender, das Beste verbit-

ternder Gram, der sich später in Groll über die eigne so verhängnisvoll wirkende Verblendung verwandelte. Beweis dessen ist die Korrektur, welche er im Jahr 1844 in dem Gedicht „An die Wolke", I, S. 67, vornahm. Poetisch anregend wurde diese Liebschaft erst, als sie in Trümmer ging, und es stimmt wehmütig, ihren Spuren in den Liedern zu begegnen:

Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir in's Mark gesenkt.
(„Robert und der Invalide.")

Hiermit wäre das folgenschwerste Ereignis dieses Zeitraums erzählt. Eine gefährliche Halsentzündung, welche Lenau zu Weihnachten 1825 befiel, ließ einen Krampf im Schlund zurück, der ihn manchmal belästigte und sich nie wieder ganz verlor. Das Gedicht „In der Krankheit", S. 193, nimmt darauf Bezug.

Im September 1825 hatte Schurz, seine Ferien benutzend, eine Fußtour nach Sirning bei Stadt Steyr gemacht, um den Dichter Schleifer kennen zu lernen, welcher dort kaiserlicher Herrschaftsverwalter war. Diese Bekanntschaft gestaltete sich später zu einer herzerfreuenden Freundschaft auch zwischen Lenau und Schleifer, welche beiden sich liebgewannen wie Vater und Sohn. — Im folgenden August unternahmen die beiden Schwäger eine Fahrt ins Gebirge, Lenaus erste, welcher dann bis zur Reise nach Schwaben alljährlich eine neue folgte.

Sein Freund Seidl hatte 1828 die Redaktion des Taschenbuchs „Aurora" übernommen und war im Jahr vorher zuerst gewürdigt worden, ein poetisches Produkt Lenaus aus dessen eignem Vortrag anzuhören; bisher las dieser seine Sachen nur dem engsten Familienkreis vor. Seidl, ganz entzückt von dem Gedicht (es waren „Die Jugendträume"), bat Lenau um Überlassung desselben, der dann, wenn auch nicht ohne Bedenken, den Abdruck in der „Aurora" gestattete. Es steht daselbst (Jahrgang 1828, S. 128) mit N. Niembsch unterzeichnet. Die „Wiener Modezeitung" vom 3. April 1830 brachte die „Werbung" mit der vollen Unterschrift „N. Niembsch v. Strehlenau". Dies waren die beiden einzigen Fälle, daß er sich bei Gedichten seines eigentlichen Namens bediente. Für alle spätern Publikationen nahm Niembsch die zwei letzten Silben seines Beinamens an und unterzeichnete sie immer mit Nikolaus Lenau. Den Anlaß dazu bot die S. XXIII erwähnte Angelegenheit.

Das Jahr 1829 war ein schweres für den Dichter. Am 24. Oktober verlor er seine ihm so teure Mutter durch den Tod infolge eines langen, von den unsäglichsten Schmerzen begleiteten Unterleibsleidens. Schurz sagt von ihr: „Es waltet kein Zweifel ob, daß Lenau seine großen Dichtergaben ausschließlich ihr verdankte; an dieser heißen, hellen Sonne entzündete sich sein gewaltiger Schöpfergeist. Nur brannte das Feuer bei der Mut-

ter nach außen, bei dem Sohne nach innen; sie war leichtblütig, gallsüchtig; er war schwerblütig, schwermütig. Ihrer blinden Nachgiebigkeit und ihrer übertriebenen Vergötterung des Sohns ist es wohl zuzuschreiben, wenn dieser etwas eigenwillig, bequem, launenhaft und wohl auch einigerweise selbstsüchtig ward. . . . Seinen Mut hatte er von ihr, seine Kühnheit, die sich rasch zu dem Äußersten entschließt, von ihr, aber auch sein Mißtrauen von ihr, seine ihn oft unendlich quälende Zweifelsucht. Kurz, wenn wir seiner, wie er da war, mit seinen großen Tugenden und Gaben und nur geringen Makeln und Gebrechen, liebend, bewundernd, ja mit höchster Verehrung gedenken, so dürfen wir auch ihrer, da er nicht nur Fleisch von ihrem Fleisch, sondern auch Geist von ihrem Geist gewesen, nicht ganz vergessen. Deshalb sei ihr Staub auf ewig gesegnet!" Dem Andenken seiner Mutter gewidmet sind im „Faust" die Stellen: „Der Abschied" und „Der Traum", unter den lyrischen Gedichten besonders „Zuflucht", „Der offene Schrank" und das Sonett „Der Seelenkranke".

Nach dem Tode der Mutter bezog Niembsch, der bisher bei der Familie seines Stiefvaters gewohnt hatte, ein Monatzimmer in der Stadt zusammen mit dem jungen feurigen Nikolaus Boloz v. Antoniewicz, einem galizischen Edelmann, dessen „Abschied von Galizien", I, S. 76, er aus dem Polnischen übersetzte und in die erste Auflage, dann aber nicht mehr unter seine Gedichte aufnahm, weil es nur eine Übersetzung und nicht ein ganzes Kind seines eignen Geistes war. Der enge Verkehr der beiden jungen Leute, sie wohnten vom November 1829 bis Ende Juli 1830 bei einander, blieb nicht ohne Einfluß auf die Entstehung von Lenaus „Polenliedern". Antoniewicz erzählt, daß Lenau in dieser Zeit sich oft mit der Guitarre zu einer wehmütigen Melodie (meist ungarische Lieder) oder zu improvisierten eignen Arien, die er entweder pfiff oder sang, begleitete. Meistens fing er mit Pfeifen an, dann ging er in Gesang über, wozu sich sogleich ein Text in ungereimten, manchmal auch gereimten Versen fand, alles tief lyrisch und dabei ihn selbst dermaßen ergreifend, daß ihm fast immer reichlich Thränen entflossen. Boloz schrieb manches davon ohne sein Wissen auf und bezeichnet diese Improvisationen als außerordentlich poetisch.

Im Jahr 1830 wollte Anastasius Grün (Graf Auersperg) Nikolaus' Gedicht „Glauben. Wissen. Handeln" in Spindlers „Damenzeitung" abdrucken lassen. Die österreichischen Preßverhältnisse machten es unrätlich, des Dichters wirklichen Namen darunter zu setzen, so unterzeichnete er es denn mit Nikolaus Lenau und behielt von da ab das Pseudonym bei.

In der Hälfte des Juni 1830 bestand Niembsch wieder zwei Prüfungen und bereitete sich auf die dritte und letzte mit so großem Eifer vor, daß seine Gesundheit darunter litt. Eine bezügliche Mitteilung Schurz' an den inzwischen nach Schloß Ort am Traunsee als Pfleger versetzten Schleifer

wurde von diesem mit folgenden, den trefflichen Mann kennzeichnenden Zeilen beantwortet: „Deine Nachricht von unsers Niembsch dämonischem Studieren ist mir gar nicht spaßhaft, denn es hat sich schon mancher zu schanden gelernt. Ich kann und mag das nicht für gut halten. Das Abarbeiten im Schweiße seines Angesichts mag der Körper des Pflügers, dem es gilt, und der dabei sich leidlich befinden mag, erdulden, doch auch dieser nicht übermäßig, nicht ohne Rast und Labung. Wenn ich aber sehe, daß ein wackerer Junge wie mein Niembsch den Geist einspannt, einjocht und hetzt wie ein Fiakerroß, so ist das vom Übel. Und was wird dabei gewonnen? Makulatur für das Gedächtnis und nichts weiter. Fluch über die Stubenhocker, die unsre Studienpläne ausbrüten! Aber die Kerls wissen und berechnen gar gut, daß dieses das sicherste Mittel ist, die Blume des Genies, den Dorn in ihrem Auge, im Keim zu ersticken, zu zertreten."

Die am 20. Juli abzulegende Prüfung wurde aufgeschoben und eine Erholungsreise zu Schleifer angetreten, welcher die Gedichte „Wanderung im Gebirge" zu verdanken sind. Den 13. August, Lenaus Geburtstag, feierten die Freunde durch einen Ausflug auf den Traunstein. Eine Sennin erheiterte die Gesellschaft durch ihren Gesang. Hieran knüpft das Gedicht „Die Sennin", S. 121, an.

Anfang September war Niembsch' Gesundheit so weit gekräftigt, daß er nach Wien zurückgehen konnte, um sich für die Prüfung zu präparieren. Er wohnte jetzt bei seinem Schwager Schurz im Schwarzspanierhaus am Alserglacis, dort, wo Beethoven seine letzten Lebensjahre verbracht hatte. Niembsch lernte eifrig, da — im Lauf des Monats, erkrankte die Großmutter und verschied schon am 26. September (1830). Ein gültiges Testament fand sich nicht vor, und die Hinterlassenschaft (etwa dreißigtausend Gulden in Silber) wurde nach dem Gesetz zu gleichen Teilen den drei Enkeln Therese, Nikolaus und Magdalene zugesprochen. Nun war es plötzlich aus und vorbei mit Lenaus Arbeiten zur Prüfung. Vergebens rieten ihm Schwager und Schwestern, vergebens schrieb ihm Schleifer einen eindringlichen Brief, diese letzte Prüfung zu machen, damit er durch die erworbene Qualifikation seine Zukunft sichere. Alles umsonst, Lenau war des nun zwanzig Jahre lang in der Frone getriebenen Lernens satt und versprach, mehr um seine Freunde zu beschwichtigen als in ernster Absicht, zu Würzburg oder Heidelberg, wo es schneller ginge, sich um die Erlangung des Doktorats zu bemühen. Vor allem lag ihm jetzt daran, seine Gedichte zu sichten und zu veröffentlichen. Da er sie in Österreich unmöglich herausgeben konnte (die Zensur hätte dies nimmermehr gestattet), so sollte die Publikation, wenn sich nicht anderswo Gelegenheit fände, in Stuttgart erfolgen. Er schrieb im Februar 1831 in dieser Angelegenheit an Braun v. Braunthal, damals Dramaturg des Königstädtischen Theaters zu

Berlin, als an den einzigen Freund, in dessen Hände er seine Gedichte, das „Um und Auf seines Erdenlebens", vertrauensvoll legen könne, und fragte bei ihm an, ob er ihm keinen Berliner Verleger zu vermitteln vermöge. Auch stellte er ihm seinen Besuch für den Mai in Aussicht. Danach aber mußte er ihm mitteilen, daß er an der Gelbsucht erkrankt sei, und sandte zugleich das Gedicht „Die Zweifler", S. 57, mit, welches Braunthal in dem Berliner Tageblatt „Der Freimütige" abdrucken ließ. Durch die Krankheit wurde Lenau auch an der projektierten Reise nach Schlesien verhindert, wo er seinen Freund Kleyle, der in Friedeck als Oberleiter der Erzherzog Karlschen Güter fungierte, hatte besuchen wollen. Ende Juni trat er seine erste Fahrt nach Baden und Württemberg an.

Sein Schwager schildert die damalige äußere Erscheinung Lenaus wie folgt: „Eher klein als groß, aber stämmig, um die Schultern breit; von vortrefflicher Lunge und Brust mit sehnigen Armen und Beinen; dazu voll Mut und Verwegenheit und stets gewaltiger Herr des Worts — wäre er ein vortrefflicher Husarenoberst gewesen. Sein sehr großer Schädel zeigt die Hilfsmittel des Dichters in höchster Ausbildung; das Haupthaar auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun; die Stirn besonders breit, über der kräftigen, sanft geschwungenen Nase sich gern stark faltend; die Brauen, wie bei Vieldenkern, sich oft zusammenziehend; die Backenknochen, wie bei Slawen (wie denn überhaupt Lenaus Gesicht an einen edlen Serben mahnte), etwas hervorragend; die unaufgeworfenen, schmalen Lippen entschlossen geschlossen; das Kinn wie abgehackt; endlich in den braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll Geist, Tiefsinn und Schwermut — welch ein herrliches Gesicht! Hand und Fuß aristokratisch fein und klein; die Haltung ein gemächliches Sichgehenlassen, meist gebeugt sitzend oder bequem liegend; auf gebogenen Knieen sich schwingender Gang; in Kleidung gewählt und zierlich fast, stets rein behandschuht und auf das Äußere mehr haltend, als man gewöhnlich bei Dichtern trifft: so war Lenau zu jener Zeit, als sein Name zuerst durch die Welt flog."

II.

Die Studien in Heidelberg fortzusetzen, in Stuttgart einen Verleger zu finden für die Gedichte, das war der Zweck dieser Reise, auf welche ihn die Schwester Therese mit großen Sorgen entließ. Nicht Ehrgeiz allein trieb ihn an, seine Poesien der Öffentlichkeit, vor welcher er sie so lange verborgen, zu übergeben, er mußte auch suchen, sich eine Einnahmequelle aus seinen Geistesprodukten zu schaffen. Wie Schurz berichtet, war Lenau „nie ein Verschwender, aber er meinte denn doch, ein Edelmann und zumal ein Dichter, der auf der Höhe der Menschheit geht, dürfe nicht wollen wie

ein Schuhknecht leben". Zu seinem Bedarf reichte der Ertrag der kleinen Erbschaft nicht aus, von welcher beiläufig ein großes Stück schon verschwunden war, da Lenau auf Zureden einiger Freunde damit zu spekulieren versucht hatte.

Nachdem er vorerst Schleifer besucht und den Traunstein bestiegen, traf der Reisende am 20. Juli in Karlsruhe ein und hörte im dortigen Theater den „Fidelio". „Da war ich wieder von einem Sturm der Empfindungen ergriffen und auf zwei Stunden ganz gewiß der Glücklichste auf Erden. Wenn ich an solche Genüsse zurückdenke, so vergeht mir der Mut, mit dem Schicksal zu rechten; denn es könnte das Schicksal auftreten mit diesen Götterstunden und sie mir vorhalten, und ich müßte mich schämen, daß ich sie für zu teuer bezahlt gehalten mit einer Reihe von leeren, verdrießlichen." Aber auch Land und Leute betrachtete sich Lenau genauer und fand, daß die Nachlässigkeit doch etwas Edles habe, mit welcher der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft, den Weinstock mit ein paar Schnitten abfertigt und dann nach Haus geht und Tabak raucht. In Ungarn sei der ganze Landbau eine bescheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß sie kommen möge mit ihren köstlichen Gaben; die Faust des Deutschen dagegen packe die gute Frau gleich an der Gurgel und würge sie so gewaltig, daß ihr das Blut aus Nas' und Ohr hervorquillt.

An Schwab in Stuttgart schickte Niembsch von Karlsruhe aus sein Gedicht „Der Gefangene" mit der Bitte, solches in's „Morgenblatt" aufzunehmen, und wollte dann nach Heidelberg abgehen, um seine Studien fortzusetzen.

Als von Stuttgart keine Antwort kam — natürlich, denn welcher Redakteur hätte Lust, Verse eines unbekannten Mannes zu lesen! —, machte Lenau sich auf den Weg und suchte Schwab persönlich auf. Auf solche Weise gemahnt, las dieser nun endlich das Gedicht durch, war davon entzückt, ließ es im „Morgenblatt" abdrucken, nahm sich der Herausgabe von Lenaus Gedichten eifrig an, und lief mit dem Manuskript in der Hand gleichsam Sturm gegen alle Bedenklichkeiten des Verlegers, so daß der Dichter seinen Wunsch schneller in Erfüllung gehen sah, als er hatte erwarten können. Am 29. August kam der Verlagsvertrag über die Gedichtsammlung zum Abschluß. Die Herausgabe verzog sich freilich wegen verspäteter Lieferung des Manuskripts bis in den Sommer 1832. Dieses Nichtfertigwerdenkönnen ist ein Grundzug im Wesen Lenaus, der bei allen größern Unternehmungen ebenso wieder zum Vorschein kommt, wie er schon dessen Lernperiode charakterisiert.

Der Dichter war überglücklich über die in Schwaben gefundene Aufnahme, er wohnte, Professor Schwabs dringend freundlicher Einladung folgend, ein Vierteljahr lang in dessen Haus. „Vielbereichert an schönen Er-

fahrungen über den wahren Menschenwert, reicher an manchem Freund und an Lebensmut und an Selbstvertrauen bin ich geworden seit unsrer Trennung", schreibt er am 5. Oktober 1831 an seinen Schwager nach Wien. „Bruder, ich habe eine poetische Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Justinus Kerner, habe Ebert hier getroffen; mein ganzes Leben war ein höchst poetisches. Die lebhafteste Teilnahme, die feurigste Ermunterung wurde mir zu teil von allen, die ich hier genannt habe.... Einige Stunden waren genug, uns zu Freunden zu machen. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im kalten Leben derer, die nichts haben von unserm Glück, mein Bruder!... In drei Monaten ist man hier mehr bekannt als zu Wien in drei Jahren." Diesem Dithyrambus, mit welchem auch das herrliche Lied „Das Posthorn" an den Schwager geschickt wurde, ist dann die Bemerkung angeschlossen, daß der Briefschreiber Ende des Monats nach Würzburg gehen werde, wo nach allem, was er darüber höre, die beste Anstalt sei. Anfang November schreibt er freilich von Heidelberg aus, er studiere dort und werde den Winter über auch da bleiben, weil er in Würzburg vor einem Jahr nicht promovieren könne, hier aber schon zu Ostern.

Inzwischen, gleich zu Anfang seines Stuttgarter Aufenthalts, bot sich Lenau eine Bekanntschaft, worüber er selbst an seinen Schwager ausführlich berichtet (Brief vom 8. Nov. 1831): „Den 22. August machte ich mit Schwab, seiner Frau und Tochter einen Spaziergang. Unterwegs begegnete uns ein Mädchen und gesellte sich zu uns. Ein wohlgebildetes Mädchen! dacht' ich bei mir selber, ging aber, meine Pfeife rauchend, fort, ohne mich viel um das Mädchen zu bekümmern. Sie verbarg sich auch so ängstlich unter ihrem Hut und eilte mit Schwabs Sophie immer so voraus, daß ich wenig Muße hatte, sie zu beobachten. Wir kommen nach Hause, sprechen vom Klavierspiel, und mein schüchternes Lottchen muß sich gedrungen zum Klavier setzen. Sie spielte ein sehr schönes Menuett von Kreutzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als ich das sah, fühlt' ich bereits, daß meine Seele mit zu zittern begann, denn sie spielte bei aller Beklommenheit mit bezauberndem Ausdruck. Wir gingen auseinander; jener Eindruck verlor sich, und ich war heiter und unbefangen wie zuvor. Nach einigen Tagen ging ich in großer Gesellschaft an einem sehr schönen Nachmittag nach Gaißburg, einem benachbarten Dorf, wo ein hübscher Garten die lieben Stuttgarter oft zu versammeln pflegt. Hier war es, glaub' ich, wo ich den ersten Eindruck auf sie gemacht. Auf allgemeine Aufforderung las ich meine ‚Waldkapelle' vor. Das gefiel allen, besonders aber, glaub' ich, Lotten. Wir trennten uns wieder, ohne daß ich mich nur ein Haar breit genähert hätte. Nach einigen Tagen war musikalische Unterhaltung, und hier sang sie die ‚Adelaide' von Beethoven ganz göttlich. Meine Bewegung zu verbergen, stellt' ich mich hinter einen eisernen Ofen und drückte und biß

das harte Eisen und benetzte es mit meinen Thränen. Jetzt kommt es Schlag auf Schlag. Wir setzen uns im Kreis zum Thee, und ich sehe Lottchen mit Schwab flüstern, nähere mich und höre, daß sie sich erkundigt, ob nicht bald wieder ein Gedicht von mir im ‚Morgenblatt' erscheinen werde (die ‚Waldkapelle' war mittlerweile abgedruckt), und Schwab entdeckt mir heimlich, daß Lotte sich dieses Gedicht abgeschrieben habe. Bruder, sage selbst, ob das alles nicht zum Teufelholen ist? Noch immer hielt ich mich fern. — Jetzt kommt wieder ein Spaziergang und zwar auf die Solitüde, ein einsames Lustschloß des Württemberger Königs, in ziemlich großer Gesellschaft. Der Zufall wollte es aber, daß ich mit einer Frau zu gehen kam, der Hofrätin Reinbeck, einer ausgezeichneten Landschaftsmalerin. Diese verwickelte mich so sehr in ein interessantes Gespräch über Kunstgegenstände, daß ich aushalten mußte, wollte ich nicht unartig sein. Im Schloß wurde gegessen und getrunken, tüchtig. Das erhitzte mich sehr, auch blickt' ich einige Male scharf auf die Lotte hin und drückte dem Schwab die Hand, daß er aufschrie. Nach Tisch lagerten wir uns alle in einem Walde, die Frauenzimmer sangen, und ich wollte des Teufels werden. Dann gingen wir nach Haus, ich aber sagte der Lotte nichts. In einigen Tagen sagte mir die Schwab, welche meine vertrauteste Freundin ist und mir einigermaßen meine liebe Resi (seine Schwester Therese, Schurz' Gattin) ersetzt: Lottchen hat bei Tisch (auf der Solitüde) ihre Nachbarin und Freundin, Fräulein K., gebeten, den Herrn Niembsch schnell und heimlich mit ein paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeichnen. Bruder, das ist zu arg, das fuhr mir so schmerzlich durch die Seele, daß ich die Nacht darauf nicht schlafen konnte. Die ganze Nacht schwebte mir ihr Bild vor. Hier hast Du ein paar Züge davon. Voller, üppiger Körper, den aber ein edler Geist beherrscht. Daher leichter Gang, Anmut aller Bewegungen; besonders schön und umfaßlich über den Hüften. Edles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen; besonders ist die Stirn kindlich-fromm-gütig und doch so geistig. Marsch mit der dummen Beschreibung! Sie ist ein sehr liebes Mädchen. Aber ich werde diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich andern keins abgeben kann. Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiß. Werd' ihr entsagen. Aber ich fühle mich jetzt geschlagener als je. Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist mir verdächtig. Ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abschieds und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem bessern Begriff von seiner Gastfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe! Bruder, das ist mir verdächtig."

Die selbstgestellte Aufgabe des Entsagens zu lösen, war für Niembsch doch schwerer, als er glaubte, und seine Stimmung eine sehr trübe und auf-

geregte. Das Heidelberger Studium, von welchem er anfänglich große Ausbeute für sein Wissen erwartete, wurde drei Wochen nachher (Brief vom 1. Dezember 1831 an Mayer) mit den Worten abgefertigt: „Von meinem hiesigen Leben kann ich Dir nicht viel Erfreuliches sagen. Das Klinikum ist äußerst arm an lehrreichen Krankheitsfällen, so daß ich meinem Zweck, praktische Medizin zu lernen, kaum irgend näher komme.“ In einem andern Brief aber findet sich die Stelle: „O Kerner, Kerner, ich bin kein Asket, aber ich möchte gern im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieser Schwermut, die sich nicht wegscherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Mir wird oft so schwer, als ob ich einen Toten in mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die, einmal zerschnitten, nie wieder ganz werden. Mir ist, als wäre etwas in mir zerrissen, zerschnitten. Hilf, Kerner! Hier erhalten Sie ein Herbstblatt, das meinem Herzen entfallen ist.“ Nun folgt das Gedicht „Herbstgefühl“, S. 52.

Der Brief vom 1. Dezember an Mayer enthält das trübselige Eingeständnis: „Meine Seelenverstimmung wird von Tag zu Tag ärger, beginnt nun auch ziemlich merklich auf meinen Körper zu reagieren. Ich fühle meine Kräfte schwinden. Möchte es doch damit so fortgehen! ... Das einzige Palliativmittel für mich ist Vertiefung in ein geistreiches Werk. Und so hab' ich mich jetzt in die Schriften Spinozas vertieft. Aber ich mag nun wandern im Gebiet der Poesie oder der Philosophie, so stöbert und schnuppert mein Scharfsinn vor mir herum, ein unglückseliger Spürhund, und jagt mir richtig immer das melancholische Sumpfgeflügel der Welt aus seinem Versteck.“

In den letzten Tagen des Jahrs war er wieder in Stuttgart. Er sah auch Lotte und „nahm von ihr einen Eindruck mit, der sein ganzes Leben durchdrang“. „Der Roman, den Du so köstlich fandest“, schreibt er an Schurz, „ist etwas traurig worden. Ich kann darüber nicht schreiben, aber erzählen will ich euch einst. Das Mädchen hat durchaus eine ideale Richtung. Sie ist anbetungswürdig. Genug! ich werde sie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe.“ Und im Brief an Mayer (vom 15. Januar 1832) heißt es: „Ich habe eine Neigung niederzukämpfen gesucht, das gelang mir schlecht bis jetzt. Wenn ich mich zu zerstreuen meine tagesüber mit Lesen, Guitarrespielen, Schreiben, Herumlaufen ꝛc., kommen die Träume bei Nacht und rütteln an meinem Herzen. So bin ich diese Nacht plötzlich erwacht mit laut pochendem Herzen und nassen Augen aus einem Traum, von dem meine Seele noch erschüttert ist. Die Lotte trat zu mir, während ich mit frohen Brüdern beim Wein saß und sang: ‚Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt, juchhe!‘ — sie trat zu mir, um Abschied zu nehmen. Ich meinte, ich müßte sterben vor Schmerz, und ließ sie doch

gehen. Doch das alles sei nur Dir gesagt, lieber Freund. Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer, und meine Liebe schmerzliches Entsagen.“ Dem Brief waren die „Schilflieder“ und „Winternacht“ beigefügt und als diejenigen Produkte der Muse bezeichnet, welche seit der Rückkehr von Stuttgart, also zwischen dem 6. und 15. Januar, entstanden seien. Sechs Tage später schreibt er an denselben Freund: „Ja, ich will leben, arbeiten, handeln; doch ich entscheide, für wen und wozu. Du hast mich so ganz wiedergestellt in meine Kraft, daß ich mit kühnen Entwürfen umgehe. Ich will noch was Tüchtiges leisten in der Kunst; ich will arbeiten für die Welt und mich veredeln für meine Freunde. Niederkämpfen werd’ ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heiraten ich nicht entschlossen bin, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor meinem Herzen freizugeben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren, sie soll mir mein Leben verschönern für alle Zeit.“

Seinem Freund Klemm, damals in Paris, welcher im Winter auch Stuttgart besucht, Lotte gesehen und Lenau angeregt hatte, dieses schöne Verhältnis festzuhalten, antwortete er am 17. Februar: „Du schreibst mir viel von der lieben Lotte. Ich wußte wohl, daß sie auch Dir gefallen müsse. Ein Leben an der Seite eines solchen Weibes ist freilich das Beste, was Du mir wünschen kannst; aber, aber, ich glaube, ich bin dafür verloren. Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heiraten. Nur der freudige Mensch hat Lust und Liebe, das Leben, wo und wie es sich ihm bieten möge, rasch und glücklich zu erfassen, um sich und die Seinigen mit Ehren durch die Welt zu schlagen. Mein Innerstes ist durch die Geschichte, die Du wohl kennst (Bertha), tief verletzt, und scheint mir darin eine Sehne gerissen zu sein, die wohl nimmermehr ganz wird. Der Dichter Stoll sagt: ‚Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen‘. Ich habe nicht den Mut, diese himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften. Alles in der Welt hat seine Zeit. Bei uns, Bruder, ist die Zeit der Liebe, täuschen wir uns nicht! vorüber. Vorüber ist die schöne Zeit, wo die ganze Sehnsucht unsrer Seele von einem lieben Weib gefesselt wird und wir uns mit ihr einschließen in eine Hütte in seliger Genügsamkeit. Der Ernst des höhern Lebens hat uns ergriffen und die tiefere Sehnsucht nach einem andern Dasein. Versuchen wir es aber, uns einzuschließen in die Hütte der Liebe, so wird jener Ernst an die Thür kommen und pochen, und wir werden uns losreißen aus den Armen des liebenden Weibes, das seinen süßen Traum noch nicht ausgeträumt hat, und es wird weinen und unglücklich sein.“ Beiläufig sagt er mit bezug auf seine Heidelberger Studien, „er werde nur noch ganz kurze Zeit dableiben, die Leute seien so

trockne, geistlose Wissenschaftler, daß ihm angst und bange unter ihnen werde".

Als er im Mai desselben Jahrs, mit Vorbereitungen zu seiner Reise nach Amerika beschäftigt, sich wieder in Stuttgart aufhielt, flammte sein Gefühl für Lotte von neuem auf, wofür die folgenden Sätze aus einem Brief an Mayer sprechen: „Ich schreibe Dir das alles in einem stark bewegten Zustand meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelstunde vorübergegangen am Fenster der geliebten Lotte. Ich schlafe nämlich im Gasthof, indem Schwab, Gäste erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, so gern er es auch gethan hätte. Das ist mir nun in einer Hinsicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenstern meiner Lotte stehen und hinaufblicken, wo sie schläft, und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenster hineinschütten. Freund, ich liebe das Mädchen unaussprechlich; Dir aber sag' ich ganz leise: mir scheint, es hat sich ein andrer Geist, als der Dämon des Unglücks, in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine bessere Existenz schaffen." Dieser Selbsttäuschung, etwas andres war es nicht bei dem ewig von dem Mehr oder Minder der Gefühlserregung hin und her geworfenen Lenau, wurde in der allernächsten Zeit ein Ende gemacht. Denn in dem Schreiben vom 19. Mai meldet er seinem Schwager Schurz: „Von meiner Lotte bin ich getrennt. Das Mädchen hat die Sache sehr ernst genommen, und da ich keine Aussichten auf Heiraten geben kann, jetzt gar nach Amerika gehe, ist die Mutter um die Gesundheit des sehr gefühlvollen Mädchens bekümmert und hält uns auseinander. Hilft aber nichts. Wir lieben uns doch und werden es immer thun, obwohl wir nie ein Wort davon gesprochen. Das ist ein ganz eignes Verhältnis."

Auch seinem Freund Mayer erzählte er: „Man ist hineingefahren unter die stillen Keime unsrer Liebe, ehe wir uns gegeneinander selbst geäußert hatten". Nach diesen ausdrücklichen Worten Lenaus erscheint die mehrfach verbreitete Ansicht, zwischen dem Dichter und Lotten habe ein ausgesprochenes Verlöbnis bestanden, als auf einem Irrtum beruhend. Ob nur das noch frisch in der Erinnerung stehende Unheil, welches ihm aus der Hingebung an Bertha erwachsen, ob nur diese fatale Enttäuschung und eine davon zurückgebliebene Unsicherheit ihn abgehalten, sich gegen Lotten zu erklären und den Schritt zu thun, den er selbst als das Beste bezeichnete, was man ihm wünschen könne, oder ob noch andre Gründe mitgewirkt, scheint zu eingehenderer Untersuchung nicht geeignet. Genug, daß die deutsche Lyrik der Begegnung dieser beiden reichbegabten Persönlichkeiten einige Perlen verdankt, die sie zu ihren glänzenden zählen kann. Die „Schilflieder", wonach die Dame in ihrem Freundeskreis den Namen „Schilflottchen" erhielt, gehören mit zu dem Hervorragendsten, was Lenau

geschaffen, und üben auf jedes Gefühl, das dem wahrhaft Schönen zugänglich geblieben, einen unwiderstehlichen Zauber aus. Die Stunden höchster Dichterstimmung, in welchen die „Schilflieder" entstanden, dürfen wohl als ein Geschenk Gottes betrachtet werden, das er dem deutschen Genius gemacht hat.

Lotte war die Tochter von Christian Heinrich Gmelin. Ihr Vater, geboren 1780 in Tübingen, 1801 Dr. jur. und Hofadvokat, 1805 Professor der Rechte in Bern, 1813 in Tübingen, kam 1824 als Oberjustizrat nach Ulm. Nach seinem noch in demselben Jahr am 13. Dezember erfolgten Tod siedelte die Mutter, eine Tochter des berühmten Kupferstechers Johann Gotthard v. Müller, mit Charlotten nach Stuttgart zu ihrem Vater über. Dieser starb nicht lange vor Lenaus Ankunft daselbst, am 14. März 1830. Charlotte heiratete später den Oberamtsarzt Hartmann in Göppingen und weilt gegenwärtig (1882) als Witwe noch unter den Lebenden. Wenn sie auch in der Jugend ihrem Äußern nach keine eigentlich poetische Erscheinung war, so besaß sie doch den Vorzug einer zauberhaft schönen Stimme und eine Vortragsweise des Gesangs, von welchem noch jetzt alle in der Erinnerung entzückt sind, die sie in dieser Zeit gekannt und gehört. Mit bezug auf diese Angelegenheit äußerte sich Schwab, der das Projekt einer Verbindung zwischen den jungen Leuten lebhaft protegiert hatte und durch Lenaus Benehmen etwas verstimmt war: „Lenau zieht einen schwarzen Faden durch das Leben seiner Freunde".

Die hervorragendsten Persönlichkeiten des Freundeskreises, welchen sich durch Gustav Schwabs Vermittelung Lenau in Schwaben gewann, sind Uhland in Tübingen, Kerner in Weinsberg, Graf Alexander von Württemberg, Gustav Pfizer, Karl Mayer in Waiblingen und die Familien Hartmann und Reinbeck in Stuttgart. Die Verhältnisse der beiden erstgenannten Dichter sind bekannt. Graf Alexander von Württemberg, der Vetter des Königs von Württemberg, „ein prächtiger Kerl", wie ihn Lenau nennt, „wild und mutig, ritterlich und herzlich", selbst ein sehr begabter Dichter und begeisterter Verehrer Lenaus, lag damals als Oberst eines Reiterregiments zu Eßlingen in Garnison. Unweit der Stadt hatte er in Serach eine allerliebste Besitzung, eine in ländlicher Art erbaute reizende Lusthalle in Verbindung mit einer höchst geschmackvollen Gartenanlage, wohin er Lenau häufig einlud. Die beiden Freunde, in Invidualität, Gestalt, Persönlichkeit so sehr verschieden, waren doch zugleich so innig verbunden durch Geist, Gemüt und Poesie. Lenaus Stellung dem Grafen gegenüber blieb stets durchaus einfach und würdig. Er scheute sich nicht, ihm offen, ohne Rückhalt seine Ansichten auszusprechen und sogar recht oft in bezug auf die Richtung, welche Graf Alexander in der Dichtungsform nahm, wenn auch nur scherzend als Mentor aufzutreten. Karl Mayer,

damals Oberamtsrichter in Waiblingen, wurde 1843 als Rat des königlichen Gerichtshofs nach Tübingen versetzt. Diesen von Heine so sehr und so sehr mit Unrecht Verhöhnten, denn er zeichnete sich durch einen liebenswürdigen, milden Charakter und eine höchst nachahmungswürdige Bescheidenheit aus, nannte Lenau „ein wahres Freundesgenie mit einer Freundeszärtlichkeit, die unter die moralischen Seltenheiten gehöre". Er publizierte Gedichte meist kleinen Umfangs, weil ihm sein Amt zur Ausarbeitung größerer Werke keine Zeit ließ, von innigster Liebe zur Natur Zeugnis ablegende epigrammartige Liedchen. Lenau schätzte die „tief saftgrünen" Geschöpfchen hoch.

Der Geheimrat August Hartmann in Stuttgart „mit dem schönen Ernst und den wirtlichen Augenbrauen", der Onkel Mayers und Vater von vier Töchtern, verlor gerade um die Zeit von Lenaus Aufenthalt in Stuttgart (Anfang Mai 1832) seine Gattin durch den Tod. „In diesem Haus habe ich auch viel Liebe erfahren", schreibt Lenau kurze Zeit vor dem Sterbefall. „Der alte Herr, ein großer, stattlicher, sehr ernster und ebenso gutmütiger Mann. Die Mutter, eine geborne Italienerin, sehr lebhafte alte Frau; Fräulein Julie ungeheuer gebildet, Fräulein Mariette dito; malt allerliebst. Die dritte ist Lotte; gutes liebes Mädchen; singt angenehm. Die vierte Tochter, eigentlich die erste als die älteste, ist an Hofrat Reinbeck verheiratet. Das ist eine köstliche Frau. Du findest in meinen Gedichten eins mit der Überschrift: ‚In das Stammbuch einer Künstlerin'; das ist die Reinbeck. Ein ganzes Zimmer hat die Frau mit herrlichen Landschaften (Ölgemälden) behängt, alles ist ihre Arbeit. Meine Waldkapelle hat sie auch gemalt in zwei Bildern! Herrliche Bilder! Reinbeck ist Schriftsteller; Novellen, Dramen sind von ihm da. Die wohnen nun alle in Einem Haus beisammen, das sie für sich, nur für sich gebaut haben. Was Traulicheres, Liebevolleres gibt's nicht als das Zusammenleben dieser Menschen. Alle Schöngeister, die nach Stuttgart gekommen, haben sich in diesem Haus eingefunden. Matthisson, Tieck, Jean Paul, Rückert u. a. waren oder sind noch intime Hausfreunde. Ich bringe täglich mehrere Stunden zu mit den geistreichen Frauenzimmern."

Das Reinbecksche Haus bildete bei seinen später alljährlich wiederholten Reisen nach Stuttgart immer Lenaus Absteigequartier.

Während dieser poetisch so reich gesegneten Zeit gelangten die Keime eines andern Plans, die sich schon bald nach dem Antritt der Erbschaft gezeigt hatten, zur Entwickelung. Das Doktoratsexamen wurde nicht gemacht, aus war es mit dem Studium der Medizin, Niembsch war, wie Kerner am 11. März 1832 an Mayer schreibt, ganz besessen von Amerika, und gleichzeitig mit der Korrektur seiner ersten Sammlung der Gedichte, welche Anfang Mai die Presse verließen, wurden unter großen Hoffnun-

gen die Vorbereitungen zur Reise nach der „neuen, freien Welt“ getroffen, nach dem Land, welches sich die Dichterphantasie als neues, besseres Vaterland vorstellte. (Siehe „Abschied“, I, S. 103).

III.

„Was ich nach Beendigung meines Kursus thun werde, wissen die Götter. Vielleicht findet sich dann eine Aussicht, Choleraarzt nach Frankreich, England zu reisen. Ich würde so etwas annehmen, um recht in der Welt herumzufahren. Die Betrachtung des Menschenlebens in seinen mannigfachen Erscheinungen ist mir der größte Reiz nach dem Reiz, den die Natur für mich hat. Die bleibt doch meine liebste Freundin, und das Menschenleben ist ohnehin nur das Bild der Natur, wie es sich macht in den bewegten Wellen unsrer Triebe. Die Poesie bleibt nicht deine liebste Freundin? fragst du vielleicht. Nein, ich kann sie keine Freundin nennen; ich glaube, die Poesie bin ich selber; mein selbstestes Selbst ist die Poesie.... (Brief vom 8. November 1831 aus Heidelberg.) Ich reise diesen Frühling nach Amerika. — Gefällt es mir in Amerika, so bin ich gesonnen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben; wo nicht, kehr' ich um und überlasse mein Eigentum der Gesellschaft zur Administration. Aber es wird mir hoffentlich gefallen. Der ungeheure Vorrat schöner Naturszenen ist in fünf Jahren kaum erschöpft. ... Dort will ich meine Phantasie in die Schule der Urwälder schicken, künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, meines Gemüts betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerst Du dich des Gedichts von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerz zu haben? Ich will mich selber an's Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles andre gern in die Schanze schlägt der Kunst zuliebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab sagt in einem sehr schönen Gedicht: ‚Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit'; ich möchte sagen: ‚Die Kunst ist Sorge und viel Arbeit‘. Ganz unrecht hat Schiller, wenn er gegensätzelnd sagt: ‚Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst‘; ich sehe mehr Ernst in der Kunst als im Leben, wo alles vergeht, Lust und Schmerz, während in jener allein Bestand ist und Ewigkeit. ... (Brief vom 13. März 1832.) Den Niagara will ich rauschen hören und Niagaralieder singen. Das gehört notwendig zu meiner Ausbildung. Meine Poesie lebt und webt in der Natur, und in Amerika ist die Natur schöner, gewaltiger als in Europa. Ein ungeheurer Vorrat der herrlichsten Bilder erwartet mich dort, eine Fülle göttlicher Auftritte, die noch daliegt jungfräulich und unberührt wie der Boden der Urwälder. Ich verspreche mir eine wunderbare Wirkung davon auf mein Gemüt. ... Vielleicht geht mir mit der Neuen Welt zugleich eine neue Welt in der Poesie auf. Ich fühle wirklich etwas in mir

schlummern, ganz verschieden von dem, was ich bis jetzt gewesen; vielleicht wird dieses Unbekannte aufgeweckt werden vom donnernden Ruf des Niagara. Wie schön ist schon der Name Niagara! Auch wird mir's lieb sein, wenn ich eine Zeitlang nichts von der verdammten Politik werde zu hören kriegen. Bruder, die Politik ist wirklich etwas Ekelhaftes, zumal wenn man ein ewiges Politisieren hört, wie hierzulande." (Brief vom 16. März 1832.)

Lenau war allerdings ganz besessen von Amerika, das sieht man aus diesen Briefstellen. Er verband mit der Absicht, seiner Phantasie Material zu sammeln, auch noch die andre, sein Vermögen auf den Ankauf von Ländereien zu verwenden und sich dadurch eine Rente zu schaffen, welche ihm eine sorgenfreie Existenz in Europa gestatte. Zu dem Ende hatte er sich in den ersten Tagen des März 1832 in den Ulmer Verein der Auswanderer mit einigen Aktien eingezeichnet. Die Gesellschaft, aus 200 Köpfen bestehend, wollte sich am Missouri niederlassen, vorläufig aber eine Kommission dahin absenden, um Land anzukaufen und die Kolonisation vorzubereiten. Sich diesem Vortrab anzuschließen, war Lenaus Absicht. So schreibt er am 13. März; am 15. März wird das Projekt natürlich schon wieder verworfen und die Abreise mit dem Gros der Auswanderer auf den 1. Mai festgesetzt. In diesem Briefe (von Heidelberg aus an Kerner) findet sich auch eine jener prophetischen Stellen, deren so manche in den Lenauschen Briefen und Gedichten vorkommen: „Gestern Abend, gleich nach meiner Ankunft, war ich bei Herrn Zimmerle, dem lieben, ehrwürdigen alten Juden; es war ziemlich zahlreiche Gesellschaft vorhanden, da sprach ich über Geistergeschichten mit solcher dämonischen Weihe, bis meine Augen dabei so kurios herumschweiften, daß die Mädchen anfingen zu weinen vor Schaudern. Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja ..."

Eine andre Wahnsinnsszene tragierte er einige Monate später auf der Reise von Weinsberg nach Stuttgart (Ende Mai 1832) in Begleitung seines Freundes Matushinsky. Es befanden sich noch einige Passagiere, unangenehme langweilige Menschen, im Eilwagen. Matushinsky mußte heimlich genommener Verabredung gemäß den Dichter für einen Geisteskranken ausgeben, der in das nächste Irrenhaus gebracht werden sollte. Um die lästigen Mitglieder der Gesellschaft von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen, spielte Lenau den Verrückten mit einer solchen Meisterschaft, daß nicht allein die von dem frevelhaften Spiel nichts ahnenden Reisegefährten, sondern auch Matushinsky bis zum Entsetzen erschüttert wurden. Als die unangenehmen Gäste dadurch glücklich entfernt worden, gab Lenau natürlich sogleich seinen Wahnsinn auf, versicherte aber auf das befremdliche Erstau-

nen seines Freundes über die Vollkommenheit, mit welcher er die Geisteszerrüttung dargestellt habe, daß er im Ernst schon oft sich mit der Befürchtung geängstigt, er könne einmal den Verstand verlieren. „Du kennst die Geschichte von Phaethon und den durchgehenden Sonnenrossen!" sprach er melancholisch lächelnd; „wir Dichter sind alle solche phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eignen Gedanken geschleist werden können."

Alle Wohlmeinenden, welche das Abenteuerliche des Amerika-Projekts zu beurteilen im stande waren, rieten davon ab, freilich vergebens, wie das bei einem Lenauschen Vorhaben selbstverständlich war. Die Regierung verweigerte die Sanktionierung der Aktiengesellschaft, worum sie angegangen worden, weil sie nach Durchsicht der Pläne und bezüglichen Aktenstücke sich überzeugt, daß das Ganze gar keine Garantie biete. Sie warnte sogar öffentlich vor dem Unternehmer und seinem Unternehmen, damit die Teilnehmer an der Expedition nicht in Schaden gerieten. Niembsch nahm aber diese Warnung entweder nicht genug zu Herzen, oder er ließ sich zu leicht wieder beruhigen, denn er blieb bei der Gesellschaft und reiste mit ihr ab.

Nachdem der Tag der Abfahrt so und so oft hinausgeschoben worden, konnte sie endlich Anfang Juli von statten gehen. „Die wiederholte Verzögerung in der Abreise machte bei den Auswanderern böses Blut, und die Erbitterung wuchs, weil Beförderung und Versorgung den berechtigten Erwartungen ganz und gar nicht entsprachen. Als der Unternehmer der Expedition mit seinem Bruder endlich Anfang Juli auf das langsam rheinabwärts segelnde Schiff nachkam, brach der Sturm gegen ihn los. Die armen Leute, unter denen viele ohnedies nur mit großem Kummer vom Vaterland schieden, zumal die Kinder bei der Abfahrt laut jammerten: Nicht nach Amerika! Nicht nach Amerika! wählten Niembsch, als den weitaus angesehensten und gelehrtesten unter ihnen, zum allgemeinen Sachwalter und beschworen ihn, ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Niembsch errichtete einen altdeutschen offenen Schöppenstuhl, wozu er die vertrauenswürdigsten Männer wählen ließ, und zog den Reise-Unternehmer zur Verantwortung. Als alles wie Rechtens verhandelt und der Angeklagte seiner Vertragsverletzungen klar überwiesen worden, fällte Niembsch das Urteil über ihn und ließ ihn in Vollziehung desselben unter das Verdeck des Schiffs in strenge Haft setzen. Später aber, wohl in Holland, verklagte der Gerichtete den Richter wegen angemaßter Gewalt und eigenmächtiger Freiheitsbeschränkung, und Niembsch hätte beinahe noch große Verdrießlichkeiten aus dem Handel gehabt; glücklicherweise für ihn lag die betrügerische Absicht des Unternehmers so klar am Tage, daß sein, Niembsch', Verfahren als dadurch gerechtfertigt anerkannt werden konnte." So erzählt Schurz

ein Vorkommnis auf der Rheinfahrt; die nun folgenden Notizen über die Reise und den Aufenthalt in Amerika sind den eignen Briefen Lenaus entnommen.

Auf dem Rhein, 2. Juli 1832. Die schönen Gestade des Rheins schwinden an meinem Kajüttenfenster vorüber. Still-bescheidene Schönheit ist ihr Charakter, wie der einer schönen deutschen Seele. Nie hab' ich so schöne Dörfer gesehen, so viel Ruinen und Kapellen, wechselnd mit frischen Wäldern, Weingärten rc. Nur schade, daß die Menschen gar so schrecklich fleißig sind und jedes Fleckchen Erde bändigen.

Amsterdam, 25. Juli 1832. Meine Reise war im ganzen nicht angenehm. Mein Paß machte mir viel Aufmerksamkeit und Vorsicht nötig. Das absolutistische Gesindel in Mainz, besonders aber in Rheinpreußen, fragt nach Pässen mehr, als ich geglaubt hatte. Mit Hilfe meines Schiffsmanns kam ich durch. An der holländischen Grenze aber war's am ärgsten. Mein abgelaufener Paß konnte kaum für eine halbe Legitimation über meinen Stand rc. gelten. Der Bürgermeister in Lobith, dem holländischen Grenzort, machte Miene, mich zurückzuschicken. Zum Glück traf ich in dem kleinen Nest einen enthusiastischen Musiker in der Person eines Zollbeamten. Dieser, abgeschnitten von jeder musikalischen Seele in seinem miserablen holländischen Flecken, schnappte nach mir wie nach einem Leckerbissen. Ich mußte mich schon bequemen, die scheußlichsten Duette für Violine und Klarinette mit dem Kerl täglich mehrere Stunden durchzuhumpeln; dafür empfahl er mich dem Bürgermeister. Es wurde eine musikalische Abendunterhaltung (?) gegeben, wobei Se. Bürgermeisterliche Gnaden zugegen und über meine Passagen auf der Geige dermaßen entzückt zu sein beliebten, daß sie mir die Passage über die Grenze durch die Finger sahen.

Amsterdam ist ein wahres Ungeheuer von Stadt mit seinen Kanälen, zahllosen Schiffen, Windmühlen rc. Die letztern allein schon könnten mich aus Amsterdam vertreiben. Mir wird übel, wenn ich lange einer Windmühle zusehe. Es sieht aus, wie wenn ein besoffener Kerl sich aufraffte, mit ausgebreiteten Armen nach Luft schnappte, um gleich wieder niederzutaumeln. Ein schändlicher Anblick! — Einen angenehmern Eindruck hingegen machen die Glockenspiele an den Turmuhren, die einen doch sanft und gelinde mahnen an die verlornen Stunden und sie uns gleichsam fortschmeicheln, während uns der dumpfe, langsame Glockenschlag unsrer gotischen Türme in Deutschland so strafend und bitter in die Seele schlägt. Besonders angenehm ist dieses Glockenspiel bei Nacht. Ich kann es nicht hören ohne den wehmütigen Wunsch: möchten doch meine Stunden ebenso harmonisch zusammenklingen wie die Glocken!

Amsterdam, 27. Juli 1832. Das Schiff, womit ich reise, heißt Baron

van der Kapellen, ein Ostindienfahrer, der diesmal einen kleinen Abstecher nach Baltimore macht, wo ich also, mit guten Empfehlungsbriefen ausgerüstet, landen werde. Mein Kapitän Tolen ist ein sehr fideler Kauz, er ist so gefällig, mir von seinen eignen Zimmern eins abzutreten, wo ich alle Bequemlichkeiten habe. Sein Mohr und mein Philipp bedienen uns. Dieser Philipp nämlich ist mein Bedienter, ein wahrer Waldteufel, aber kreuzbraver Kerl; er reist mit mir nach Amerika. Ich werde mir dort eine Strecke Landes kaufen von etwa tausend Morgen und den Philippum als Pachter darauf setzen. Ein gewisser H., Zimmermeister aus Württemberg, geht auch mit samt seinen Söhnen und kauft sich ebenfalls an in Amerika. Dieser ist nun der rechtschaffenste, tüchtigste Mann, den ich jemals aus derlei Ständen kennen gelernt habe; der übernimmt die Oberaufsicht. Der ganze Vertrag wird natürlich vor Gericht ratifiziert. In drei bis vier Jahren hat sich dann der Wert meines Eigentums wenigstens auf das Sechsfache gesteigert. Ich kann mich auf meine Leute ganz verlassen und eine gute Rente in Österreich genießen. Die Reise wird ungefähr sechs Wochen dauern, so daß ich mit Ende Oktober bei euch sein kann oder wenigstens wieder in Europa.

Im Schiff Baron van der Kapellen, im August 1832. Ein kleines Unglück, das unser Schiff getroffen, hält uns noch im Kanal von Texel zurück; als wir nämlich an einem andern Schiff vorbeifuhren, stießen wir damit zusammen, und es brach uns eine Segelstange. Nun ist aber der Schade wieder gutgemacht, und in drei Stunden geht es endlich gewiß in die See. Einige Blicke in die See waren mir bereits gegönnt. Ich glaube, ich werde eine leidenschaftliche Liebe zum Meer fassen. Ich spüre schon den Reichtum von poetischen Ideen, die mir die Natur auf meiner Reise entgegenstreuen wird. Aber noch ist es erst eine dunkle Ahnung. Oft stirbt auch eine ganze Brut davon in meinem Innern ab, ohne daß sie je wieder geweckt wird. Vielleicht geht mir's auch da so. Aber ich hoffe das Beste.

Baltimore, 16. Oktober 1832. Nach einer sehr langen Reise, durch zehn Wochen, bin ich endlich in Amerika angekommen. Ich bin jetzt um ein Gutes reicher, daß ich auch das Meer kennen gelernt habe. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise ist ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick des Erhabenen in mir befestigt hat. Das Meer ist mir zu Herzen gegangen. Das sind die zwei Hauptmomente, die mich gebildet haben: dieses Atlantische Meer und die österreichischen Alpen; doch möcht' ich mich vorzugsweise einen Zögling der letztern nennen. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir zu Mute war, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel sich auf's Meer legte und jedes Leben, jede Bewegung sich von unserm Schiff zurückgezogen hatte, in dieser tiefen, grenzenlosen Einsamkeit; mit welcher Sehnsucht ich da zurückdachte an meine lieben Berge, meine lieben Menschen in der Ferne.

Ich möchte fast behaupten, das stille Meer ist größer als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheint. Es hat sich mir aber das Meer auch in seiner Leidenschaft gezeigt. Starke Winde und auch ungeheure Wellen nahmen das Schiff oft in ihre Mitte und schleuderten sich's verächtlich in die Hände. Das war ein Schwanken, daß ich nicht aufrecht stehen konnte; doch eben darin mag das Heilsame liegen, welches Seereisen für den Charakter des Menschen haben. Wenn ich in meiner Kajütte stand und plötzlich an die Wand geworfen wurde wie eine willenlose Kleinigkeit, so empörte das meinen Stolz aufs bitterste, und je weniger mein äußerer Mensch aufrecht stehen konnte, desto mehr that es der innere. Der Kampf mit den rohen Kräften der Natur ist sehr gut. — Einmal hatten wir auch einen mäßigen Sturm, bei dem ich aber sehr gleichgültig war. Der Kapitän zeigte mir mit besorglicher Miene gegen Norden eine tiefe schwarze — nicht Wolke, sondern Mauer, die senkrecht aus den Fluten aufzuragen schien. „Das kann einen starken Sturm geben", war seine Meinung und, alle Segel einzuziehen, sein blitzschneller Befehl. Es war ungefähr 10 Uhr des Nachts. Die schwarze Mauer rückte heran, fürchterliche Regengüsse stürzten herab, und die Wogen brüllten rasend um das arme Schiff. Was übrigens unsre Lage bedenklicher machte, obwohl der Sturm nicht sehr heftig war, wie der Kapitän sagte, das war die schlechte Beschaffenheit unsers Schiffs. Wir waren bereits in tiefer See, als uns der Schiffszimmermann anvertraute, das Schiff könne keinen kräftigen Sturm aushalten, indem es bedeutend schadhaft sei. In einigen Stunden ging das Unwetter vorüber. Ich werde aber in meinem Leben mit keinem Holländer mehr fahren. Es ist doch eine fatale Empfindung, wenn man sich abends in seine Hängematte legt und nicht weiß, ob das Schiff in der Nacht auseinander gehen werde und man in den Wellen erwache gerade auf so lange, um die Todesangst noch recht zu fühlen. Aber auch daran hab' ich mich gewöhnt. — Den 8. Oktober betrat ich den amerikanischen Boden zum erstenmal. Unser Schiff lag noch in der Chesapeakbai, an welcher Baltimore, unser Landungsplatz, liegt. Der Kapitän, ein Passagier aus Württemberg und ich fuhren in einem Nachen an's Land. Wegen Untiefe konnten wir nicht bis an's Ufer fahren. Jeder setzte sich auf einen Matrosen, und ich ritt also auf einem starken Kerl an's Land. Der Anblick des Ufers war lieblich. Zerstreute Eichen auf einer Wiese, weidendes Vieh und ein klafterlanger, zerlumpter Amerikaner mit einer abenteuerlichen Marderkappe waren das erste, was wir antrafen. Der Kapitän frug die lebendige Klafter (der Mensch war so dünn, daß man wirklich nichts als Länge an ihm sah) nach einem Landhaus, wo man Lebensmittel kaufen könne. Murmelnd und tabakkauend führte uns die Klafter ungefähr eine halbe Stunde weit zu einem recht hübschen Haus von Backsteinen. Die zahlreiche Familie des Bewohners

empfing uns ziemlich artig. Die Weiber und die Kinder waren sehr geputzt. Es wunderte mich sehr der Luxus in diesem einsamen, abgelegenen Bauernhaus; weniger wunderte mich das Auffallende, Prunkende, Geschmacklose im Anzug besonders der Kinder. Ich glaube, wenn der Mensch sich in der Einsamkeit putzt, so thut er es ohne Geschmack. Geschmack ist ein Sohn der Gesellschaft, vielleicht der jüngstgeborne. Man kredenzte uns sofort Cider (ich mag den Namen des matten Gesöffs nicht mit deutschen Buchstaben schreiben), Butter und Brot; letztere waren gut, aber der Cider (sprich Seider) reimt sich auf: „leider". Der Amerikaner hat keinen Wein, keine Nachtigall. Mag er bei einem Glas Cider seine Spottdrossel behorchen, mit seinen Dollars in der Tasche, ich setze mich lieber zum Deutschen und höre bei seinem Wein die liebe Nachtigall, wenn auch die Tasche ärmer ist. Bruder, diese Amerikaner sind Krämerseelen, tot für alles geistige Leben, maustot. Die Nachtigall hat recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Das scheint mir von ernster, tiefer Bedeutung zu sein, daß Amerika gar keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gibt, als die im Münzhaus geschlagen werden. Man darf diese Kerle nur im Wirtshaus sehen, um sie auf immer zu hassen. Eine lange Tafel, auf beiden Seiten fünfzig Stühle (so ist es da, wo ich wohne); Speisen, meist Fleisch, bedecken den ganzen Tisch. Da erschallt die Freßglocke, und hundert Amerikaner stürzen herein, keiner sieht den andern an, keiner spricht ein Wort; jeder stürzt auf eine Schüssel, frißt hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin und eilt davon, Dollars zu verdienen. Ich bleibe noch einige Tage hier, dann reise ich zum Niagara und dann, wenn ich gute Gelegenheit finde, nach Haus. Auf den Katarakt und die Urwälder freu' ich mich sehr. Das allein wird, hoff' ich, die ganze Reise reichlich lohnen. — Diesem Brief war auch das Gedicht „Die Seejungfrauen" (I, S. 124) beigelegt, welches die folgenden Verse als letzte, später beim Druck weggelassene Strophe hatte:

Ruhend auch im stillen Schoße —
Ist mein stilles Sehnen —
Schau die Brust, die seufzerlose,
Augen ohne Thränen! —

Niembsch hatte sich durch das viele Pökelfleischessen auf der langen Seefahrt einen garstigen Skorbut zugezogen, was zu seiner Verstimmung nicht wenig beitrug. Zur Reise nach Pittsburg kaufte er sich einen Schimmel, den er nach seinem Freunde, dem Polen Antoniewicz Boloz, nannte, ein braves, edles und unternehmendes Tier. In der Gegend von Pittsburg wurde überwintert; ein zwar ungefährliches, aber sehr lästiges rheumatisches Leiden hielt den Dichter dort längere Zeit fest.

Lisbon am Ohio, 5. März 1833. Wie mir Amerika gefällt? Für's erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März, und ich sitze am Kamin; draußen liegt fußtiefer Schnee, und ich habe ein Loch im Kopf, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh, das Loch im Kopf aber ist sehr gut. Ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen, um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopf hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkrug die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopf die fixen Ideen los.

Für's zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder, kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme und darum doppelt widerlich. Buffon hat recht, daß in Amerika Menschen und Tiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen mutigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie so wohl um's Herz oder so weh, daß sie singen müßte. Sie hat kein Gemüt und keine Phantasie und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Besonders haben die eingewanderten Deutschen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn sie einige Jahre hier gewesen, hat sich alles Feuer, das sie aus der Heimat herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst. „In Deutschland war ich ein ganz andrer Kerl", sagte einer, „da würde ich jeden hinter die Ohren geschlagen haben, der mir das geboten hätte." Die schlimmste Frucht der üblen Verhältnisse in Deutschland ist nach meiner Überzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menschen herüber, und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott in's Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brot. Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbar fremde) Land unerträglich, und sie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald ist dieses Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus — hinaus — sonst verlier' ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebelland Amerika werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste, und hier ist in meinem Innern wirklich etwas wie Taufe vorgefallen. Vielleicht, daß ich davon genesen bin; mein künftiges Leben wird es mir sagen. In dieser großen, langen Einsamkeit ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber und

manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung ist Amerika wirklich zu empfehlen. Wenn so ein langer, einsamer Winter obendrein gewürzt ist mit einem heftigen rheumatischen Leiden und schlaflosen Nächten, wie er es mir war, dann müßte man doch sehr verstockten Wesens sein, wäre man im Frühling nicht ein wenig vernünftiger, als man im Herbst gewesen.

Lisbon, 6. März 1832. Man meine ja nicht, der Amerikaner liebe sein Vaterland, oder er habe ein Vaterland. Jeder einzelne lebt und wirkt in dem republikanischen Verband, weil dadurch und solange dadurch sein Privatbesitz gesichert ist. Was wir Vaterland nennen, ist hier bloß eine Vermögensassekuranz. —

Einige Tage später schloß Lenau mit einem gewissen H. einen Ländereipachtvertrag ab. H. war aber kein treuer Pachter, und das Geld, welches auf den Ankauf des Landes gewendet worden, ging zum größern Teil verloren, die Spekulation war eine sehr unglückliche; viele Jahre später, als der Dichter längst dem Wahnsinn verfallen war, wurde noch ein kleiner Rest aus dem Unternehmen gerettet. Der Witz eines Stuttgarter Freundes: Missouri, ubi vos estis pecuniam perdituri, über welchen sich der eigensinnige Niembsch seiner Zeit recht geärgert hatte, erwies sich als eine nur zu genaue Prophezeiung.

Lenau wandte sich jetzt dem Niagara zu und kehrte bald nach New York und von da über Bremen nach Europa zurück, enttäuscht und mit geringer poetischer Ausbeute, viel geringerer, als er erhofft hatte. Wie groß seine Enttäuschung war, zeigt am deutlichsten eine Vergleichung der beiden Gedichte „Abschied", I, S. 103, und „An mein Vaterland", I, S. 127. „Das sind verschweinte, nicht vereinte amerikanische Staaten", sagte er zu seinem Freund Kerner, als er nach Weinsberg kam. Aber zwei böse Errungenschaften brachte Niembsch mit, den Skorbut und die Gicht, welche ihren Einfluß auf seinen Gesundheitszustand nun nicht mehr aufgaben. Da ein Brief, den er von Bremen an seinen Schwager schrieb, verloren ging, fehlen direkte Berichte über die Heimreise, und nur die eine Notiz hat sich davon erhalten, daß in Gegenwart des Dichters ein Schiffsjunge in's Meer fiel und ertrank, welche Begebenheit das Gedicht „Der Schiffsjunge" I, S. 128 erzählt.

In der zweiten Hälfte des Juni 1833 betrat Lenau den deutschen Boden wieder und fand als ersten Willkommsgruß seines Heimatlands in dem Menzelschen „Litteraturblatt" einen Artikel, der ihn mit den wärmsten Worten als Dichter feierte. Er eilte direkt über Hannover nach Heidelberg und Stuttgart und hielt sich dort den ganzen Sommer hindurch auf. Bei öftern Besuchen in Serach lernte er die Schwester Alexanders von Württemberg, die Gräfin Marie, damals ein Mädchen von etwa 17 Jah-

ren, in der ganzen Kraft und Glorie der Jugend prangend, kennen, ihr gilt im „Faust" die Szene „Maria".

Das rheumatische Übel hielt Lenau in Stuttgart längere Zeit an das Bett gefesselt. Allen Freunden erschien er gealtert, das Auge hatte an Glanz verloren, und sein Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen.

Als er sich im September endlich auf den Heimweg nach Wien begab, schrieb er seinem Schwager unter anderm: „Meine Reise ist nicht umsonst gewesen. Gewiß die prägnantesten Jahre meines Lebens waren die zwei letzten. Vieles hab' ich erreicht, manches eingesehen, daß es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu sein; das ist für mich verloren. Aber glaube nicht, daß dies mich drückt. Ich wäre den geringsten Genuß der unsterblichen Muse nicht wert, wenn ich nicht im stande wäre, ihrem Dienst all mein Glück mit Freuden zu opfern. Hat doch mancher Ritter seiner irdischen, verweslichen Dame alles geopfert, sollte die Göttin weniger verdienen? ... Die letzte Zeit hielt ich mich in Eßlingen auf, bei Alexander, Grafen von Württemberg, der eine Landsmännin von mir, eine Gräfin Festetics, zur Frau hat. In einer der schönsten Gegenden Württembergs, im Haus eines ganz fidelen Freundes, im Umgang einer jungen, schönen, geistreichen Dame, mit allen Bequemlichkeiten eines üppigen Magnatenlebens versehen, kannst Du Dir denken, daß es meiner bequemhaftiglichen, faulen Dichterhaut nicht übel behagte. Was meine Gesundheit betrifft, bin ich jetzt wohl und kräftig und fühle mich auch geistig aufrecht und unternehmend. Das Klagen habe ich aufgegeben, aber das Schimpfen und Fluchen nicht, wie du schon hören wirst."

Über seine Ankunft in Wien aber schreibt er unterm 17. Oktober an Mayer: „Die hiesigen Litteratoren haben mich sehr ehrend empfangen. Ich muß lachen darüber, daß ich habe in's Ausland gehen müssen, um Wert und Bedeutung zu Hause zu bekommen." Damals machten ihm derartige Ovationen noch Vergnügen.

IV.

Die trübe Stimmung, welche schon um die Zeit des Verhältnisses mit Lotte mehrfachen und starken Ausdruck in den Briefen des Dichters gefunden und sich auch in einzelnen Dichtungen, z. B. „Herbstgefühl", „Wurmlinger Kapelle", „Raubschütz", deutlich ausgesprochen hatte, diese trübe Stimmung, die der Dichter sich selbst gern weggeredet hätte, war gleichwohl noch immer vorhanden. Sie trieb bald nach der Rückkehr Lenaus nach

Wien eine weitere Blüte in dem Liede „Der Waldgang"; an der daraus hervorschimmernden, etwas selbstgefälligen Resignation, welche als Trauerkranz am Grabe des Verhältnisses zu Lotten aufgehängt wird, hatte die Hypochondrie jedenfalls großen Anteil. Lenau war das Nest voll junger Gespenster keineswegs los, und in ihnen haben wir auch den Grund zu suchen, warum er sich jetzt anschickte, einen finstern Stoff in finstere Formen zu gießen. Der „Faust", mit dessen Bearbeitung er bald nach seiner Heimkehr begann, hatte seinem Geist schon lange vorgeschwebt; nun aber war er der willkommenste Kristallisationspunkt für den mannigfachen Groll, der sich im Gemüt des Dichters angesammelt. Daß das Gedicht so wild entstand und nicht aus einem künstlerisch umgrenzten Prinzip emporwuchs, daß es aus den Stimmungen des Dichters bald diese, bald jene Szene in sich aufnehmen mußte, konnte ihm nicht zum Vorteil gereichen. Man fühlt wohl heraus, wie Anläufe genommen werden, um die einzelnen Teile dem Ganzen unterzuordnen; allein daß der Versuch nicht geglückt, bleibt unverborgen, und die großen Widersprüche, welche das Gedicht enthält, erschweren dessen Verständnis, solange sie nicht als Widersprüche erkannt werden.

Die Einleitung (II, S. 85) und das Nachwort (II, S. 181) zu „Faust" bringen das Nähere über den Fortgang der Arbeit an dem Werk, das den Dichter fast zwei Jahre beschäftigte, sowie einige nicht zu vermeidende Andeutungen über die Eigenheiten der Dichtung. Für die Biographie Lenaus, welche aus den Werken die innern Motive zu abstrahieren und von diesen auf die jeweilige Geistesstimmung des Dichters zurückzuschließen suchen muß, ist der „Faust" besonders deshalb merkwürdig, weil er zeigt, wie außerordentlich intensiv den Dichter die Gedanken über den Zweck des Universums, über Gott und Ewigkeit beschäftigten. Gibt es ein Jenseits für die Menschenseele, und wer bringt Antwort auf diese Frage, der Menschenverstand oder die geoffenbarte Religion? diese Frage klingt scharf durch in der Faustdichtung; sich dieselbe zu gunsten der Offenbarung zu beantworten, versuchte Lenau dann in „Savonarola"; in den „Albigensern" aber kam er zu dem Schluß:

> Auf seines Herzens tiefstem Grund
> Sitzt auch dem gläubigsten Gesellen
> Der Zweifel als ein wacher Hund,
> Den Nazarener anzubellen.

So etwas zu hören, gefällt nicht jedem, und selbst Lenaus nächsten Freunden hat es nicht gefallen; aber es war mindestens ebenso ehrlich von ihm, einzugestehen, daß er es nicht weiter bringe als bis zum Zweifel daran, wie diese eingestandene Erkenntnis bitter für ihn war.

Durch die Inangriffnahme des „Faust“ wurde eine andre Arbeit, das Trauerspiel „Barbara Radziwill“, an welchem Lenau schon vor seiner großen Reise angefangen hatte, so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß er die Lust daran gänzlich verlor; auch nicht eine Zeile des Dramas hat sich erhalten, wohl aber sind Äußerungen Lenaus aufbewahrt geblieben über die geringe Meinung, welche er vom Theater hegte, woraus sich entnehmen läßt, es sei ihm mit der Handhabung der dramatischen Form nicht voller Ernst gewesen. Zum Beispiel bemerkte er Karoline Pichler gegenüber: „In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr, das ist nur für jugendliche, noch mit großer Phantasie begabte Völker ein Gottesdienst, für politisch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blasierte, wie es die Franzosen und Italiener sind, eine Belustigung. Der deutsche Geist denkt zu viel, als daß er am Handeln sich erfreuen könnte. Wenn auch Lessing, Goethe, Schiller Dramen geschrieben haben, deren einige unsterblich sein werden, so sind das glänzende Ausnahmen, und es wäre besser gewesen, Goethe hätte den ‚Wilhelm Tell‘, wie er wollte, episch geschrieben und nicht Schiller überlassen, der die Bauern wie ästhetisch gebildete Herren reden läßt. Übrigens kann ich mir eher ein ungarisches als ein deutsches Drama denken. Da sind noch in Geschichte wie in Gegenwart selbstbeinige Gestalten, Urkerle, wild, gut und doch nicht, das Blut zu vergießen, scheu. Ja, wenn man Journalartikel und gelehrte Abhandlungen als Monologe, einen umgestürzten Salontheekessel als Motiv wählen könnte, da gäb' es freilich noch Dramen genug, wie deren der selige Herr v. Kotzebue geschrieben hat. Die deutsche Nation hat vorerst eine andre Aufgabe, diese aber darf man ihr nicht von der Bühne herab predigen, man kann es höchstens und sehr leise nur in Büchern. Eine Bühne aber, die das Höchste nicht darstellen und sagen d a r f, ist eine Komödiantenbude; da seh' ich viel lieber dem redlichen Wurstel im Prater zu, wie er den armen Juden totschlägt; der hat doch eine große Intention, eine, wenn auch niederträchtige, Leidenschaft zum Morden.“

Ganz bald nach der Ankunft in Wien sprach Niembsch schon wieder davon, nach Stuttgart zu reisen, um die Korrektur der zweiten Auflage seiner Gedichte zu besorgen, und für das Ende des Jahrs wurde die Abfahrt fest in Aussicht genommen. Er hatte sich bereits von seinen Freunden verabschiedet, als ein Herr Löwenthal, Hofkonzipist der allgemeinen Hofkammer und selbst Dichter, durch den Dichter Huber (spätern österreichischen Generalkonsul in Ägypten) auf Lenau als neuaufgegangenen Stern am Himmel der deutschen Litteratur aufmerksam gemacht wurde. Löwenthal eilte, ihn bei sich einzuführen, und dort trat ihm als die Gattin des neugewonnenen Freundes jene Sophie entgegen, die er 1820 als ein elfjähriges Mädchen im Haus ihres Vaters, des Hofrats Kleyle, gesehen. Der Eindruck, den die beiden aufeinander machten, war groß und be-

deutungsreich für Lenaus ganzes künftiges Leben. Einstweilen sah er sich dadurch noch etwa einen Monat in Wien festgehalten, dann reiste er nach Stuttgart, besorgte die Korrektur der zweiten Auflage seiner Gedichte und kam erst am 11. September 1834 nach Wien zurück. Von hier aus schrieb er am 22. an seinen in Amtsgeschäften abwesenden Schwager: „Mittwoch, den 17. September, habe ich in Penzing bei Löwenthal gespeist. Er und sie sind mir sehr zugethan, recht gute, feine Menschen. Sonntag darauf hab ich mit ihnen eine Partie nach Nußdorf gemacht. Mondhelle Nacht; Fahrt auf der Donau; fröhliches Nachtessen auf dem Balkon; Heimfahrt um 12 Uhr. Das war nicht übel. Aber, lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —". Schurz' Mutter ließ ihm, da Therese mit den Kindern auch auf dem Land war, durch die Magd täglich das Frühstück bringen, und manchmal gefiel er sich darin, diese durch starre Blicke und Gesichtsverzerrungen zu erschrecken. „Jesus, Maria und Joseph!" schrie sie dann, „der Herr v. Niembsch ist ja gerade wie verrückt! Was er für Gesichter schneidet, und wie wild er schaut!" — Solche grausige Scherze wechselten ab mit schwermütigem Hinbrüten; letzteres fühlte Lenau selbst als eine Gefahr für seinen Körper, welcher zu begegnen er Ende des Monats wieder eine Reise nach Neuberg zu dem dort noch immer verweilenden Schurz unternahm.

In dessen Begleitung machte er eine Gemsjagd mit. In strömendem Regen waren sie auf dem Anstand, es zeigten sich auch Gemsen, Lenau schoß darauf, und nun sorgten die Tiere schleunigst, daß sie fortkamen, denn den Jägern waren die böseſten Absichten zuzutrauen. Lenau freute sich, wenigstens auf Gemsen geschossen zu haben, wenn er auch keine getroffen. Als Schwab ihm später einmal erzählte, er habe deren auch einmal gesehen, drückte er ihm seine Freude darüber aus und fügte hinzu, jeder Dichter sollte wenigstens einmal in seinem Leben eine lebendige Gemse sehen.

Die Heimfahrt von dieser für das scheue Bergwild so glücklich abgelaufenen Jagd wäre für die Jäger beinahe desto unglücklicher gewesen. Der Wagen, in welchem sie in Gesellschaft eines Beamten, Bruders des steirischen Dichters Gottfried v. Leitner, fuhren, war mit schwächlichen Pferdchen bespannt. Eine ziemlich steile, langgestreckte Anhöhe zu überwinden, sah sich der Kutscher genötigt, die Pferde stark anzutreiben; dadurch gingen sie rascher als die eines vorauffahrenden Wagens und mußten plötzlich angehalten werden, wenn die Deichsel sich nicht in diesen einbohren sollte. Bei dem Ruck stürzte der Wagen Lenaus um, blieb aber auf dem Weg liegen und fiel nicht, was einen Moment gedroht hatte, in die Tiefe hinab.

Die Reise unterbrach die trübe Stimmung, heilte sie aber nicht. „Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen sein, das nicht mehr heilen kann“, schreibt er an die Reinbeck. „Glauben Sie mir, es ist nicht fade Phantasterei, es ist Krankheit. Kann die Zeit mein Leiden nicht heilen, so wird es vielleicht abstumpfen, wie abgestorbene Glieder aufhören zu schmerzen. Dann ist es auch gut. Vielleicht ist aber das Ganze nicht so schlimm, wie es mir vorkommt, und die Meinung meiner Unheilbarkeit nur ein Symptom meiner Krankheit, einst mit dieser verschwindend. Das beste Mittel ist, daß ich meine heftigen Gemütsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgesucht werde, in Gedichten entlade.“

Am 19. November dieses Jahrs fuhr er wieder nach Stuttgart, nur auf ein paar Wochen, wie er sagte, aber es wurden mehrere Monate daraus. Die Brodhagsche Buchhandlung vereinbarte mit ihm die Herausgabe eines „Frühlingsalmanachs“; durch das dafür gezahlte Honorar erfuhren seine finanziellen Verhältnisse, die sich in schwachem Zustand befanden (auch ein Druck mehr für den Dichter) einige Aufbesserung. In der Neujahrsnacht überfiel ihn plötzlich im Haus Reinbecks ein Unwohlsein, das sich zu einer Herzentzündung steigerte und ihn mehrere Wochen an's Bett gefesselt hielt. Unter der aufmerksamen Pflege seiner besorgten Wirte erholte er sich bis um die Mitte Januar (1835) wieder so weit, um die redaktionellen Arbeiten am „Frühlingsalmanach“ besorgen zu können.

Während dieses Stuttgarter Aufenthalts beginnt die Korrespondenz mit Sophie Löwenthal, und die Briefe Niembsch' an sie — Schurz teilt deren in seinem Buch nicht weniger als 120, viele darunter in offenbar verstümmelter Form, mit — bilden die Hauptquelle für die Feststellung der einzelnen Daten seiner Erlebnisse bis zu dem Zeitpunkt, wo ihn der Wahnsinn das Briefschreiben und alles andre vergessen ließ.

Lotte und Sophie sind die beiden weiblichen Persönlichkeiten, welche den stärksten Einfluß auf Lenaus Schaffen geübt, welchen wir die vollendetsten seiner lyrischen Produkte zu danken haben. Begeisterte ihn die erstere zu den „Schilfliedern“, so entstanden während des Umgangs mit Sophie die „Liebesklänge“ und darunter einzelnes, z. B. „An die Entfernte“ (I, S. 171) oder „Einsamkeit“ (I, S. 175), um welches andre Nationen die deutsche Dichtkunst beneiden können. Das waren auch für einen Lenau Stunden ganz besonderer Weihe, in denen solche Ideen sich ihm zum poetischen Bild seiner Wehmut verknüpften. Und was sich aus dem Abgrund seines tiefen Seelenschmerzes emporrang zu den verklärenden Sphären der Dichtung, das ist für uns, die Fernstehenden, ein köstlicher Besitz geworden, ein Besitz, den der Spender leider mit vielem herben Weh bezahlen mußte.

Die Bescheidung, welcher die „Schilflieder“ entstammten, war eine freiwillige und allem Anschein nach keine allzuschwer durchzuführende. Lenau

schrieb sich selbst vor: bis hierher und nicht weiter. Als er Sophie kennen lernte, war sein Wille gelähmt, ein stärkeres Gefühl hielt ihn fest in diesem Kreis, an dessen Grenze seine eigne Mannesehre und die Familienehre der so heiß Verehrten als scharfe Wächter standen. Wenn bei dem Dichter aus dem Konflikt der Leidenschaft mit dem Pflichtgefühl das letztere immer als Sieger hervorging, so trug in diesem Kampf das Gemüt doch schmerzliche Wunden davon, und der Wunsch, der scheinbar als Leiche auf der Walstatt liegen blieb, er war nicht tot, er raffte sich immer wieder auf, und der Kämpfe wurde kein Ende. Episoden daraus haben in den zwischen 1834 und 1838 entstandenen Liedern eine poetische Darstellung gefunden.

Sophie, wie bereits erwähnt, die zweitälteste Tochter des Erzherzog Karlschen Hofrats Kleyle, war um die Zeit, als Lenau sie zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht sah, etwa 23 Jahre alt und seit einigen Jahren mit Max Löwenthal verheiratet. Dieser, 1799 geboren, der Sohn eines Kaufmanns in Wien, hatte in seiner Vaterstadt die Rechte studiert, danach eine größere Reise durch Frankreich, England und Schottland, die Niederlande und Deutschland gemacht und war seit 1823 als Konzeptspraktikant bei der k. k. Hof- und niederösterreichischen Kammerprokuratur angestellt. Er wurde (um die kurze Skizze seiner Laufbahn hier gleich ganz zu geben) später Hofkonzipist der allgemeinen Hofkammer, darauf Rat der obersten Hofpostverwaltung, 1849 Ministerialrat des Handelsministeriums, 1863 vom Kaiser in den Ritterstand erhoben und 1866 zum Generaldirektor des Post- und Telegraphenwesens ernannt. 1825 veröffentlichte er „Skizzen aus dem Tagebuch einer Reise durch Frankreich, Großbritannien und Deutschland", 1826 ein Trauerspiel: „Die Kaledonier", und 1831 „Der Cid, ein Gedicht". Löwenthal, ein achtungswürdiger Dichter und durch und durch Ehrenmann, kam bald in intimen Verkehr mit Lenau, und ist es sehr zu bedauern, daß das Schurzsche Buch von dessen Briefen an ersteren nur sehr spärliche Auszüge bringt. Lenau scheint manchmal über technische Fragen der Kunst mit ihm korrespondiert zu haben, und wäre es mit Dank zu begrüßen, wenn die Nachkommen des nun schon lange Verewigten sich entschließen wollten, den Briefwechsel der beiden Freunde zu publizieren.

Da Lenau die Briefe der Freundin in den ersten Tagen seines Irrsinns verbrannte und auf weitere Auskünfte seitens der der Familie nahestehenden Persönlichkeiten nicht zu rechnen ist (die Baronin v. Löwenthal lebt zur Zeit noch), so bleibt nur übrig, das zu ihrer und des Verhältnisses Charakteristik Beitragende aus den Briefen des Dichters zu entnehmen.

Was zunächst in diesen Briefen auffällt, ist eine sehr gedrückte Stimmung Sophiens, welche auf ihre Gesundheit reagiert oder vielmehr mit Klagen darüber den Dichter im Atem hält. Sehr ernstliche können die Leiden der jungen Frau kaum gewesen sein, da sie dieselben alle so glücklich

überwunden und ein so hohes Alter erreicht hat, gewiß nicht so ernstlich, daß sie den so oft kundgegebenen Lebensüberdruß motiviert hätten. Lenau nahm aber die Klagen für ganze Wahrheit und bemühte sich voller Besorgnis, die trübe Stimmung zu verscheuchen. „Seien Sie heiter, liebe Freundin", schreibt er, „und reißen Sie sich, wenn es noch nicht geschehen ist, für immer aus dieser fatalen Stimmung. Sie sind so würdig, glücklich zu sein, und an den äußern Bedingungen hat es Ihnen Gott auch nicht fehlen lassen. Max soll Sie nur hinauslachen aus dem letzten Schlupfwinkel übler Laune.... Soll ich Ihnen alles aufzählen, was Sie berechtigen kann, ja verpflichten muß, sich am Leben zu freuen? Ich thu' es nicht, weil ich überhaupt nicht gern lobe, hier aber um so weniger gern, als ich Ihnen lieber eine kleine Strafpredigt halten möchte. Nur eins halte ich Ihnen entgegen: Ihre hohe sittliche Würde, deren Bewußtsein Ihnen ein ewiger Quell stiller Freuden sein muß, wie sie andern, die das Glück Ihres Umgangs genießen, und namentlich mir eine Quelle der Freude ist und eins der erheiterndsten Momente meines Lebens. Ich denke nie ohne inniges Behagen an Ihren stillen, festen Wandel. Seien Sie heiter, wenden Sie sich nicht feindselig ab von sich selbst! Daß Sie Ihre Welt in Ihren Kindern finden, ist schön, und ich habe das immer so hoch geachtet an Ihnen; aber lassen Sie sich die übrige Welt nicht allzufern rücken, und hören Sie nicht auf, diese Welt zu lieben, denn Sie erziehen ja Ihre Kinder für diese Welt. Und somit ist meine Predigt zu Ende, möge es auch Ihr Trübsinn sein und Ihr verwünschter Zahnschmerz!" Die Mitteilungen dieser wehleidigen Stimmung und Niembsch' gute Ermahnungen folgen sich bis in das Jahr 1838 hinein, wo er es für herzerfreuend erklärt, daß Sophie auf ihre Gesundheit endlich einmal eine aufrichtige Sorgfalt verwenden wolle.

Neben diesen Klagen über das körperliche Befinden gehen die Anfragen nach dem andern weiblichen Umgang Niembsch' einher, sie stehen vielleicht im innigsten Zusammenhang damit; denn wenn er in einem Brief nur ein Wort über die Gräfin Marie, die Schwester Alexanders von Württemberg, verliert, so enthält die Antwort irgend einen Jammer, für welchen der verantwortlich Gemachte in obigen Wendungen Trost zu spenden sucht. Bei diesen offenbar durch Eifersucht hervorgerufenen Nergeleien hat es jedoch nicht sein Bewenden: Lenau mußte im Lauf der Korrespondenz mehr als einmal erleben, daß die Dame ihn aus irgendwelcher bösen Laune, woran er aber gar keine Schuld trug, sehr hochfahrend behandelte, daß sie ihn strafte für ihre eigne schlimme Stimmung. Er weist dann diese Übergriffe zuweilen zurück, aber recht zahm, recht rücksichtsvoll, zu rücksichtsvoll, mit einer Unterwürfigkeit, die sich nur erklären läßt aus einer Zuneigung, von welcher das Gemüt Lenaus vollkommen eingenommen war.

Eine solche einseitige, grenzenlose, überschwengliche Anhänglichkeit an ein andres Wesen, das zu gleicher Zuneigung sich nicht herbeiließ, auch nicht herbeilassen konnte, findet sich selten. Die Gelegenheit, diese Zuneigung in schwunghaftester Weise auszudrücken, läßt der Dichter sich nie entgehen. In den Briefen nehmen die bezüglichen Stellen einen so breiten Raum ein, daß man sich des Gefühls nicht erwehren kann, die Empfindung, wie sie sich dort austobt, sei auch etwas Krankhaftes gewesen. Kommt sie in den Liedern ohne jeden Umschweif als Liebe zum Vorschein, so geht sie durch die Briefe als Verehrung und Dankbarkeit. „Sie haben so viel gesunden und feinen Geschmack in ästhetischen Dingen", schreibt er, „daß man alle unsre kritischen Journale vollauf damit versehen könnte, denen es auf eine jämmerliche Art daran gebricht. ... Sie kennen mein Leben in seiner traurigen, mir jede Zukunft verdüsternden Vergangenheit; Sie kennen dessen gegenwärtige Verhältnisse genug, um zu ermessen, wie unermeßlich teuer mir der Umgang der teilnehmenden, liebevollen, mir so tief verwandten Frau geworden ist, die seit einer Reihe von Jahren über manche kummervolle Stunde hinweggeholfen hat mit der Macht ihres Herzens und ihres Geistes. Was mir auch der Himmel an innern Begünstigungen zu teil werden ließ, nach meinen äußern Geschicken bin ich doch schlechterdings ein Unglücklicher zu nennen. Sie aber haben sich mildernd und versöhnend meinem Leben angeschlossen, und es hat von Ihnen Segnungen empfangen, wie sie nur von den edelsten Naturen ausgehen können, und deren dankbare Anerkennung Sie in meinem Gesicht lesen konnten, als ich zitternd an Ihrem Krankenlager stand. Darum ist's eine schwere Entbehrung, Ihren Umgang zu missen. ... Ich freue mich sehr auf Nachrichten von Euch; mich freut es, daß ich Euch so lieb habe und mein Leben so an Eures geheftet. Dadurch hat mein Leben eine gewisse wohlthätige Positivität und wenigstens den Anstrich einer gewissen Heimatlichkeit bekommen, deren Mangel ich früher oft gar so bitter empfand. Betrachten Sie diese Heimatlichkeit meines Lebens als Ihr viertes Kind, teure Freundin! ... Daß ich Sie überschätze, ist nicht wahr; wohl aber ist es klar, daß Sie mich überschätzen mit den großen Prädikaten in Ihrem lieben Brief. Doch ich nehme das hin. Auch harmlose Täuschungen sind mir willkommen, wenn sie mich Ihnen werter machen. Schönen Dank also dafür und für die sorgfältige Diätetik. Noch durfte mir die Melancholie nicht über dem Kopf zusammenschlagen, denn ich brauche denselben noch zu allerlei nützlichen Dingen; manchmal aber greift sie schon ein wenig herauf, das läßt sie sich nicht nehmen; ich habe das launige Ding zu sehr verwöhnt."

Die Melancholie, die Hypochondrie mußten bei diesem betäubenden Verhältnis gedeihen, und wachsen in diesem unausgesetzten Kampf zwischen Wunsch und Entsagen. „Mit dem Dichten geht's gar nicht", heißt

es im Briefe vom 3. Dezember 1835. „Gestern Abend war ich gräßlich verstimmt. Meine Hypochondrie regt sich wieder, ich muß bald reisen. Hinter dem Eilwagen wird dieser Hund zurückbleiben, und stellt er sich in Wien wieder ein, so muß ihn Rosalie (Sophiens Schwester) in die Flucht lachen."

Lenau hätte es ja in der Hand gehabt, sich von dieser Beziehung, an welche ihn keinerlei Verpflichtung band, loszulösen. Wenn ihn der eigne Verstand besser beriet, so hätte er den Umgang aufgegeben mit einer Frau, die bei aller geistigen Begabung ihm doch nur Freundin sein konnte und auch nur sein wollte, die aber von ihm mehr verlangte als nur seine Freundschaft, die als Preis für ihre Freundschaft sein ganzes Denken, sein ganzes Gemüt, sein ganzes Herz forderte. Aus der in dem Schurzschen Buche gegebenen Korrespondenz ist der überzeugende Eindruck zu gewinnen, daß Sophie keinen Augenblick in's Schwanken geriet zwischen dem neuen Gefühl und ihrer ältern Pflicht, ebenso augenfällig aber wollte das weibliche Herz seinen Lenau ganz besitzen; jeder Schein, als ob er auch noch für ein andres Wesen Interesse empfinde, machte es zittern, erregte seinen Zorn, fachte die Eifersucht zu hellen Flammen an und ließ an den eignen Tod als die Erlösung von allem Kummer denken. Die starke Betonung des Sichkrankfühlens war das gewöhnliche Strafmittel, das nur bei der krankhaften Konstitution Lenaus wirken konnte; eine gesunde Natur hätte über diesen weiblichen Schachzug gelächelt, sie hätte sich von einem so ungleiche Leistungen fordernden Verhältnis losgemacht. Auch Lenau hätte sich davon losmachen sollen, darf man sagen, wenn man sein körperliches Wohlsein in's Auge faßt; aber er vermochte es nicht der mächtigen Anziehungskraft jener Freundschaft gegenüber, ihr unterlag die Schwäche, welche ihm, teilweise wenigstens, der Unbedacht mütterlicher Verzärtelung anerzogen hatte.

Und diese Schwäche stellt sich bei der Betrachtung des Lenauschen Lebenslaufs immer als ein Hauptfaktor von des Dichters Thun und Lassen heraus, daher ist es dem unbefangenen Beobachter auch unmöglich, sich der aus wohlmeinendem Herzen kommenden Vermutung des Schwagers Schurz anzuschließen: ein für Lenau glücklicheres Verhältnis würde sich entsponnen haben, wenn er die Bekanntschaft Sophiens hätte machen können, als sie noch Mädchen und ihr Herz noch frei war. Lenau gehörte zu den so vielfältig vorkommenden unglücklichen Charakteren, die immer nur das besitzen wollen, was sie nicht erreichen können, dem wirklich Erreichbaren aber keinen Geschmack abzugewinnen vermögen, und das ganze Geheimnis der unbezwinglichen Anziehungskraft, welche Sophie auf den Dichter übte, bestand vielleicht nur darin, daß sie für ihn ewig unerreichbar blieb. Aber sein einstiges Wort war wahr geworden, er hatte sich selbst an's Kreuz

geschlagen, und der Lohn für das freiwillig übernommene Martyrium, die guten Gedichte, blieben nicht aus.

Was in den Briefen nur in schüchterner, der Prosa angemessener Weise zum Ausdruck kam, das bricht in den Liedern mit der ganzen Gewalt des Schmerzes und in der Schrankenlosigkeit hervor, welche die nur der Form nach sich beschränkende Dichtkunst dem Gedanken gestattet. An der innern Wahrheit dieser Klagetöne ist nicht zu zweifeln. Ergreifender hat Lenau den Schmerz einer hoffnungslosen Liebe nicht ausgedrückt als in den an Sophie direkt gerichteten Gedichten: „Ach wärst du mein", „Der schwere Abend" und „Einsamkeit" (I, S. 174 u. 175).

In den Liedern: „Wunsch" (I, S. 176 u. 177) malt er die Situation aus, wie sie sein könnte, während er den Schmerz der Geliebten über die von den Verhältnissen auferlegte Entsagung in der „Thränenpflege" (I, S. 182) und in „Traurige Wege" (I, S. 174) schildert. Sollte er in der Ansicht, welche diesen Gedichten zu Grunde liegt, nicht wieder einer Illusion vertraut haben? Die Verzweiflung, welcher er verfallen mußte, wenn die Gefühle seiner Geliebten für ihn aufhörten, zeigen die Lieder: „Meine Furcht", „Frage nicht" (I, S. 176 u. 179) und „Tod und Trennung" (I, S. 181).

Die „Zueignung", eine der ihm „geistig so innig verwandten Frau" dargebrachte Huldigung, klingt an das Horazische „Quod si me lyricis vatibus inseres sublimi feriam sidera vertice" an. Die Lenausche Schlußwendung ist sentimentaler, bescheidener, die Horazische stolzer, aber geistreicher. „Die Blumenmalerin" feiert die Fertigkeit Sophiens in der Darstellung von Blumen. Dem Dichter galt sie ebenso wie Frau Reinbeck für eine vollkommene Künstlerin.

Zuletzt wären noch die beiden Apostrophen: „O wag' es nicht, mit mir zu scherzen" und „An eine Freundin" zu erwähnen. Sie sind zweifellos durch kleine Zwiste infolge der schlechten Laune der Freundin hervorgerufen worden. Sophie wußte aber recht gut, daß sie diese Drohungen durch ein paar gute Worte in eitel Wind zu verwandeln mochte. Wieviel in diesem Zeitraum die beiden Herzen voneinander gehabt, wieviel eins durch das andre gelitten, das zu untersuchen, scheint hier nicht der Ort. Lenau fand sich mit der Kehrseite des Umgangs ab, aus welchem er so reiche Begeisterung sog. Dabei hat sich der Fernstehende zu bescheiden. Dem Dichter erschien es wie eine Gnade des Himmels, was sich jetzt wie ein Verhängnis ansieht, und die poetische Verarbeitung seines Grams hat er uns als ein herrliches Geschenk hinterlassen.

„Ihre Gedichte bringe ich mit", schreibt er am 21. Juni 1838. Darunter ist der Band „Neuere Gedichte" verstanden, der in diesem Jahr bei Hallberger erschien und außer den vorhin angeführten alles enthielt, was in den vier Jahren 1835—1838, also unter dem Einfluß des Freundschafts-

verhältnisses mit Sophie, entstanden war. Es sind recht eigentlich „ihre“ Gedichte, Lenaus Schmerzen um sie.

V.

Der erste Jahrgang des „Frühlingsalmanachs“, mit dessen Redaktion Lenau nach seiner Krankheit im Januar 1835 sich beschäftigte, bahnte seine Freundschaft mit Rückert an. Gedichte von diesem, von Kerner, Mayer und Pfizer sowie des Herausgebers „Faust-Fragment“ bildeten den Inhalt des Almanachs, der aber erst im Sommer erschien, weil das vorzubindende Kupfer nicht zur rechten Zeit fertig wurde. Emilie Reinbeck malte kurz vor dessen Abreise des Dichters Porträt in Öl. Anfang April traf er wieder in Wien ein. Eine Fußreise in's Gebirge im Juli mit seinem Hund Feldmann war, wie er sich ausdrückte, eine Wallfahrt, die der Einsamkeit galt, „dieser wahren Mutter Gottes im Menschen“. Bei seiner Rückkunft nach Wien fand er dort Besprechungen des „Faust-Fragments“ und des „Frühlingsalmanachs“ vor, die ihn schwer kränkten, und wodurch er sich „die Lust vergällt sah, den Leuten etwas vorzusetzen“. Er befürchtete, Brodhag werde bei der Ungunst der Rezensionen an dem Almanach Schaden erleiden, und er wollte dann die Sache, die ihn ohnehin nicht mehr freute, aufgeben. Die Verlagsbuchhandlung teilte damals diese Befürchtung nicht und ging sogar auf die Antizipation des Honorars für den zweiten Jahrgang ein, wodurch Lenau sich für längere Zeit der pekuniären Sorgen enthoben sah.

Er bereitete sich nun ernstlich für die Professur der Ästhetik an der Theresianischen Ritterakademie in Wien vor, in der Hoffnung, dieselbe werde ihm angeboten werden. Da dies nicht geschah und er es unter seiner Würde hielt, sich auf dem dafür vorgeschriebenen Weg zu bewerben, wurde die Aussicht, eine gesicherte Lebensstellung zu gewinnen, zu nichte. Zum Dichten sah er sich nun erst recht nicht aufgelegt und suchte in dieser poesielosen Epoche sogar seinen Freund Reinbeck, der ihn immer dringender um einen Beitrag zum „Schiller-Album“ anging, damit abzufertigen, daß er ihm aus einem alten Buch einen Spruch des Grafen Johann des Ältern von Nassau: „Wer stirbt, ehe er stirbt, der stirbt nicht, wenn er stirbt“, ausschrieb. Schurz bemerkt dazu: „Jenes Sprüchlein hatte Niembsch, dem Ahnungsvollen, nicht umsonst so gefallen, denn diese Zeilen, welche der Graf in seinem 71. Jahr in seinem Gemach an die Wand geschrieben, sind (freilich anders, als ursprünglich gemeint) an Niembsch ja selbst später buchstäblich in Erfüllung gegangen: er war tot, sechs Jahre lang, bevor er starb, und nun gestorben, lebt er ewig.“

Im November 1835 sah er Stuttgart wieder und betrieb eifrig den Druck seines inzwischen fertig gewordenen „Faust“. Die Hypochondrie erfaßte ihn von neuem, und als er nach zweimonatlicher Abwesenheit nach

Wien zurückkam, überraschte ihn dort die Nachricht von dem Tod seines Freundes Fritz Kleyle (Januar 1836). Er suchte Trost bei der Dichtkunst, und begann den „Savonarola", zu welchem Stoff ihn Sophie mittel- oder unmittelbar angeregt. Sie hatte ihm in einem Gedicht tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen, ausgesprochen. Er versuchte es nun, zu dem Glauben seiner Kindheit sich zurückzutasten. Mayer in seinem Buch „Lenaus Briefe an einen Freund" bemerkt über den „Savonarola": „Es ist merkwürdig, daß der Anlaß zu diesem Gedicht unserm Freunde durch das Straußsche ‚Leben Jesu' geworden zu sein scheint. Wer weiß, vielleicht um sich zu befreien von dem Rest altertümlichen Autoritätsglaubens, war er an die Lesung jenes bedeutenden Buches gegangen und hatte sich sehr eifrig ihm hingegeben; aber was ihn nach seiner mutmaßlichen Voraussetzung hätte entzaubern sollen, war gerade für ihn zum Zauber, zum Zunder der Liebe geworden, die sich in seinem ‚Savonarola' aussprach. Übrigens mag Strauß durch seinen jedenfalls geistesmächtigen Einfluß mit hingewirkt haben auf die unserm denkenden Freund vielleicht ohnehin natürlichere protestantische Richtung jenes Gedichtwerks und die Wahl jenes Gegenstands." (Siehe Einleitung zu „Savonarola", II, S. 185.) Zur selben Zeit wurde er mit Martensen, einem dänischen Theologen, bekannt, welcher eine Abhandlung über seinen „Faust" geschrieben und sich mit ihm über den „Savonarola" eingehend, auch in Briefen, unterhielt. Die Gespräche nahmen gewöhnlich eine religiös-philosophische Richtung und handelten von Pantheismus, der Persönlichkeit Gottes und des Menschen — über Spinoza, Hegel und Baader wurde geredet; auf letztern, den Martensen in München persönlich kennen gelernt, machte er Lenau zuerst aufmerksam. Weitere Gesprächsstoffe gaben das Mittelalter ab, die Mystik, die Reformation, die geistige Desorganisation und Negativität des gegenwärtigen Zeitalters, die Notwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt durch das Christentum. Nach späterer Mitteilung Martensens sprach Niembsch als seine Überzeugung aus, daß nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Kunst hinarbeiten müsse auf eine Umgestaltung des geistigen Bewußtseins der Zeit. Deswegen opponierte er sehr bestimmt gegen den ästhetischen Formalismus, den künstlerischen Indifferentismus, der sich nicht um den religiös-sittlichen Wahrheitsgehalt, sondern nur um die sogen. schöne Form bekümmerte. Der wahre Dichter müsse, wie die wahren Propheten, dem unwahren zeitlichen Bewußtsein der Menschen ein wahres Ewigkeitsbewußtsein entgegensetzen, müsse wahre Geschichte verkündigen, müsse richtende und freimachende Worte hineinsprechen in seine Zeit. — Manche dieser Ansichten, z. B. die Notwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt des Zeitalters durch das Christentum, gehören wohl Martensen selbst an und sind später durch einen

Irrtum seines Gedächtnisses als Lenausche hingestellt worden. Auch die Meinung Martensens, Lenau sei in den „Albigensern" ein ganz andrer als in „Faust" und „Savonarola", dürfte sich nicht leicht begründen lassen, wenn auch Schurz dieselbe teilt („Leben Lenaus", I, S. 362) und die mächtige Umwälzung in der Denkweise Lenaus als eine ganz offenbare hinstellt, zum Beleg dafür auf die prinzipielle Verschiedenheit der Helden dieser Gedichte hinweisend. Mag er sich sogar auf Sophiens Bemerkung, daß die Savonarola-Dichtung hervorgegangen sei aus neuerwachter Liebe zu einem persönlichen Gott, ja auf Lenaus eigne Worte berufen: „Der Zauber, das Schöne, Unersetzliche, Alleinbeseligende der Persönlichkeit, die tiefe Bedeutung der Individualität ist mir aufgegangen; ich lerne mich freuen an der individuellen Schranke, und die demütige Freude hieran, verbunden mit der Liebe zum Schöpfer, ist Religion". Diese Empfindungen als wirklichen Besitz errungen zu haben, war nur eine von den vielen Selbsttäuschungen des Dichters, wie er sehr bald selbst offen eingestand (siehe in der Einleitung zu „Savonarola", II, S. 188. Brief vom 24. April 1838 an Martensen). Auerbachs Urteil dürfte den innersten Kern seines Wesens richtiger getroffen haben. Dieser sagt: „Lenau war der Dichter der reinen Skepsis. Das Ringen nach absoluter Wahrheit und nach der subjektiven, die, aus dem innersten Kern des eignen Wesens geboren, nichts Überkommenes an sich hat, ist nirgends dichterisch mächtiger herausgetreten als in Lenau."

Etwas früher als die Freundschaft mit Martensen entstand die mit den beiden Schweden Hagberg und Böttiger; alle diese Herren lernte Lenau im silbernen Kaffeehaus kennen. Der Erzählung Hagbergs verdankte er die Stoffe zu „Anna" und „Der traurige Mönch". Um dieselbe Zeit studierte er auch eifrig Schuberts „Ansichten von der Schattenseite der Natur", dessen „Geschichte der Seele", außerdem die Schriften der Gnostiker und der Kirchenväter.

Im September dieses Jahrs (1836) diente er seinem Freund Alexander von Württemberg bei einem Duell in der Nähe von Ulm als Zeuge. „Wie innig auch Niembsch Alexander liebte, konnte er sich doch nicht erwehren, über das höchst entschlossene, ungeschlachte Eindringen von Alexanders Gegner auf denselben (sie kämpften mit dem Säbel), so sehr auch das Leben des Freundes dadurch gefährdet wurde, Bewunderung, ja sogar namhafte Freude zu empfinden." So berichtet Schurz und verschweigt in seiner gewohnten und das Verständnis an andern Stellen oft sehr störenden Ängstlichkeit die Ursache des Duells. Alexander wurde verwundet, und Lenau eilte nach Stuttgart zur Gräfin Marie, um ihr die Nachricht, aber auch zugleich den Trost zu bringen, daß die Verwundung ihres Bruders keine lebensgefährliche sei. Seine dortige Anwesenheit war nur von kurzer Dauer. Ende des Monats wieder in Wien angekommen, sah sich Herr „Nikolaus

Niembsch v. Strehlenau" vor die Polizei citiert und gefragt, ob er identisch mit Nikolaus Lenau sei. Als er dies bejahte und ihm vorgehalten wurde, wie er denn gegen das bestehende Zensurgesetz habe handeln können, berief er sich auf seine ungarische Heimat, in welcher kein gleiches Gesetz verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu lassen, und forderte, vor seinen Landesrichter gestellt zu werden. Man begnügte sich, dies zu Protokoll zu nehmen.

Den Winter 1836—1837 über blieb er in Wien und eifrig bei der Arbeit am „Savonarola", den er glücklich zu Ende brachte. Seine Erholung war nachmittags ein Besuch im silbernen Kaffeehaus und abends bei seinem Freund Löwenthal. Nachdem er im April aus der Wohnung seines Schwagers im Schwarzspanierhaus weg und ganz in die Nähe des Kaffeehauses gezogen war, um den Verkehr dahin nur recht bequem zu haben, nahm er im Juni für einige Wochen Wohnung in Penzing und zwar in dem Seitengebäude von Sophiens väterlichem Haus, worin sie mit den Kindern den Sommer verbrachte. Zur Drucklegung der unvermehrten dritten Ausgabe seiner Gedichte und des „Savonarola" begab er sich Ende Juni (1837) nach Stuttgart; hier hielt ihn die Besorgung der Satzkorrektur bis Mitte September fest. Nach Wien zurückgekehrt, hatte er von neuem Klage zu führen über „Verdüsterungen der Seele, die ihm die freiere Respiration verlegten". Er war oft sehr traurig und ziemlich schlaflos. Meist brannte bis tief in die Nacht hinein das Licht in seinem Zimmer.

Der zweite, 1836 erschienene Jahrgang des „Frühlingsalmanachs" — er enthielt Beiträge von Rückert, Mayer, Lenau, Notter, Schurz, Gust. Pfizer und Auersperg — war erschienen, hatte aber einen so geringen Erfolg gebracht, daß die Brodhagsche Buchhandlung im November 1837 erklärte, von der Fortsetzung dieses auf fünf Jahre geplanten Unternehmens abstehen zu müssen.

In einem Briefe vom 16. Januar 1838 erscheint zuerst die Nachricht, der Stoff der „Albigenser" sei aufgefunden und das Studium zur poetischen Bearbeitung desselben im Gange. Das Einzelne darüber ist in der Einleitung zu dem Gedicht (II, S. 311) zusammengefaßt. Über einen Zusammenstoß Lenaus mit der Zensur im Vorfrühling 1838 berichtet Frankl in seinem Buch „Zu Lenaus Biographie", S. 60: „Als Pest im Jahr 1838 durch Überschwemmung schwer gelitten hatte und Friedrich Witthauer ein Album, zu dem die edelsten dichterischen Kräfte Österreichs Beiträge lieferten, herausgab, eröffnete Lenau dasselbe mit einem herrlichen Prolog und teilte mehrere seiner schönsten Gedichte für seine unglücklichen Landsleute darin mit. Der Prolog sollte von der Zensur eine kleine Abänderung erleiden, die sich der Dichter nicht gefallen lassen wollte. Er ging zum Zensurbeamten und geriet da, wie er

oft und selbst bei unbegreiflich kleinen Anlässen konnte, in einen Berserkerzorn. Der Beamte suchte zu beschwichtigen, bat höflichst um Mäßigung. In solcher Weise hatte vielleicht kein österreichischer Schriftsteller mit einem Herrn aus dem Büreau des Grafen Sedlnitzky gesprochen, und die beanstandete Stelle: ‚Als eine leere Tafel blieb das Land‘ (I, S. 248) blieb unverletzt. Man wartete im Kaffeehaus, um zu hören, was die hochlöbliche Zensur mit Lenau gesprochen. Er kam ganz zornrot an, die angebotene Pfeife (bei ihm ein bedenkliches Zeichen) wies er ab und setzte sich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als endlich einer fragte: ‚Nu, Niembsch, was ist's?‘ schrie er fast: ‚Nichts ist's! Nichts wird gestrichen! Man muß sich von dem Gesindel nicht auf die Leier ... lassen!‘ In demselben Moment, als schäme er sich seines heftigen Ausdrucks, fing er herzlich zu lachen an, worauf alle Chorus machten."

Diesem Zusammenstoß mit der Zensurbehörde folgte im Herbst noch eine Vorladung vor die Polizei der unzensierten Schriften wegen, und der Dichter wurde sogar mit einer Geldstrafe bedroht; es blieb jedoch bei der Drohung und er von da ab unbehelligt.

Er hatte in diesem Jahr in demselben Haus, in welchem die Familie Löwenthal wohnte, ein einfenstriges Zimmer nach dem kleinen Hofraum hinaus inne. In der düstern „Bude" thronte auf einem Hängekasten ein ausgestopfter Geier, daneben ein Schädel und auf der Kommode die Büste Beethovens mit dem ernsten, fast zornigen Ausdruck, ein Geschenk seines Freundes Frank. Die Ausstattung stimmte zu Lenaus Gemütsstimmung: trüb war es in ihm, trüb sollte es auch um ihn sein. Mit den finstern Bildern in seiner Seele harmonierte die Umgebung, und in den Räumen unter ihm schaltete Sophie als die Gattin eines andern. So war die Geburtsstätte der Lieder: „An Sophie" (I, S. 174), „Der schwere Abend", „Traurige Wege", „Meine Furcht" beschaffen.

Den Juni und halben Juli verbrachte Lenau bei seinen Freunden in Stuttgart und besuchte auch Schwab, der sich zur Gewinnung größerer Muße nach Gomaringen bei Tübingen als Pfarrer hatte versetzen lassen. Am 13. Juli reiste er, die eben fertig gewordenen „Neueren Gedichte", „ihre Lieder", in der Tasche, zu Sophien nach Ischl.

Zu den in den „Neueren Gedichten" enthaltenen litterarischen Dingen bemerkt Auerbach, daß Lenau viele derselben, die er über die Verkehrtheiten der Kritik, der Tendenzjägerei &c. gemacht hatte, selbst nur als momentane Abwehr angesehen habe, so daß er sie weiterhin in seine Gedichtsammlung gar nicht aufnehmen wollte. Während des in Ischl verlebten Monats, der trotz andauernden Regenwetters anfänglich eine bessere Laune hervorrief, entstanden die „Husarenlieder" und die humoristische Apostrophe an den Ischler Himmel. Unterm 21. Juli berichtet Lenau aber wieder, daß

ihn seine Hypochondrie mit vollster Gewalt gepackt habe. „Ohne eigentliche Veranlassung kommt das so plötzlich, daß ich es nicht besser bezeichnen kann, als wenn ich sage: plötzlich hat mich wieder der traurige Wind angeweht. Ich mag Dich gar nicht belästigen mit Aufzählung aller der schwarzsichtigen Betrachtungen und Empfindungen, die bei solchen Paroxysmen über mich hereinbrechen."

Er reiste dann nach Gmunden und traf Schleifer im ersten Schmerz über den Verlust seiner vor acht Tagen beerdigten Gattin. In Wien fand er nach seiner Rückkehr mancherlei Kritiken seines „Savonarola" vor, die ihm das Leben verbitterten und an den erneuerten Anfällen der Hypochondrie nicht ohne Anteil blieben. Unter solchen Umständen schritt die Arbeit an den „Albigensern" nur langsam vorwärts, dieses Jahr ging zu Ende ohne bemerkenswerten Zwischenfall und ebenso die erste Hälfte des folgenden (1839). Dann aber brach ein Sturm los, Lenau lernte die gefeierte Sängerin Karoline Unger kennen.

VI.

Sophie befand sich seit Mitte Juni mit ihren Kindern in Ischl. Aus Lenaus Briefen an sie sind die folgenden Stellen entnommen.

Wien, 25. Juni 1839. „Gestern besuchte mich Graf Ch. und lud mich nach Penzing zu Mittag. Ich speiste mit Fräulein Karoline und Graf H., dem dramatischen Dichter. Karoline sang vor Tische unter H.s Begleitung den ‚Wanderer' und das ‚Gretchen' von Schubert hinreißend schön. Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie ließ in ihrem Gesang ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz los. Sogleich erkannte ich, daß ich in einen Sturm gerate; ich kämpfte und rang gegen die Macht ihrer Töne, weil ich vor Fremden nicht so gerührt erscheinen mag; umsonst, ich war ganz erschüttert und konnte es nicht verhalten. Da faßte mich, als sie ausgesungen, ein Zorn gegen das sieghafte Weib, und ich trat in's Fenster zurück; sie aber folgte mir nach und zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand, und wie sie selbst im Sturm gebebt. Das versöhnte mich, denn ich sah, was ich gleich hätte sehen sollen, daß es ein Stärkerer war als ich und sie, der durch ihr Herz gegangen und meins, und vor dem wir beide gleich gebeugt dastanden, als es wieder stiller war. Wir setzten uns zu Tische. Karoline war sehr freundlich und gesprächig. ‚Ich bitte mir meinen Lenau zum Nachbarn aus', sagte sie, und so ward ich denn ihr Nachbar. Doch das Singen hatte mir den Appetit verdorben und mich in mich selbst gekehrt, so daß ich weder den trefflichen Speisen meine gebührende verzehrende Würdigung noch den Tischgesprächen meiner Nachbarin die gehörige Aufmerksamkeit und Teilnahme angedeihen lassen konnte. Nach dem Essen ging's an's Kegelschieben. Karoline glänzte auch hier als

Primadonna; sie warf fünf bis sieben Kegel mit robustem Schub. Abends fuhr ich samt H. mit ihr in die Stadt zurück. Wie hab' ich Sie hergewünscht, als ich die schönen Lieder hörte!"

Wien, 5. Juli 1839. „Die letzte Woche war für mich eine Zeit stürmischer Bewegung. Karoline ist ein wunderbares Weib. Nur am Sarg meiner Mutter hab' ich so geschluchzt wie jenen Abend, als ich die herrliche Künstlerin im ‚Belisario' gehört hatte. Da war es nicht das bestimmte Stück, die bestimmte Rolle, deren Tragik mich ergriffen hätte. Die Sängerin ging weit über jede Einzelheit hinaus, und ich hörte in ihren leidenschaftlichen Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glückes auseinander brechen und das Herz der Menschheit zerreißen. Mich ergriff ein namenloser, ungeheurer Schmerz, von dem ich noch ein heimliches Zittern durch mein innerstes Leben spüre. Da war es zu hören, daß es dem Schicksal ernst ist mit seinem Leide, daß dies nicht ein wohlgemeinter Ratschluß unsrer Herzenserziehung ist. Ich war viel mit Karolinen zusammen; sie fühlte sich mir verwandt, wie eine Wetterwolke der andern. Nach der Vorstellung des ‚Belisario' ging ich, wie öfter, zu ihr und sagte ihr, daß sie die größte tragische Wirkung auf mich gemacht habe, worüber sie erfreut war und mir einige Tage später sagte, meine Ergriffenheit in genannter Oper sei ihr größter Triumph, den sie in Wien erlebt, so sehr sie auch erfreut sei über den Beifallssturm in ihrer letzten Vorstellung. Gestern ist sie nach Dresden abgereist. Ich freue mich ihrer Freundschaft, denn sie ist, was ich ihr auch sagte, eine der höchsten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben. Im Umgang ist sie gewöhnlich lebhaft und heiter, oft kindisch und tändelnd, wobei sichtbar ihre Seele ausruht von den großen Erschütterungen und die Natur wohlthätig wieder das Leben in's Gleichgewicht zu bringen sucht. Dann aber bricht zuweilen plötzlich die ernste Stimme ihrer Seele hervor, und was sie, wie z. B. über das Tragische und ihre Auffassung desselben, gesagt, zeigte mir auch ihre Gedanken auf einer seltenen Höhe. Sie ist in den einsamsten und wildesten Gegenden der Leidenschaft heimisch und kennt das Angesicht des Schmerzes in allen seinen Zügen. Ich wünschte, daß sie, wie sie sich vorgenommen, in einigen Jahren sich dem deutschen Schauspiel zuwendete; da wäre es eine Freude, ein Trauerspiel eigens für sie zu schreiben. — Liebe Sophie, was sind das für traurige Worte in Ihrem Brief?* Sie wünschen, daß Ihre Gesundheit eine entscheidende Wendung nehme, so oder so? Freut Sie das Leben nicht mehr mit uns? Wissen Sie nicht mehr, was Sie sind und was Sie uns gelten? Sie verstehen es so

* Das bekannte Mittel, so lange schon abgebraucht, schlug bei Lenau immer wieder an

gut, mir mein Leben schön zu deuten und mir heilkräftige Worte in's Herz zu flößen, wenn Sie mich verstimmt sehen, und haben für sich selbst, Ihren hohen Wert und Beruf, kein Auge? Nicht so unmutig, liebe Sophie! Sie machen mich sehr traurig dadurch. Eine Stelle Ihres Briefs ist mir dunkel. Sie sagen, ich werde bald fühlen, wie sehr mein Leben ein gelungenes sei. Wie meinen Sie das? Ich bin keiner von den glücklichen Dichtern, die ihrer selbst und ihrer Werke froh werden, wie Goethe. Meine Schriften besitze ich nicht, und mich selbst verschenke ich auch gerne. Man hat meine Arbeiten zuweilen plastisch genannt. Daran ist wenigstens so viel wahr, daß ich wie ein plastischer Künstler zu Werke gehe und mich selbst zerschlage, wie der Bildhauer die Form, um den Gedanken heraustreten zu lassen. Vielleicht ist die Eigenschaft meiner Poesie, daß sie ein Selbstopfer ist, das Beste daran. Man verzeiht es mir darum, wenn mein Herzblut nicht so gleichmäßig und regelrecht abläuft wie die Tropfen einer Wasseruhr. Ohne das Gefolge der Trauer ist mir das Göttliche im Leben nie erschienen. In Ihnen hat es mir seit fünf Jahren still geleuchtet, mich wohlthätig erwärmt; aber es war viel Schmerz und Kummer damit verbunden, und Ihre unsichere Gesundheit ängstigt mich fort und fort. In Karolinen hat es mir ein heiliges Gewitter in die Seele geschlagen, aber an dem großen Glück haftet eine tiefe Klage."

Man kann sich ungefähr denken, in welcher Art Sophiens Antwort auf diesen Brief ausfallen mußte, dessen Klagen über das eigne menschliche und Dichterlos ihrer Schönheit wegen, obgleich nicht zur Sache gehörig, hier mit aufgenommen wurden. Lenaus Antwort hebt jeden Zweifel auf. Er schreibt am 11. Juli: „Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerschmettert. Ich bin nicht im stande, Ihnen jetzt ausführlich zu schreiben. Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht's als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an I h n e n, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos. Sie hat mir geschrieben. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich, denn sie ist wert, daß ich sie liebe. Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt. Ich wollt', ich wäre schon tot!"

Wien, 12. Juli 1839. „Wenn ich nur eine Stunde mit Ihnen sprechen könnte! Sie waren mir immer das nächste Herz auf Erden, Sie kennen mich und meine tiefste Geschichte, Sie sind mein Stern, zu dem ich in jedem Sturm aufblicke. Heute ist es ruhiger in mir denn gestern. Ich war die Tage her wirklich krank. Es muß sich mir ein Ausweg finden, bei dem kein Herz zu brechen braucht. Verlassen Sie mich nur jetzt nicht!"

Wien, 16. Juli 1839. „Ich reise noch diese Woche nach Ischl (wo Sophie weilte). Ich will das Gesetz meines Lebens und mein ganzes Schicksal von Ihrem Herzen empfangen, dessen Größe und Heiligkeit mir nie erschienen ist wie in Ihrem letzten Brief. Es liegt ein Gebirge von Kummer und Traurigkeit auf meiner Brust. Der Ausweg, den Sie mir nannten, geht durch meine Todespforte. Ich habe Karolinen nicht verschwiegen, daß Sie meine höchste entscheidende Rücksicht sind.“

Wien, 17. Juli 1839. „Wenn ich bei Nacht erwache, und das geschieht oft, so greift meine Seele gleich nach ihrem Schmerz, wie die Mutter nach ihrem Kind. Ich sehne mich nach Ischl. Mit dem nächsten Eilwagen reise ich ab. Es gibt kein Wort für meinen Zustand. Gott erhalte mir Ihr Herz, wenn er will, daß ich ihm dienen soll. Er hat Euch beide gemacht und mich, alle drei aus einem Stück. Ist ihm eins zu viel, so nehme er mich zurück. Ich habe sehr viel mit Ihnen zu sprechen, sehr viel, liebe Sophie! Ich will, wie immer, mein Herz vor Ihnen aufschließen, soweit es aufgeht. Das thut mir selbst not zu meiner Beruhigung, und wenn ich einem Zustand entrissen werden soll, der mich in die Länge töten müßte. Mein treuer Jugendfreund, der Schlaf, der beste Arzt meiner frühern Leiden, ist hin. Kaum drei bis vier Stunden leichten Schlummers, und der Schmerz nimmt wieder seinen Hammer zur Hand und arbeitet fort den ganzen Tag.“

Lenau reiste nach Ischl ab und hielt sich etwa einen Monat dort bei Sophien auf, dann fuhr er nach Linz zu einem Rendezvous mit Karolinen, worüber der Brief vom 22. August berichtet: „Vorgestern Abend um 9 Uhr ist sie mit Extrapost hier angekommen, als ich eben soupierte. Ihr Wagen hielt vor dem Haus, ich eilte hinaus, und wir begrüßten uns. Sie war sehr ermüdet von der dreitägigen ununterbrochenen Fahrt, auch Freundin Klara, welche zu meiner Überraschung den Hund, den ich ganz vergessen hatte, an einer Schnur höchst gravitätisch ins Zimmer führte. Der Abend verging mit Soupieren der Damen und unter allerlei muntern Gesprächen. Wir saßen zu vier zu Tische: Karoline, Klara, die Stubenkatze und ich. Da konnten mithin keine Schicksalsworte gewechselt werden. Erst gestern Abend kam es zu solchen. Karoline stellte alles meiner Entscheidung anheim. Ich erklärte ihr, daß ich, solange sie der Öffentlichkeit angehöre, und solange ich meine eignen Vermögensangelegenheiten nicht völlig geordnet habe, so daß ich einen gesicherten und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalt bringen könnte, daß ich so lange an eine Verbindung nur als künftig denken könne. Meinen Willen durchaus ehrend, nahm Karoline meine Erklärung mit schöner weiblicher Fügsamkeit entgegen. Es sind von ihrer Seite Verbindlichkeiten für neunzehn Monate eingegangen worden, deren Nichteinhaltung mit großen Opfern vertragsmäßiger Konventionalstrafen verbunden sein würde, wogegen die Erfüllung derselben eine Vermö-

gensvermehrung von fünfzigtausend Gulden zurücklegen läßt. Daß ich ein solches Opfer, obwohl sie es mir mit Freuden zu bringen bereit wäre, nicht annehme, versteht sich von selbst. Die Partie nach Gmunden konnte bis jetzt wegen Regenwetters nicht unternommen werden. Gestern waren wir im Theater und hörten das ‚Nachtlager‘, musikalische Schneuzer von Konradin Kreutzer, unter dessen selbsteigner Leitung und Mitwirkung seiner debütierenden Tochter. Eine Beschreibung vieler Details meines hiesigen Lebens erhalten Sie nächstens. Eins der hübschesten war, daß Karoline beim ersten Eintritt ins Zimmer mir die beiden Kränze, welche sie am letzten Abend in Dresden, den einen von Tieck, den andern von der Schröder, empfangen hatte, knieend zu Füßen legte. Sie ist nicht ganz wohl. Ein ziehender Schmerz in der Gegend des Herzens*, der zuweilen nachläßt, aber seit längerer Zeit nie völlig weicht, ist ein etwas besorglicher Zustand und läßt bei den ungeheuern Anstrengungen, denen Karoline bald wieder entgegengeht, Schlimmeres befürchten."

Andre Details bestanden darin, daß Lenau an dem Abend in der Theaterloge fortwährend zu kleinen Dienstleistungen, die nicht nach seinem Geschmack waren, aufgefordert wurde: „Niembsch, hänge meinen Hut auf, lege meine Mantille zurecht! Niembsch, reiche mein Perspektiv, bestelle Eis ꝛc." Auf einem Ausflug, den das Paar nach dem Salzkammergut machen wollte, wurde es durch schlechtes Wetter in Hallstadt aufgehalten. Dort, während eines Ganges durch das steinige, zum Strubbach führende Thal, kamen die der ehelichen Verbindung sich entgegenstellenden Hindernisse wieder zur Sprache. Da rief plötzlich Karoline im Eifer der Verhandlung: „Sieh her, mein Freund, so steig' ich über alle diese Hindernisse hinweg!" Und vor den erstaunten Augen ihres Freundes stieg sie, wie Schurz berichtet, „rasch und ebenso glücklich wie kühn über einen mächtigen rauhen Steinhaufen, der dicht am Weg lag, ohne weiteres hinweg". Beim Mondschein fuhren sie auf dem bergumschlossenen See, und Karoline sang sizilianische Fischerlieder. — Am 3. September traf Lenau wieder in Ischl ein. Das Feuer, das vor zwei Monaten so himmelhoch emporgelodert war, erscheint jetzt schon zu einem ganz kleinen Flämmchen zusammengeschrumpft. Das Komödiantenhafte, auf den äußern Effekt Hinzielende in Karolinens ganzem Gebaren war dem Dichter endlich bemerklich geworden, und die Geschichte war schon so ziemlich zu Ende. Die Sängerin hatte sich auch für ihren Angebeteten (?) malen lassen wie Maria im „Faust", im Hintergrund den Gewitterhimmel und das wilde Meer. Oben hatte sie darüber geschrieben: „Weil' auf mir, du dunkles Auge" und unten in den ganz dunkeln Grund geritzt: Karoline v. Strehlenau, geborne Unger". Es

* Wahrscheinlich auch ein Komödiantenkniff! Die Dame wurde hinterher 77 Jahre alt.

war kein schönes Gesicht, wie von Augenzeugen versichert wird. Die Sängerin, damals im 40. Jahr stehend (sie war 1800 geboren, also zwei Jahre älter als Lenau), eine imposante Erscheinung und mit einem schönen, durch Ronconi ausgebildeten Sopran ausgestattet, hatte ihre Haupttriumphe in Italien gefeiert, wo sie während der Zeit von 1828—1839 in Venedig, Rom, Florenz und Neapel als Primadonna meist in der Opera buffa und semiseria gewirkt. Bei ihrer Anwesenheit in Paris (1833) erreichte sie einen nur mäßigen Erfolg.*

So ziemlich zwar, aber ganz zu Ende war die Sache im September 1839 noch nicht, vielmehr schrieb Lenau (am 28.) an seinen Schwager die bezeichnenden Zeilen: „Zu Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo! ist, wenn davor kopuliert werden soll, wohl auch so eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leichtsinnig heiraten die Weiber in's Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen. Also, Bruder, überleg' Dir's und sage mir im Oktober, wo ich dich sehen werde, was du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist die fleißige Briefstellerin." Der Schwager hütete sich, und gewiß nicht mit Unrecht, dem Dichter zu dieser Verbindung allzustark zuzureden.

Noch, wie lange noch, ist nicht zu ermitteln, denn hierüber fehlen alle Nachrichten, dauerte der Briefwechsel zwischen Lenau und Karolinen fort; auch ein Trauerspielstoff, den der Dichter für sie bearbeiten wollte, wurde besprochen. Ihm aber wurde es immer bänglicher vor ihr, je mehr er erkannte, eine wie große Schauspielerin sie war; er wußte nicht mehr, was echt und was falsch an ihr sei. Im Juni des folgenden Jahrs (1840) teilt er seiner Freundin Sophie mit, er habe einmal an Karoline geschrieben, sei jedoch ohne Antwort geblieben. Als bis zum 10. Juli noch immer nichts eingetroffen war, Niembsch aber inzwischen erfahren hatte, daß einer seiner Briefe an Karoline bei Tieck vorgelesen worden, machte er sich eilends von Stuttgart auf, um sie noch in Ischl zu finden; sie lebte dort vor ihrer Abreise nach Italien einige Wochen ihrer Gesundheit. „Den 13. abends (schreibt er von Ischl aus an Löwenthal) bin ich nach schnellster Reise hier eingetroffen, und den 14. morgens hatte ich alle meine Briefe in der Tasche. Wohl mochte sich eine so natürliche wie verzeihliche Eitelkeit gegen den Verlust so werter Trophäen sträuben; doch hatte ich einen scharfen Anlauf genommen, und ich war fest entschlossen, das Zimmer ohne meine Papiere nicht zu ver-

* Ihren Namen hatte sie in Italien in Carlotta Ungher umgeändert. 1840 heiratete sie den Franzosen Sabatier, zog sich später ganz von der Bühne zurück und starb am 23. März 1877 in ihrer Villa bei Florenz.

lassen. Ich hatte sie gleich von vornherein bei ihrer ganzen weiblichen Würde, Delikatesse und Ehre aufgefordert, mir zu willfahren; da war kein Entrinnen. Natürlich gab ich ihr dagegen ihre Briefe zurück, die sie verbrennen zu wollen erklärte. Jetzt ist der dumme Streich mausetot geschlagen, und mir ist unbeschreiblich wohl zu Mute darüber. Übrigens benahm sich Karoline edel und hegt keinen Groll gegen mich. Sie bat mich um die Fortdauer meiner Freundschaft, die ich ihr aufrichtig zusicherte." Nach jenem Auftritt speisten beide noch zusammen und spazierten dann in einem Walde, der früher ihr Lieblingsgang gewesen; dort ritzte Karoline ihren Namen in einen Baumstamm ein und setzte darunter: „geboren den 24. Juni 1839 (der Tag, an welchem sie Niembsch zum erstenmal sah) und gestorben den 14. Juli 1840" (das Datum der Trennung).

Lenau gestand später einem Freund, er habe gezittert vor Freude, als er seine Briefe wieder in der Hand hielt. In ihnen soll mit das Schönste enthalten gewesen sein, was er je geschrieben, eine Fülle dichterischer Bilder von höchster Vollendung, wie sie die Begeisterung selbst ihm nur selten eingab. Bevor er seine „dokumentierten Narrheiten" verbrannte, las er sie in der Nacht auf seinem Zimmer noch einmal durch; er kam über seine daraus hervorleuchtende hohe Aufregung in immer höhere Aufregung, und seinen Augen kaum trauend, schlug er sich öfter mit der flachen Hand ingrimmig vor die Stirn und rief laut aus: „O, du Esel du!"

VII.

Was nun die übrigen Verhältnisse des Dichters in der Unger-Periode betrifft, so ist nachzutragen, daß die Anfälle der Hypochondrie sich häufiger wiederholen und „oft einen gräßlichen Grad erreichen" (Brief vom 5. Dezember 1839). Von Stuttgart aus (30. Mai 1840) ersucht er seine Freundin Sophie, den „Faust" und „Savonarola", welche neu aufgelegt werden sollten, durchzulesen und mitzuteilen, welche Änderungen sie daran vorgenommen zu sehen wünsche. Er berichtet ihr auch von seinen neuen Bekanntschaften, der Frau v. Suckow (Emma Niendorf) und deren Schwester Agnes; für letztere, auf welche sich die beiden Gedichte: „Kommen und Scheiden" und „An Agnes" beziehen, war er (laut Kerners Brief vom 10. Juni 1840) „herzlich begeistert". Dafür erfolgten dann spitze Bemerkungen, Ablehnung der Rezension des „Faust". Er fragte an, ob er ihr seine „Gesammelten Werke" widmen dürfe; auch dieses wird unwirsch abgelehnt, und nun rafft er sich zu einzelnen schüchternen Bemerkungen auf: „Was Ihr letzter Brief mir von meinen interessanten neuen Freunden zu erzählen weiß und von der Entbehrlichkeit, in welche dadurch meine ältern Freunde zurücksinken sollen, das ist eitel Fabelei". (20. Juni 1840.) „Daß Sie mir nicht nur die erbetenen Rezensionen versagen, sondern auch die Dedikation so

unfreundlich abweisen, ist eben auch beides wieder auf dem bewußten rauhen Fleckl gewachsen." (5. Juli 1840.) Die Dame mochte merken, daß ihre Behandlung des Dichters doch über das gehörige Maß hinausgegangen sei, daß diese eher den Namen der Mißhandlung verdiene; sie suchte wieder einzulenken, worauf dann Lenau schreibt: „Mein Antrag der Dedikation war nicht im Scherz gemeint. Diese Ehre ist doch zu erheblich, als daß ich sie jemand im Spaß anbieten möchte, denn meine sämtlichen Schriften sind, da ich für Thaten keinen Raum finde, mein sämtliches Leben, und ich hätte auf meine Anfrage eine ernstere, ich möchte sagen feierlichere Entgegnung von Ihnen erwartet; so aber antworten Sie, als wären meine Bände — Nüsse." (19. Juli 1840.) Dieser auch in seinem Schluß ernst gehaltene Brief wirkte, und der nächste (vom 2. August) durfte beginnen: „Ihr Schreiben vom 24. Juli habe ich hier (in Ischl) erhalten, und es kann nun doch wieder Red' und Antwort in ordentlicher Abwechselung zwischen uns geschehen".

Über die Art, wie sich Lenau bei seinen Stuttgarter Freunden gab, berichtet die Niendorf: „Wenn er sich nicht aufgelegt fühlte, schritt er mit leisem Nicken aus der Stube und ließ sich oft den ganzen Abend nicht mehr sehen. Zuweilen kam er jedoch plötzlich von selbst und war ganz traute Mitteilung. Er wartete bloß die Stimmung ab, um sich unter die Menschen zu mischen. Dann floß aber auch alles wie ein Quell hervor. Das nächste Mal mochte er wieder ganz verdüstert und stumm sein. Man hätte ihn für launisch halten können, suchte auch nicht selten sein Zurückziehen damit zu erklären, daß alle sehr produktiven Naturen egoistisch seien."

Bald nachher war Lenau bei seinem Verleger Cotta zum Mittagessen eingeladen. Zur anberaumten Stunde, Schlag 2 Uhr, erschien er im schwarzen Frack und neuen Pariser Handschuhen, die er unterwegs noch gekauft, auf's feierlichste und eleganteste herausgeputzt. Cotta und seine Tochter empfingen den Dichter und machten mit ihm einen Gang durch die lange und prachtvolle Zimmerflucht. Als sie endlich in den Speisesaal kamen und Lenau auf der Tafel die Gedecke sah, welche auf eine größere Anzahl geladener Gäste schließen ließen, überfiel ihn plötzlich eine Menschenscheu, er entschuldigte sich mit einer Indisposition und lief auf und davon. Reinbecks, bei denen er wie immer in Stuttgart seine Wohnung hatte, empfingen ihn mit überraschten und bedenklichen Blicken, wie man etwa einen närrisch Gewordenen ansieht.

Bemerkenswert bleibt auch noch aus diesem Stuttgarter Aufenthalt, daß Lenau ein Buch über Chiromantie fleißig durchstudierte, die darin enthaltenen Abbildungen von Händen nachzeichnete und sich alle Regeln geläufig machte. Wie E. Niendorf erwähnt, war er erstaunt über die Richtigkeit der Prophezeiungen, z. B. betrachtete er stillschweigend

die Linien in der Hand des Grafen Alexander und fand darin alle seine Geschicke vorausgezeichnet und bestätigt. — Man darf sich nicht wundern, den Dichter in den Stuttgarter Kreisen auf solche Nichtigkeiten verfallen zu sehen; durch diese Gesellschaft ging ein zuweilen recht unangenehmer Zug von Mystik, Frömmelei und Aberglauben. Man gab sehr genau auf seine Träume acht, teilte sich diese gegenseitig mit und erlangte nach und nach eine gewisse Fertigkeit im Träumen. Die Frau v. Suckow hat solcher Phantasmen mehrere in ihrem Buch ausführlich erzählt.

Den Winter 1840—1841 verbrachte er in Wien, häufig geplagt von seiner Hypochondrie, aber trotzdem fleißig dichtend und noch fleißiger geigend. Er hatte sogar wieder einen Lehrer für sein Violinspiel engagiert, Karl Groß, einen bedeutenden Beethoven-Spieler, dem ein falscher Ton ein entsetzliches Unglück schien. Der Komponist Karl Evers, durch eine Empfehlung der Frau Reinbeck damals bei Lenau eingeführt, schildert des letztern Spiel als wild, unregelmäßig, oft aber ergreifend und genial im höchsten Grad. Lenau war schüchtern, spielte fast nie mit Fremden, jedoch sehr häufig mit Evers, besonders die Beethovensche Kreutzersonate. Die Akkorde zu Anfang des Musikstücks wurden ihm sehr schwer; er übte nun manchen Tag acht Stunden hindurch mit solcher Leidenschaft, daß die gefährliche Stelle endlich so ziemlich klappte, seine Gesundheit aber darunter litt. Besser gelangen ihm die Variationen, bisweilen sogar sehr gut, in dem letzten feurigen Satz ging freilich seine Phantasie in der Regel mit der Geige durch, er hörte gar nicht mehr auf den Klavierspieler, gab auf keine Pause acht, arbeitete gleichzeitig mit den Füßen und hielt endlich, wenn ihm die Stirn voll heller Schweißtropfen stand, erschöpft inne. Seinen Fehler sah er wohl ein, war aber nicht zu bändigen, wenn er in's Feuer kam. Am besten führte er die steirischen und oberösterreichischen Ländler aus, übereilte bei dieser Musik auch niemals das Tempo, sondern tanzte vielmehr zu seinem Spiel in ruhiger Heiterkeit im Zimmer auf und ab. Evers äußert ferner: „Lenaus Urteil über Musik war sehr einseitig. Für ihn war nur einer, nämlich Beethoven, alle andern verachtete er; ja es ging so weit, daß er Mozart förmlich in's Lächerliche zog, z. B. den erstern mit dem Chimborazo und daneben Mozart mit dem Bobzer (kleiner Berg bei Stuttgart) verglich.“ Aus Professor Fischhofs Mitteilungen ist noch beizubringen, daß dieser ihm mit vieler Mühe und vielem Vorspielen die Anerkennung Mendelssohns aufnötigte. Lenaus Achtung für Mendelssohn steigerte sich aber in der Folge sehr, er wollte sogar einen Oratoriumtext für ihn schreiben, und da das göttliche Prinzip in Händels „Messias“ unübertrefflich betont sei, so sollte der gefallene Engel, der Dämon, in das Oratorium hereingezogen werden. An andrer Stelle findet sich die Notiz, Judas Ischariot sei zur Hauptperson ausersehen gewesen. Lenau kannte Mendelssohn schon seit Jahren persönlich; letzterer hatte die Bekanntschaft

auf eigentümliche Weise eingeleitet. Der Dichter wohnte damals zu Heidelberg im „König von Portugal". Um 11 Uhr abends weckte man ihn aus dem ersten Schlafe. Vom grellen Lichte der Kerze beleuchtet, die ein Kellner in der Hand hält, steht ein Mann im schwarzen Frack vor dem Bette. „Ich habe einen Brief von Schwab an Sie", sagte er, „und wollte nicht weiterreisen, ohne Sie gesehen zu haben. Ich gehe gleich wieder mit dem Eilwagen." Schnell, wie er erschienen, verschwand Mendelssohn, und Lenau war es am andern Morgen wie ein Traum, diese Begegnung mit dem berühmten Komponisten.

Auf der im April unternommenen Reise nach Stuttgart zog sich der Dichter ein heftiges Unwohlsein zu, das zu einem langwierigen Scharlachfieber ausartete. Er teilte dies Sophien mit und wurde dafür von derselben Frau, die seine Freundin zu sein behauptete und die ihn so oft mit Mitteilungen ihrer Krankheit gelangweilt, tüchtig abgekanzelt, wie sein Brief vom 25. April 1841 beweist: „Sie verweisen es meinem ersten Briefe von hier, daß er eine Krankengeschichte enthalte, und beinahe erschrocken muß ich Sie um Vergebung bitten, daß ich jenem unangenehmen Brief, Ihre Teilnahme vielleicht überladend, eine Reihe andrer habe folgen lassen, welche ebenfalls Krankengeschichte enthalten. Ich bin eben krank, und wenn ich krank bin, kann ich an meine Freunde nicht als ein Gesunder schreiben. Meine Briefe enthalten Ihnen überhaupt zu viel Geschichte, namentlich von Freunden, die für Sie keine sind (er hatte von Alexander, Reinbecks und Hartmanns geschrieben). Etwas scharf sondern Sie Ihre Interessen von den meinigen und deuten mir an, daß Ihrer Teilnahme auch hierin zuviel zugemutet werde. Der Tag, an dem Sie sich solcherweise gegen mich geäußert, war nun gewiß keiner von den freundlichen, noch die Stimmung eine von den sympathischen; immerhin aber hätte Ihnen die nötige Unverdrossenheit zu der Bemerkung erübrigen sollen, daß es dem fernen Freund nicht wohlthun könne, sehen zu müssen, wie seine Briefe mit mehr Kritik als Freude aufgenommen werden ꝛc."

Die Dame besaß jedenfalls mehr Herrschaft über den Dichter als über sich selbst; seine Geduld war unbegreiflich und unerschöpflich in der Ertragung von Vorwürfen, die von dieser Seite kamen, wenn er sich auch manchmal ein wenig wehrte. Als kurz danach ein Brief von Sophie eintraf, der von ihrer Angst und Sorge um seine Krankheit spricht, war die vorhergegangene Unleidlichkeit wieder vergessen, und das arme Herz floß über von Dankbarkeit und Lob: „Sie, teure Freundin, haben, was an meinem Talent das Beste ist, Sie haben mein Herz gebildet. Soll ein Baum kräftig und sicher zum Himmel gedeihen, so muß er fest und beharrlich im Boden wurzeln. Ich stehe und wachse in Ihrer Freundschaft. Jedes hochwallende grüne Blättlein an mir zeugt von einer heimisch und wohlgebor-

genen Wurzel. Einst scheide ich von dieser Welt mit dem freudigen Bekenntnis, daß Sie, teure Frau, es waren, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Hasses gestillt, die (an Geist und Herz mächtig wie wenige Ihres Geschlechts) in einem höhern Lebenskreis das für mich gethan, was jene längst modernde andre teure Frau so gern gethan hätte." Das mit dem geknickten Wurm des Zweifels war auch nur eine momentane Einbildung Lenaus. Dieses anhängliche „Nagetier" begleitete ihn sogar bis zur Schwelle des Irrsinns.

Am 23. Mai (1841) starb der Theosoph Franz X. v. Baader in München, dessen Freundschaft Lenau durch Martensens Vermittelung gewonnen hatte, und welchen er besuchte, so oft er München passierte. Den Stuttgarter Freunden war diese Beziehung nicht ganz recht, sie befürchteten von der Seite allerlei für das Seelenheil ihres „Herrn Baron von Niembsch" gefährliche Wirkungen, um so mehr, als letzterer den alten Herrn sehr hoch hielt, ihn einen der größten Männer der Zeit und den vielleicht begeistertsten Philosophen nannte und mancherlei kräftige Worte von ihm citierte, z. B. „Gott hängt an einem dünnen Faden". Als er aber von Wien aus gar schrieb, Baader sei ein herrlicher Mensch, er habe sich wieder recht an ihm gefreut und besonders über ein Wort, das er ihm mitgegeben und das er, Lenau, wie einen schönen grünen Strauß auf seinen Hut gesteckt habe, um sich sein ganzes Leben daran zu erfrischen: „Die Gescheiten werden immer gescheiter und die Dummen immer dümmer", als der Dichter dies in unverhehltem Selbstgefühl nach Stuttgart schrieb, da schwoll Emilien das Herz gewaltig an, und sie tönt ihre Klage über die Eitelkeit berühmter Leute in demutstrotzenden Worten aus.

Ein längerer Aufenthalt in Ischl brachte Lenau, trotz der gleichzeitigen Anwesenheit Sophiens, keine Linderung der Hypochondrie, zu welcher sich auch noch ein Gichtleiden gesellt hatte. „Ich habe schon den Erdgeruch in der Nase; mir scheint, sie schaufeln mich bald hinunter", schrieb er am 24. September an Evers.

Die „Albigenser" waren inzwischen nach einer Arbeit von etwa vier und einem halben Jahr endlich fertig geworden, befanden sich im Juni 1842 im Druck und erschienen Ende Juli. Der Verleger versprach sich glänzende Erfolge von diesem neuen Werk, worauf die Buchhändler mit Begierde warteten; allein die trübe Flut des innern Unmuts war bei dem armen Dichter so hoch gestiegen, daß ihm alles das gleichgültig blieb. Angefangene Trauerspielstoffe wurden wieder beiseite gelegt. „Mit der dramatischen Poesie ist's auch nichts. Unsre jetzige Poesie ist ihrem innersten Wesen nach eine lyrische", schreibt er an Sophie (12. Juni 1842), „alles andre ist ein Gerede von außen her, wenn auch Zuhörer genug sich einfinden. Hat denn die dramatische Poesie auch Organe in unsrer Zeit? Schwebt sie nicht wie ein Ge-

spenst mit bloßem Scheinleib über unsre Bretter? Wen es freut, der mag seine Laterna magika immerhin anzünden! Ich habe den Gedanken wieder auf lange hinausgeschoben."

Am 16. Juni meldet er seiner Freundin die bevorstehende Verheiratung der Gräfin Marie mit Herrn v. Taubenheim, der sieben Jahre um sie gedient habe.

Die finstere Laune Sophiens im Juli findet in dem Gemüt des Freundes ihren Nachhall, wie denn überhaupt die Schattenseite des Verhältnisses in dem Briefwechsel jetzt sehr in den Vordergrund tritt. Die Frau v. Suckow (Emma Niendorf), die sich als weiblichen Eckermann herzugefunden und alles aufschrieb, was Lenau in den Stuttgarter Kreisen sprach und that, hat aus dieser Zeit eine Äußerung des Dichters aufbewahrt, die sowohl aus chronologischen Rücksichten hier ihren Platz findet als auch deshalb, weil der berührte Gegenstand wohl sein Teil mitgewirkt hat, die Nervenzerrüttung zu beschleunigen.

„Ich vermöchte keine Zeile zu schreiben ohne meine Pfeife im Mund", erklärte Niembsch. „Nur beim Rauchen kommen die Gedanken; es konzentriert. Man glaubt nicht, wieviel gerade auf innerliche Naturen, die sich in's Seelenleben vertiefen, Äußerlichkeiten Einfluß haben, weit mehr als bei den Durchschnittsmenschen." Niembsch war, wie bereits erwähnt, was in einzelnen seiner Gedichte auch berührt wird, von Jugend auf ein leidenschaftlicher Raucher; in der letzten Zeit vor der Krankheit, vielleicht auch schon früher, zündete er sogar, wenn er nachts wach wurde, eine Zigarre an. Auf die österreichischen Monopolzigarren war er sehr schlecht zu sprechen, sie dufteten ihm wie „angebrannte Weichselzöpfe". Ferner hatte er eine Vorliebe für übermäßig starken Kaffee. Dann trank er auch gern starke Weine, die er, wiewohl nicht in berauschenden Quantitäten (Schurz erwähnt ausdrücklich, daß sein Schwager nur einmal in seinem Leben zu Anfang der zwanziger Jahre einen Rausch gehabt habe), aber doch häufiger genoß.

Im Spätherbst des Jahrs 1842, in welchem Lenaus väterlicher Freund, der Dichter Schleifer, nach langjährigem Leiden starb, vollendete er in Wien das größere Gedicht „Mischka an der Marosch", woran er selbst einmal wieder Freude empfand (s. II, S. 8). Er besuchte, wie sonst, täglich das silberne Kaffeehaus, die Familie Löwenthal, auch seinen Schwager, diesen jedoch selten, da er in der Vorstadt wohnte, ging nie in's Theater, aber öfters in Konzerte und wurde täglich bequemer, mürrischer und leutscheuer.

Anfang April des Jahrs 1843 kehrte der Jahrestag zum fünfzigstenmal wieder, an welchem der Erzherzog Karl das höchste aller kriegerischen Ehrenzeichen, das Maria-Theresiakreuz, auf dem Schlachtfeld erworben. Zur Verherrlichung des Jubelfestes veranstaltete die Gesellschaft der Wiener Freunde der Tonkunst ein Konzert. Ein auf den Gefeierten bezugnehmender Prolog

sollte es einleiten. Lenau wurde, jedenfalls durch Sophiens Vater, den Hofrat Kleyle, welcher des Erzherzogs Beamter war, dazu veranlaßt, diesen Prolog zu verfassen. Da er sich in keiner poetischen Stimmung befand, bedurfte es erst wiederholten Drängens, ehe er sich dazu entschloß. Der Schauspieler, welcher das Gedicht sprechen sollte, mußte sich doch auch noch damit bekannt machen; daher blieben zur Abfassung nur etwa drei Tage Zeit. „Zuerst ging ich (so erzählt Lenau bei der Niendorf), um mich zu inspirieren, auf die Bibliothek und ließ mir die Kriegsberichte aufschlagen, das Aktenmäßige. Zunächst über die Schlacht von Aspern, das war alles ganz einfach und kurz. Es ergriff mich gleich, und ich erkannte, daß diese Schlacht als Hauptmoment dastand. Dann ging ich nach Hause und fing gleich an und war im Zug; in drei Tagen war ich fertig. Dann gingen die Katzbalgereien mit der Kritik los. Der Prolog mußte der Zensurbehörde übergeben werden. Der Fürst Metternich ließ sich denselben vortragen, er gefiel ihm; nur eine Stelle war ihm verdächtig, da, wo der Kränkungen Erwähnung geschieht, welche der Erzherzog dulden mußte. Mit einem g a n z f e i n e n, diplomatischen Bleistift unterstrich mir der Fürst diese Stelle und schickte jemand zu mir, ich möchte ihm den Gefallen thun und das ändern, worauf ich erwiderte: ‚Da diese Stelle meine Gesinnung enthalte, so könne ich sie so wenig streichen und ändern wie meine Gesinnung‘. Jetzt ging der Prolog an die Zensurbehörde zurück. Die ließen nun die Stelle; bloß ein Wort hatte mir der betreffende Beamte darin gestrichen mit einer groben Bauernfeder und, statt ‚böser Tropfen‘, ‚Schmerzenstropfen‘ darüber geschrieben, worauf ich ihm auf noch derbere Art sagen ließ: er solle mir meinen Blumengarten nicht beschmutzen. Dann fuhr ich zu ihm. ‚Das kann sich der Dichter nicht gefallen lassen‘, sagte ich zu ihm, worauf er entgegnete: ‚Ja, es war mir gleich nicht recht, wie ich's hinschrieb‘. Er bestand nun auf einer Änderung, ich blieb aber dabei: ‚Wenn ich ein Wort ändern soll, so wird der ganze Prolog nicht gesprochen‘. Ich wußte wohl, daß ich ihnen so Trotz bieten durfte, weil denn doch auch der Erzherzog im Hintergrund war, und so errang ich den Sieg über die Zensur, der, wie die Verhältnisse dort sind, ein Ereignis und auch für die andern errungen war. Es ist unerhört, daß etwas so unverändert gesprochen werden durfte.“ Niembsch erhielt für die Huldigung vom Erzherzog eine goldne Medaille, womit außer ihm nur noch acht gekrönte Häupter und Feldherren bedacht wurden. Er sprach von dieser Auszeichnung nur gegen seine vertrauten Freunde, nahm auch den Prolog nicht in seine Gedichtsammlung auf aus Scheu vor dem bloßen Schein lohngieriger Schmeichelei und aus Besorgnis, das Gedicht könne doch hier oder da ihm als ein „Fürstenlied“, welche Gattung er in seinem „Protest“ (I, S. 299) so sehr verpönte, gedeutet werden.

Im April 1843 begab er sich wieder nach Stuttgart, um „sein papiernes Glück zu schmieden", d. h. über eine neue Auflage seiner Gedichte zu verhandeln. Die Angelegenheit wurde zur Zufriedenheit beider Kontrahenten erledigt.

Der Schriftsteller A. Schlönbach suchte im Juni Niembsch in der Schwabenhauptstadt auf und gibt über seine damalige äußere Erscheinung folgenden Bericht: „Ein kleiner, aber breitgesetzter Mann mit schon grau werdendem schwarzen Haar und Schnurrbart. Seine Züge sind tief gefurcht, als wenn glühende Leidenschaften und herbe Schmerzen darin gehaust hätten; eingefallen, braun, werden sie von einer starken Nase beschattet, und eine hochgewölbte Stirn hebt sich mächtig über das sonderbare, oft unheimliche Blitzen seiner großen, schwarzen Augen. Sein Benehmen war (wenn auch auf die Dauer Zutrauen erweckend und durchaus den edlen Biedermann, das weiche, warme Dichtergemüt verratend) unruhig, oft scharf fixierend. Den weiten Hausrock dann und wann krampfhaft um die Glieder schlagend, rannte er hastig aus einer Zimmerecke in die andre. Es mahnte mich an den Tiger im Käfig, wenn er an den Eisenstangen auf- und niederfährt."

Nachdem die Korrekturen der Neuauflagen seiner Werke erledigt worden, fuhr Lenau nach Wien zurück und verbrachte seinen Geburtstag bei Schwester und Schwager Schurz in Weidling bei Wien, wo dieser sich ein Häuschen zur Sommerwohnung gekauft. Beim ländlichen Mahl war die Gesellschaft recht vergnügt, und als sich Niembsch zum Kaffee eine Zigarre anzünden wollte, brachte ihm eine seiner Nichten die einzige vorrätige Wachskerze des Hauses, welche er an der auffallenden Länge und Dünne als eine Totenkerze erkannte. Schurz hatte sie ein Jahr vorher bei der Beerdigung eines jungen Wiener Dichters, Theodor Mottloch, der auf der Besitzung seines Vaters in Weidling gestorben war, getragen. Auf Lenau wirkte die Entdeckung wie ein wehmütiges Omen. Sieben Jahre später wurde er gerade gegenüber dem Grabe des Jünglings, bei dessen Leichenbegängnis die Kerze figuriert hatte, zur Ruhe bestattet.

Der Herbst brachte dem Dichter auf einsamen Spaziergängen die „Waldlieder". Vom 18. November findet sich ein Brief an Emilie Reinbeck vor, lautend: „Mir geht es wieder einmal ganz schlecht, was die Stimmung meines Gemüts betrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: ἀμφιμέλας, d. h. ringsum schwarz. Ja, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und er packt mich diesen Winter öfter und fester als je. — Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich sein, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter aber, der überdies kein Familienleben, ja nicht einmal eine gesicherte Existenz hat und körperlich zur Melancholie im höchsten

Grade disponiert ist, wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes Homerische Beiwort auf seine Seele paßt."

Der Musiker Schmid berichtet aus damaliger Zeit: „Es war an einem trüben Herbstabend, daß ich Lenau vom Kaffeehaus heimbegleitete. In sein Zimmer eingetreten, bat er mich, ihm einige ungarische Nationalmelodien vorzuspielen. Stumm lehnte sich Lenau in seinen Stuhl, den gesenkten Kopf auf die Hand gestützt, und horchte sinnend zu. Ich mochte wohl schon mehrere Lassan und Frißen* gespielt haben und wollte eben die Geige aus der Hand legen, als Lenau aufstand, wortlos das Instrument ergriff und zu spielen begann. Ich werde diesen Moment nimmer vergessen. Auf den Stuhl hingesunken, horchte ich den magischen Tönen, die aus dem nächtlichen Dunkel, denn es war mittlerweile im Zimmer ganz finster geworden, herausklangen, so zauberhaft und dabei so wehmütig und tief ergreifend. Ein prophetischer Geist war über den Spieler gekommen und belebte seinen Bogen. Sein eignes Los und das Schicksal seines Volks, damals noch in der Zukunft tief verborgen, malte er in Tönen. Es war ein Bild, das die Seele mit unwiderstehlicher Gewalt faßte und das Herz mit schmerzlicher Rührung erfüllte. In jedem Ton lag der Ausdruck des Schmerzes, der bald in den wehmütigen Klängen des Lassan wie im stillen Jammer fortweinte, bald wieder im raschen Frißen wild aufschrie. Ich weiß nicht, wie lange Lenau gespielt, plötzlich aber verstummten die Klänge; eine Totenstille trat darauf ein. Ich griff mich bis zur Thür fort und kam, mir unbewußt wie, mit nassen Wangen auf die Straße. Es war mir, als hätte Lenau die ganze Wucht des Schmerzes, die auf seiner Seele lastete, in seinen Tönen auf die meine gewälzt."

Hier darf füglich noch ein Wort über Lenaus Violine eingeschaltet werden, da das Instrument in dessen schrecklichstem Lebensmoment eine mildernde, gleichsam vermittelnde Rolle übernahm. Sie war von dem Cremoneser Joseph Guarnerius angefertigt und durch Lenau vom Geigenmacher Schmid in Wien um 300 Gulden Konventionsmünze erstanden worden.

Schmid, der Niembsch' Liebhaberei für alte Geigen kannte, brachte ihm einmal eine vom Bankier Pereira, welche dieser von seinem Vater geerbt hatte. „Diese Geige ist eine Schwester der meinigen", erzählte Lenau, „auch von Guarnerius. Es war ein großer Moment, als ich die zwei Geigen nacheinander aus ihrem Futteral nahm und auf jeder dieselbe Passage probierte. Der Ton der meinigen ist lieblicher, klingender; die andre ist heroischer, weiter, großartiger. Sie ist doch um etwas mehr, und dies Etwas — das ist ein paar Tausend Gulden wert. Als ich darauf spielte, konnte ich mich auch nicht enthalten, zu sagen: ‚Du verfluchte Geige'." Der Menschenlaut,

---

* Ungarische Weisen, haschau, langsam, frischko, flink.

der nach seinem Ausdruck in der Violine wohnte, hatte ihn der Guitarre, dem einst so eifrig kultivierten Seufzerholz, gänzlich entfremdet.

Mehr und mehr wandte er sich jetzt auch von allem dem ab, was die menschliche Gesellschaft ihm als Bestes und ihm Zuträglichstes bieten konnte und wollte, von der Geselligkeit. Immer düsterer, trauriger wurde sein Sinn, und um Weihnachten des Jahrs 1843 beklagte er es schmerzlich, daß das Organ der Freude in ihm vor allen andern absterbe; dasjenige Organ, welches am nötigsten sei, wenn die übrigen ihre Dienste nicht umsonst oder gar nur zum Verdruß leisten sollen.

VIII.

„Von diesem Jahr erwarte ich nicht viel Gutes, schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe." So schrieb Niembsch am 9. Januar an Emilie Reinbeck.

Einige Tage nachher gab die Gesellschaft Konkordia Grillparzer zu seinem 52. Geburtstag ein Fest und ordnete eine Deputation an Lenau ab, worunter auch sein Freund, der Dichter Stelzhammer, war, den Freund des Gefeierten einzuladen. Als die Herren im Vorzimmer standen, konnten sie hoffen, ihn bei guter Laune zu treffen; er geigte drinnen, daß es eine Lust war zu hören. Endlich klopfte man an, ein rauhes Herein! und beim Hereintreten ein noch rauherer, verfinsterter Mann. Stelzhammer gab er die Hand und sprach auch dazu etwas freundlicher, lichter von „auch wieder einmal anschauen lassen" und „was machen" und „wie ergehen" und hörte auch ziemlich geduldig die Einladung an. Dann aber betrachtete er flüchtig mit seinen fast unheimlich rollenden, stechenden Augen die Gesellschaft, und sein fahles, verfallenes Gesicht gegen den Sprecher wendend, sagte er endlich: „Thut mir leid, hab' den Grillparzer gern, kann aber doch nicht kommen. Ich fürchte die Leute, das heißt sie sind mir zuwider, vorzüglich in solchen Massen. Entschuldigen Sie mich, meine Herren, bei der ganzen Gesellschaft, die an mich übermäßig Güte und Aufmerksamkeit verschwendet; und den Grillparzer laß ich herzlich grüßen und beglückwünschen. Adieu, meine Herren, Adieu!" Durch die kaum geschlossene Thür klang dann schon wieder sein Geigenspiel.

Dann aber, je nach dem Wechsel der Stimmung, besuchte er auch Gesellschaften und sogar einen Artillerieball, wo er sich ganz gut unterhielt.

Im April war er einer Neuauflage seiner Gedichte wegen wieder in Stuttgart und las, wie er auch im vorigen Jahr gethan, in seiner freien Zeit alte Autoren, Livius, Appian, Silius Italicus 2c. Auerbach suchte ihn auf. „Ich empfing ihn", heißt es in einem Brief an Sophie, „wohl hauptsächlich, weil sein Buch Ihnen gefallen hat, auf das beste. Er ist ein angenehmer Mann. Durch ein langes und sorgfältiges Studium Spinozas, dessen Werke er ver-

deutscht, dessen Biographie er geschrieben hat, ist er mild und sehr human geworden. Besonders gefiel mir an ihm, daß er einen so netten und reinlichen logischen Haushalt in seinem Kopf hat, ohne daß sein Herz darüber erkaltet wäre. Was aber die ‚Dorfgeschichten‘ betrifft, so hab' ich deren Lesung begonnen, doch immer noch nicht fertig werden können. Die Gegenstände dieser Idylle sind mir zu unerheblich und zu wenig anziehend, so daß es dem Verfasser nur selten gelingt, mit allem Aufwand mannigfachen und liebenswürdigen Geschicks, einen Teil meiner Sympathie dafür zu erobern. Übrigens ist sein Talent unverkennbar; er wird sich viele Freunde gewinnen."

Der Mai war ihm in der württembergischen Hauptstadt widerwärtig, und sie muß sich eine sehr absprechende Kritik gefallen lassen. „Verdammtes Kloakenthal! Die Luft ist zwischen diesen fleißigen, abgeschwitzten Weinbergen so dumpf und matt, so verbraucht und beschmutzt, als wäre sie durch meilenlange Windungen von Eingeweiden hindurchgegangen, ehe man sie in Nase und Lunge bekommt. Beständiges Unwohlsein, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, schlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Ärger über den trägen Fortschlich meiner Geschäfte, das waren die Freuden meiner letzten Woche. Mit dem einen Lungenflügel atme ich Langeweile, mit dem andern Ärger über die vertrackte Buchdruckerei ein." Energische Vorstellungen in der Druckerei förderten endlich den Geschäftsgang, wodurch dann die Laune Lenaus auch eine bessere wurde. Er arbeitete nebenher an dem in diesem Jahr begonnenen „Don Juan" (II, S. 427) und nahm das Werk nach Lichtenthal im Schwarzwald mit, wohin er die erkrankte Frau Reinbeck begleitete. Für seinen eignen Zustand hoffte er gleichfalls eine günstige Wirkung von dem Schwarzwaldbad, leider sah er sich getäuscht und schrieb darüber an Sophie (7. Juli 1844): „Wenn sich's mit meiner Gesundheit nicht bessert, so gehe ich noch in ein Seebad. Ich halte mich wirklich für ruiniert. Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab." Von Lichtenthal begab er sich nach Baden-Baden und wollte den „Don Juan" vollenden, dort hielt sich auch Auerbach auf, und dessen in bezug auf die Darstellung romanhaft übertriebenem Bericht über die folgenschwere Begegnung des Dichters mit dem Fräulein Marie Behrens aus Frankfurt a. M. ist das Nachstehende entnommen.

Eines Morgens in der ersten Hälfte Juli 1844 kam Lenau ganz vergnügt und wonnestrahlend zu Auerbach und zog ihn mit zum Schloßgarten; dort, bei der großen Linde, erzählte er ihm, wie er gestern zum Nachtessen nach dem Englischen Hof gegangen. Im Saal fand er niemand außer drei Damen, er kam neben die jüngste, eine sanfte, innerliche Erscheinung, zu sitzen, und auf die unbefangenste Weise knüpfte sich ein Gespräch an. Sehr bald bemerkte er, daß seine Unterhaltung Eindruck

mache. Er fand sich, nach Auerbachs Angabe, dadurch um so mehr beglückt, als das schon in die reifern Mädchenjahre eingetretene Fräulein, das überdies eine ernste und in der Pflege eines kranken Vaters aufgegangene Jugend hinter sich hatte, nicht wußte, wer er war, und also sein Ruf auf ihr Interesse keinen Einfluß geübt haben konnte. Im Laufe des Gesprächs hatte er erfahren, daß die Damen am andern Tag, also schon heute, nach dem Essen abreisen wollten. Es drängte ihn, seiner Tischnachbarin ein Erinnerungszeichen an die für ihn so frohe Stunde zu senden. Die Gedichte wurden aus der Buchhandlung geholt, ein Widmungsgedicht (I, S. 325), fast improvisiert, hineingeschrieben und die Bücher mit einer Visitenkarte in den Englischen Hof geschickt. Mittags an der Tafel hörte er zu seiner Freude von der Dankenden, daß er falsch berichtet worden; die Tante und Nichte Marie wollten noch einige Tage in Baden bleiben, und nur die Dritte, die Schwester eines schwäbischen Dichters, werde nach Rippoldsau in's Bad gehen.

Lenau war selig. Nur manchmal schien die heilige Feststimmung unterbrochen, wenn er auf Auerbachs Zimmer nach Wien schrieb, hastige Briefe, die er selbst zur Post trug.

Der Abend vor dem Abschied kam. Es war eine schöne Sommernacht, die beiden Damen, Lenau und Auerbach wandelten vor dem Kurhaus auf und ab. Die Tante wollte nach Hause, als die Musik eben einen widerwärtigen Mischmasch ertönen ließ, einen damals Mode gewesenen Eisenbahnwalzer, in dem das schrille Pfeifen und Keuchen der Lokomotive mit allerhand unharmonischen Instrumenten nachgeahmt war. Lenau bat, daß sie nicht unter diesen Tönen den Ort verlassen möchten. Die Gesellschaft blieb noch eine Weile, endlich mußte doch geschieden sein. Der Dichter war am andern Morgen bei den Abreisenden, später kam er zu Auerbach, und da stand es fest bei ihm, daß dieses Mädchen sein werden müsse; er war wie wiedergeboren, alles vergangene Leben hinter ihm versunken. Oft wiederholte er, wie er sich freue, eine Frau aus so ehrenfester Bürgerfamilie zu erhalten, und sprach davon, daß er den festen Vorsatz habe, nie eins seiner Kinder in Staatsdienst und Abhängigkeit treten zu lassen; sie sollten, wenn nicht anders, ein Gewerbe treiben. In seltsamer Befangenheit war er aber mit seiner Auserwählten zu keinem entscheidenden Ausspruch gekommen, und es lag auf ihm als eine Sorge, über ihre Gesinnung Gewißheit zu erlangen. Auerbach riet, nach Rippoldsau zu reisen; dort werde er sich von den Verwandten solche wohl verschaffen können. Er folgte dem Rat und kam nach einigen Tagen voller Jubel wieder, er hatte die Sicherheit der Erwiderung seiner Liebe.

Nun wurde die Reise nach Frankfurt beschlossen, auf welcher Auerbach ihn nicht begleiten konnte, weil ihn Berufspflichten nach Karlsruhe riefen

und dort festhielten. In Frankfurt traf er Moritz v. Schwind, Felix Mendelssohn und Ferdinand Hiller. Mit letzterm war er im nahen Bad Soden, und bei seiner Rückkehr erzählte er, wie ihn Hillers Komposition seiner „Drei Zigeuner", die er dort singen hörte, ungemein erfreut hätte. Von Hillers Klavierspiel angeregt, schrieb er ihm einige Zeilen in's Album (I, S. 325: „Sonne"). In Frankfurt war er öfter seltsam weichmütig und zu Thränen geneigt. Dort sagte er einmal zu Schwind ohne Begründung und Erklärung das schreckliche Wort: „Das Licht geht aus!" Dasselbe Wort wiederholte er in Baden Auerbach gegenüber, als er am hellen Mittag, gebückt, die Hände zwischen die Kniee geklemmt, auf dem Sofa saß. Auerbach erschrak darüber, wußte nicht, was er wollte, und schalt ihn über solche seltsame Rede; er ging davon ab und sagte: „Es ist nichts, vergiß es".

Still und in sich gekehrt war er nach Baden zurückgekommen, nur wenn er von seiner Braut sprach, war alles in ihm ein voller, hoher Akkord der seligsten Freude.

Lenau hielt den Plan fest, sich in Heidelberg anzusiedeln, und da ihn die Existenzfrage auch vielfach beschäftigte, gedachte er, seine Abneigung gegen den Staatsdienst überwindend, als Dozent der Philosophie aufzutreten. Auf den Einwand, daß das, was er hierin leisten könne, wohl auch andre vermöchten, daß aber, was ihm zunächst als ausschließlicher Beruf gegeben sei, auch seine Pflicht bleibe, ging er wiederum willig ein und sprach viel von dem Plan zu einem großartigen Oratorium, den er mit Mendelssohn verabredet hatte. Er wollte darin, über die biblischen Stoffe hinausgehend, ein Neues schaffen; sein Studium der Gnostiker sollte ihm dabei zu statten kommen. Da er selbst nichts Näheres darüber angab und vielleicht auch noch nicht entschieden darin war, blieb es bei allgemeinen Andeutungen. Überhaupt rang er offenbar mit der Gestaltung dieses neuen Lebens, das ihm so spät sich eröffnete, und in welches er ein volles, reiches Dasein des Thuns, Denkens und Empfindens nicht mit hinübernehmen durfte.

Vor der Reise nach Wien bangte ihm. Er hätte lieber einen andern an seiner Statt dahin geschickt, sah aber sehr wohl ein, daß nur er selbst die Dinge dort erledigen könne. Die hastigen Briefe an Sophie hatten nichts enthalten von dem neuen Wendepunkt des Lebens. Er scheute sich. Erst wenn er die Brücke ganz hinter sich abgebrochen, sollte sie es erfahren. In die vollendete Thatsache würde sie sich leichter ergeben, so hoffte er. Im Briefe vom 27. Juli, worin er ihr auch den Tod seines Freundes Alexander von Württemberg meldet, sagte er nur kurz, er sei in Frankfurt gewesen und werde ihr über seine dortigen Erlebnisse mündlich berichten.

Nachdem Lenau noch einmal nach Stuttgart zurückgereist war, um sich durch den Verkauf des ausschließlichen Verlagsrechts seiner Werke an seinen Verleger ein Kapital zu sichern, eilte er nach Frankfurt zur Verlobung. Lenaus Freund Evers befand sich damals gerade mit seiner Gattin in dieser Stadt und erblickte zufällig vom Fenster aus den Dichter auf einer Umfahrt. Nach dessen Erzählung berichtet Schurz: „Lenau sah dermaßen freudestrahlend aus, daß solches als etwas ganz Ungewöhnliches Evers auffiel und zwar so sehr, daß ihn deshalb sogar Besorgnis anwandelte. Späterhin sprachen sich die Freunde, wobei der Bräutigam seinen vollen Himmel aufschloß und zuletzt auch im Hinblick auf die unabweislichen Bedürfnisse der Erde durch eine bekannte Bewegung des Daumens dem teilnahmsvoll Horchenden andeutete, daß es auch damit seine guten Wege habe. Evers erzählte hiervon seiner Gattin, welche, als eine Einheimische mit den Verhältnissen der Frankfurter Familien besser vertraut, fürchtete, daß Lenau sich hierüber wohl in einem Irrtum befinde. Vielleicht glaubte letzterer, der Stand eines Bürgermeisters einer so reichen Stadt (diesen Posten hatte Mariens verstorbener Vater, ein angesehener Rechtsanwalt, bei Lebzeiten innegehabt) setze bedeutende Wohlhabenheit voraus. Dort wurde jedoch bei der alljährlich wiederholten Wahl mehr auf geschäftliche Tüchtigkeit des zu Wählenden Bedacht genommen als auf großen Besitz. Auch mochte das Erscheinen des bescheidenen und liebenswürdigen Mädchens zu Baden-Baden an der Seite der allerdings reichen Tante hierdurch einen unwillkürlich irre leitenden Nebenschimmer erhalten haben. Vielleicht wurde Lenau auch noch durch andre, nicht genügend Unterrichtete, in der vorgefaßten Meinung von der Wohlhabenheit der Auserwählten bestärkt. Eine Eröffnung der Brautmutter, welche einer unter gewöhnlichen Umständen reichlichen, unter den obwaltenden aber keineswegs ausreichenden Mitgift erwähnte, riß Lenau zu einer Zeit, wo an einen Rücktritt nicht mehr zu denken war, aus seiner Hoffnung auf vollkommen gesicherte Zukunft aller einst ihm Angehörigen. Er war daher auch, als ihn Evers wiedersah, sehr herabgestimmt. Hierzu konnte auch noch ein andres Ereignis beigetragen haben. Einer von den neuen Verwandten oder Bekannten hatte Lenau gefragt, was er denn eigentlich für eine Art Dichter wäre? Ob ein Theater- oder Romanschreiber, oder was sonst derlei? Man kann sich leicht den widrigen Eindruck denken, den eine solche etwas borstige und naive, vielleicht auch halb erbarmungsvolle Frage unter übrigens so feiner und hochgebildeter Gesellschaft auf den berühmten Dichter machen mußte."

Wien erfuhr die Nachricht von Lenaus Verlobung durch die Augsburger „Allgemeine Zeitung". Er, der (wenn vom Eheglück die Rede war) zu sagen pflegte: „Das habe ich verpaßt", oder wohl auch je nach wechselnder

Stimmung: „Die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut", er war also verlobt. Niemand, der ihn näher kannte und ihm wohlwollte, begrüßte die Nachricht mit der Hoffnung, daß ihm sein Entschluß Glück bringen werde. Mancher sagte wohl gar: „Das ist ein verrückter Streich!"

Hinter der also kritisierten Nachricht drein fuhr Lenau nach Wien, traurig — eine saure Fahrt. Seinen Geburtstag, den er in Lainz hatte begehen wollen, brachte er noch einsam auf der Reise zu, er weinte viel. Am 14. August 1844 traf er endlich in Lainz bei seiner Freundin Sophie ein. „Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?" fragte sie ihn sogleich. „Ja!" antwortete er, „doch wenn Sie es nicht wünschen, verheirate ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch."

Niembsch verweilte etwa einen Monat in Wien, eigentlich in Lainz bei Herrn Löwenthal, und besuchte zuweilen die Familie Schurz in Weidling. Die Arbeit am „Don Juan" wurde fortgesetzt. Er schien höchst glücklich, war es wohl auch für Augenblicke; oft aber hatte seine Freude etwas gewaltsam Erzwungenes. Mit höchster Begeisterung erzählte er von seiner Braut, die er eine wahrhaft deutsche Jungfrau nannte. Die Verschiedenheit der Konfessionen (Niembsch katholisch, Marie evangelisch) war insofern unerfreulich, als gerade damals in Deutschland viel Geschrei über die Mischehen und in Österreich deren Schließung mit früher unbekannten Schwierigkeiten verbunden war. Der wenn auch zweiundvierzigjährige, aber krankhaft feurige Liebhaber war im äußersten Fall entschlossen, jedes Hindernis durch Übertritt zu heben.

Bei einem der wenigen Besuche Lenaus in Weidling machte dieser mit der Familie Schurz einen Spaziergang durch das schöne Wiesenthälchen, der „Rotgraben" genannt. Hundert Schritte von des Schwagers Häuschen lag hinter einer Allee schattiger wilder Kastanienbäume der Friedhof. Im Vorübergehen blickte Lenau durch das Gitterthor auf die Gräber, Schurz machte ihn auf v. Hammer-Purgstalls Denkmal aufmerksam, und während er gerade auf den Platz hinsah, unter welchem er jetzt selbst schläft, sagte er traulich-heiter zu seiner Schwester Therese: „Gelt, Tertschi, da liegt sich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinst still nebeneinander liegen!"

Schurz besuchte ihn hinwiederum in Lainz und fand ihn fürchterlich herabgedrückt. Er beschwerte sich über Schlaflosigkeit und häufigen Schweiß, so daß er mitunter in der Nacht das Hemd wechseln müsse. Dann klagte er über große Erschöpfung seiner Kräfte, und wie er oft, zumal bei Nacht, unwillkürlich auf das heftigste weinen müsse. Was den Freunden insbesondere bedenklich auffiel, war der sich wiederholt einstellende plötzliche und ganz unerklärliche Wechsel von übermäßiger Freude und tiefer Trauer.

Auch ward der Dichter wider alle sonstige Gewohnheit gegen die besten Freunde manchmal jählings rauh.

Und als er nun Mitte September Abschied nahm von der Freundin, die, wie er selbst sagte, zwölf Jahre lang sein ganzes Lebensglück ausgemacht, da kam jener Moment, den er in „Tod und Trennung" (I, S. 181) geschildert:

„Doch ein Anblick tiefrer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen."

Die ganze gewaltige Last des Trennungsschmerzes legte sich auf die beiden Herzen, und der Jammer preßte der Freundin die schauerlich weissagende Klage aus: „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen! — Eins von uns muß wahnsinnig werden!" — Er aber ging mit den Worten: „Dein fest und ewig!"

Mit dieser Tracht prophezeiten Unheils beladen, fuhr der Dichter seiner Braut, seiner Hochzeit entgegen, bis Linz zu Schiffe, von da mit der Eilpost über Salzburg, München, Augsburg nach Stuttgart, allabendlich in Thränen, allnächtlich in krankhaftem Schweiß gebadet. Am 21. September in Stuttgart angelangt, empfing er einen Brief Sophiens, der „wie eine himmlische Erquickung in sein Herz kam". Sie hatte sich wieder auf sich selbst und auf ihre Pflicht gegen den unglückseligen Freund besonnen. Zitternd und weinend las er das Schreiben durch, wieder und wieder. „Jedes seiner Worte senkte sich hinab in den Abgrund meiner Seele; dort wird es bleiben, solange überhaupt etwas in ihr und von ihr bleibt. Ich weiß meinen Besitz im ganzen unermeßlichen Umfang zu schätzen. In Ihnen, teure Sophie, hab ich die Höhe der Menschheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgang atme ich den reinsten, lebendigsten Äther des Geistes, und ich stehe an Ihrer großen Seele als an einem tiefen Meer und lausche dem Rauschen seines Wellenschlags, und er weckt in mir das Tiefste und Schönste, dessen ich fähig bin. Es ist keine Redensart, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie meine Muse sind. Sie sollen es auch bleiben. Fürchten Sie nicht das Undenkbare, daß ein inniger Zusammenhang mit Ihnen aufhören könnte, meinem Geist und meinem Herzen unentbehrlich zu sein.... Die Besorgnisse für die Zukunft und hundert Ungewißheiten beunruhigen und verstören mein Gemüt. Ich habe viel durchzumachen. Das kleine braune Etui kann ich nicht öffnen, ohne daß mir Thränen aus den Augen stürzen, und doch thu' ich's so gern und oft! Leben Sie wohl, liebe, teure Sophie! Ihr Brief hat mich auf das schmerzlichste, aber auch auf das beglückendste erschüttert!"

So lauteten die Briefe, welche der unmittelbar vor der Hochzeit

stehende Bräutigam von Stuttgart aus an Sophie schrieb. Im Reinbeck-schen Familienkreis wiederholte er öfter, daß die Hochzeit vor dem 15. Oktober stattfinden müsse.

Der Stuttgarter Aufenthalt dauerte länger, als anfänglich vorausgesehen war, weil die Verhandlungen mit dem Verleger — Lenau wünschte eine ihn günstiger stellende Abänderung des Vertrags — sich hinauszogen. Sie waren am 28. September, wie Lenau meldet, noch nicht zu Ende, weil die Rückkunft des einen Geschäftsführers aus Italien erst noch abgewartet werden mußte. In diesem Brief heißt es ferner: „Stellen Sie sich vor, liebe Sophie, was ich heute vernommen habe. Ein Reisender hat folgende Geschichte hier erzählt und in Umlauf gesetzt. Im Eilwagen sei er mit einem Herrn zusammengetroffen, der ihm erzählt, er sei diesen Sommer in Karlsbad gewesen, und dort sei in Gesellschaft das Zeitungsblatt, das meine Verlobung angekündigt, gelesen worden. Eine Dame geriet darüber in die größte Erbitterung und sprach von einem Verhältnis, das ich in Wien hätte, und äußerte sich auf das schärfste über die angekündigte Verlobung, und wie daraus nimmermehr ein Segen ersprießen könne; es könne aus dieser Sache überhaupt nichts werden ꝛc. Ich habe nur flüchtige und unbestimmte Umrisse von dieser Geschichte gehört. Doch hat die Geschichte hier bereits um sich gegriffen, und schon wird erzählt, mein Verspruch mit Fräulein Behrens werde zurückgehen. Das Schlimmste davon ist, daß dadurch meine Freunde in Frankfurt ihr Vertrauen auf mich wenigstens zum Teil verlieren werden oder schon verloren haben. Ich vermute, daß jene Frau, die aus Zorn sogar meine Gedichte zerrissen haben soll, niemand anders war als Frau v. W.... Sie haben vollkommen recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat mich so innerlich verletzt und gedrückt, daß mir vor einer ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert. Außer der Verzinsung meines Kapitals (durch die Verlagsbuchhandlung) werde ich noch auf einer Vermehrung der Mitgift Mariens bestehen, mich treu und fest an den Text Ihres goldnen Briefes haltend, der mir Gesetz sein soll."

Am folgenden Morgen (29. September) Sonntags saß Niembsch mit Reinbecks still und in sich gekehrt beim Frühstück. Plötzlich fiel ihm das ganze Gewicht seiner Lage auf's Herz. Mit einem Aufschrei des höchsten Zorns und Kummers sprang er auf und fühlte im gleichen Moment einen Riß durch sein Gesicht. Er trat vor den Spiegel, sein verzerrtes Bild starrte ihm entgegen, der linke Mundwinkel war in die Höhe gezogen, die rechte Wange total starr und gelähmt bis an's Ohr zurück; das rechte Auge hatte zwar seine Beweglichkeit noch behalten, zeigte aber ein stieres und gläsernes Ansehen. Das Gefühl auf der rechten Seite war das einer ganz eigentümlichen,

von allen rheumatischen Spannungen durchaus verschiedenen Todesschwere. Niembsch' erstes Wort war: „Emilie, mich hat ein Nervenschlag getroffen". Die Anwesenden suchten ihm diese Meinung auszureden. Er litt nicht, daß schon jetzt ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werde. Beim Mittagessen war er ruhig, auch ging er sogar trotz schlechten Wetters abends aus, um Besuche zu machen. Die nächste Nacht brachte er schlaflos und in starkem Schweiß zu.

Am 30. September wurde Dr. Schelling, der Bruder des Philosophen, veranlaßt, den Kranken zu besuchen, und erklärte sein Gesichtsleiden für eine Paralysis rheumatica faciei. Lenau war darüber sehr beunruhigt, brach in Thränen aus, erklärte sich für den unglücklichsten Menschen. Er stehe eben im Begriff, zu heiraten, und werde jetzt von einem offenbar schlagartigen Übel heimgesucht, sei also keine Stunde sicher, daß dasselbe nicht als ein allgemeiner Schlag wiederkehre. Schelling suchte ihn zu beruhigen, das Übel sei mehr lokaler Art und werde in den meisten Fällen in kurzer Zeit ohne weitere Folgen gehoben; überdies verordnete er ein Zugpflaster hinter's Ohr und ließ Lenau das Gesicht mit einem leinenen Tuch verbinden. Dieser schien denn auch wirklich beruhigter, war abends im Kreise seiner Gastfreunde ganz heiter, sprach mit ihnen von einem Landhaus bei Wien, welches er zu kaufen beabsichtige, um sich daselbst nach seiner Verheiratung niederzulassen, und redete mit den besten Hoffnungen von seiner Zukunft.

Am 1. Oktober quälte ihn wieder die Besorgnis um seine künftige Existenz, er rechnete fast den ganzen Tag, äußerte zuweilen die Absicht, seine Verbindung mit Marie abzubrechen, sprang im nächsten Augenblick von diesem Gedanken wieder ab und malte ganz heiter sich und der Gesellschaft das Glück aus, welches ihm durch seine Heirat bevorstehe.

Den nächsten Tag (2. Oktober) verbrachte er abwechselnd in heiterer und trübster Stimmung: bald drückte er den Wunsch aus, für sein ganzes Leben in Stuttgart bleiben zu können, und besann sich auf eine für ihn passende Wohnung; bald wollte er so schnell als möglich von Stuttgart weggehen und vorerst in Ischl oder einem einsamen Ort auf dem Schwarzwald oder in Baden-Baden seine völlige Wiederherstellung abwarten. An diesem Tag schrieb er an Sophie: „Die Zukunft, die uns erwartet, ist allerdings rätselhaft, aber in einem andern Sinn, als Sie meinen. In mir steht es klar und für immer fest: Sie können durch meine Heirat, wenn diese überhaupt noch zustandekommt, nichts verlieren. Meine Frankfurter scheinen stutzig und verstimmt, wahrscheinlich über das Geschwätz der Madame W., die nun auch Stuttgart heimgesucht hat und auch hier vermutlich nicht zu meinem Lob gesprochen haben wird. Ganz zufällig erfuhr ich gestern, sie sei drei bis vier Tage hier gewesen und von Baden-Baden gekommen. Wahrscheinlich hat sie auch Frankfurt besucht

und dort in ihrer Weise zu wirken gesucht. Ich habe gute Gründe, eine Störung in Frankfurt zu vermuten.... Ich habe letzten Freitag, 27. September, an Marie geschrieben und sie gebeten, mir sogleich zu antworten. Heute, Mittwoch, 2. Oktober, noch keine Antwort, die ich sonst den Tag nach ihrer Absendung zu erhalten pflegte. Die ganze Sache verwirrt und kraust sich. Ich sehe zu und werde seiner Zeit handeln." Nun folgt die erste Nachricht über den Schlaganfall, und der Brief fährt fort: „In Frankfurt muß sich's bald entscheiden. Ich bin auf alles gefaßt. Die dortigen Stimmungen werden mich übrigens nicht davon abschrecken, auf pekuniäre Beihilfen dort ernstlich anzutragen."

Von da ab läßt der Kranke in seiner fürchterlichen Exaltation jeden Tag einen Brief an Sophie abgehen.

4. Oktober. „In aller Eile vor Postschluß. Mir geht es besser, doch noch gar nicht gut. In Frankfurt steht alles freundlich. Ich merke aus Schellings Rede, daß mich eigentlich der Schlag im Gesicht getroffen hat. Ich werde meine Heirat wohl aufgeben. Leben Sie wohl, Teure! Ihr Niembsch."

5. Oktober. „Daß ich Sie jetzt anders anreden soll in meinen Briefen, ist nichts als eine formelle Grille, die Sie sich selbst zurückweisen mögen. Wozu eine Neuerung? Ich bin immer mißtrauisch, wenn ich einen Brief schreibe." Nun folgt wieder eine Erzählung des Sonntagmorgens: „Gestern ist Porbeck (der badische Gesandte) bei mir gewesen, und Reinbeck erzählte ihm in meiner Gegenwart ganz naiv, daß mein Zustand eine Art Schlag wäre.... Schelling versichert auf sein Wort, es werde bald wieder gut werden. Wenn das auch der Fall ist, so hab' ich doch mein Teil abgekriegt, und ich weiß ein für allemal, wie ich mit meinen Nerven daran bin. Ist der Zustand auch nur eine rheumatische Nervenlähmung, die doch ohne Affekt gewiß nicht gekommen wäre, so hab' ich doch auch schon daran genug. Meine Nerven müssen schon weit ruiniert sein, wenn ich bei jeder Gemütsaufregung fürchten muß, gelähmt zu werden. Totaler Mangel an Appetit, schlaflose Nächte, Aufwachen und stundenlanges Weinen, Zittern der Glieder, ein schweres, dumpfes Hinterhaupt und eine maßlose Traurigkeit und Verzagtheit sind die übrigen Symptome meiner Krankheit. Mir ist vom Arzt die äußerste Ruhe des Gemüts vor allem anbefohlen. Die ist schwer zu finden. Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie!"

Ein kurzes Innehalten bei dieser Stelle gebietet sich von selbst, nicht um Anklagen gegen die beiden unglücklichen Korrespondenten zu erheben, das stände dem Betrachtenden überhaupt kaum zu, sicherlich aber nicht unmittelbar vor jener schrecklichsten Katastrophe, die den Menschen treffen kann; nur ein Innehalten zu kurzem Rückblick auf die wiederholten

Versicherungen Lenaus, daß sein Verhältnis zu Sophie durch die Heirat keinerlei Änderungen erfahren solle, und auf die letzte Bemerkung: „Schreiben Sie mir ruhigere Briefe".

An früherm Ort wurde hervorgehoben, daß Sophie dem Dichter Freundin und nichts mehr sein wollte. Inzwischen haben sich die Beweise gehäuft, daß sie ihm nicht Freundin in der vollen Bedeutung des Worts sein konnte. Daran verhinderte sie ihr Temperament. Sie war ihm zur rechten Zeit keine Trösterin. Sobald er des Trostes am stärksten bedurfte, hatte sie keinen für ihn, sondern nur den Ausdruck des Kummers für den Verlust, der ihr drohe; ihr Ich drängte sich gerade dann am mächtigsten hervor, wenn es am weitesten hätte zurücktreten müssen, und die Gefühle dankbarster Anhänglichkeit vermochten den Dichter, in diesen Momenten sein Ich zu eignem Nachteil zurücktreten zu lassen, in ebendiesen Momenten, wo es keiner äußern Schranke sich hätte bewußt werden dürfen, wo der Dichter alles von sich selbst erwarten, alles für sich selbst thun mußte. In solcher offenbaren Verkennung der Pflichten, die er gegen seine Individualität hatte, in dieser Verblendung stand er sogar nicht an, auch die Pflichten gegen andre seiner Anhänglichkeit an Sophie unterzuordnen. Er verpfändet ihr für alle Zeiten das, worüber ihm seit seiner Verlobung mit Marie kein Verfügungsrecht mehr zustand, er verpfändet ihr die ganze dankbare Liebe, die er ihr bisher gewidmet und in den überschwenglichsten Ausdrücken definiert, das ganze Gefühl, auf welches nur seine zukünftige Gattin das ausschließliche Besitzrecht hatte. Nun, wenn dieser Akt nicht aus dem Wahnsinn heraus begangen wurde, so hätte er in seinen Konsequenzen auch bei einer minder nervösen Natur, als sie Lenau zueignete, zum Wahnsinn führen können.

Keins der beiden war im stande, die Lage zu übersehen, denn von den elementaren Gewalten, welche im Individuum den Willen bestimmen, hat das Individuum selbst keine Kenntnis, es kann keine Auskunft darüber geben; nur aus seinen Handlungen ist für den unparteiischen Beobachter ein Schluß möglich, und wenn in gegenwärtigem Fall der Schluß dahin ausfällt, daß die beiden Charaktere von einem idealen, auf rein geistige Güter gerichteten Egoismus mit unwiderstehlicher Gewalt beherrscht wurden, so ist damit zugleich ausgesprochen, jede niedrige Absicht habe den Handlungen beider absolut gefehlt. Er wollte sie, sie wollte ihn nicht verlieren, beide konnten einander nicht aufgeben, und das Ende war Lenaus Wahnsinn.

In dem Brief heißt es weiter: „In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heiraten kaum denken. Beinahe bin ich entschlossen, es fehlt nur noch sehr wenig, entschieden zurückzutreten. Wenn ich mir vorstelle, daß ich jetzt bald nach Frankfurt gehen soll, um dort von neuem über tausend notwendige Widerwärtigkeiten, die wie ein Gebirge von Glasscherben vor mir

liegen, hinüberzuklettern, so schaudert mir. Meine Zukunft erscheint mir jetzt um so drohender, da ich an meinem Körper stark zweifeln muß und an seiner Ausdauer, die er brauchen würde, um ein anhaltendes, zum Teil erzwungenes Arbeiten und zugleich die Kümmernisse der Seele zu tragen, die mir bevorstehen. Meine Braut hat außer dem kleinen bewußten Kapital gewiß nichts, sonst hätte sie mir's schreiben müssen, da sie aus meinen Briefen wohl weiß, daß ich bange und mich mit Sorgen quäle für die Zukunft. Sie ist und liebt mich sehr ruhig. Trotz meiner Bitte um sofortige Antwort auf meinen Brief schrieb sie mir erst vier Tage nach Empfang desselben und erregte mir dadurch allerlei peinliche Ungewißheiten, weil dies Zögern eben zusammentraf mit meiner Kenntnisnahme von dem Auftritt in Karlsbad und dem Gerücht hier. Madame W. scheint, weil in Frankfurt alles so behaglich geht, nicht dort gewesen oder andern Sinnes geworden zu sein. — Die Frage über Apostasie ist vorderhand unpraktisch. . . . Ein schlechter Ehekandidat bin ich jedenfalls."

6. Oktober. „Wenn ich nachts erwache und meine Wange, die kranke, berühre, so faßt mich zwar eine große Wehmut über diesen ersten Versuch des Todes an meinem Leib; doch gewährt es mir auch ein heimliches melancholisches Vergnügen, mit dem Tod in einen nähern Rapport getreten zu sein. Mein Übel bessert sich nur sehr langsam. — Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, müde bin ich, als braucht' ich Jahrhunderte, um mich auszuschlafen; so recht von Herzen zerschlagen bin ich, liebe Sophie. — Wenn ich gestern schrieb, daß an meinem Entschluß, entschieden zurückzutreten, nur noch sehr wenig fehle, so ist das so zu verstehen: ich zweifle noch, ob ich aus Schonung für Marie nicht vorerst bloß einen Aufschub der Hochzeit aussprechen solle und den entschiedenen Rücktritt erst im Frühjahr nach allmählicher Vorbereitung. — In meinem Herzen stand dieser Entschluß im Augenblick fest, nachdem ich getroffen war; doch hielt mich eine gewisse ritterliche Scheu für meine arme Braut zurück, ihn früher und selbst gegen Sie laut werden zu lassen. Wer mich kennt, wird mich gerecht finden, wird auch anerkennen, daß es jetzt Wahnsinn wäre, zu heiraten. Bessere Nerven und eine sanftere Gemütsart krieg' ich nicht mehr in diesem Leben, und würd' ich in meinen bedrängten Umständen heiraten, so würd' ich einem Heer von Affekten Thüren und Thore öffnen, und mein Verderben wäre gewiß."

7. Oktober. „Die Reinbeckschen und Hartmanns wollen meinen Nervenschlag als Grund meines Rücktritts nicht gelten lassen, indem mein Anfall sich gewiß nicht wiederholen würde. . . . Mich bringen diese albernen und weichlichen Beruhigungsversuche in hohem Grad auf. Alle sind sie vernarrt in diese Heirat und sehen das Unterbleiben derselben als ein Unglück an, während ich in meiner jetzigen Lage eben die Heirat für ein

entschiedenes Unglück erachten muß.... Man fürchtet, Marie werde nicht zu trösten sein; das fürcht' ich nicht. Sie hat mich neulich vier Tage über die Zeit auf einen Brief warten lassen, trotz meiner Bitten um baldige Antwort. Das ist sehr moderato und riecht nicht nach Verzweiflungsfähigkeit. Mir graut jetzt vor Heiratsgedanken."

8. Oktober. „Gestern ist Porbeck bei mir gewesen und hat sich die Unterhaltung gemacht zu berechnen, wieviel Poststunden ich in zwei Monaten dieses Sommers gefahren bin, und es ergab sich die kolossale Summe und der kolossale Unsinn von mir, daß ich nicht weniger als 644 Poststunden hin und wieder, kreuz und quer im Eilwagen unter beständiger Gemütserschütterung gefahren bin. Mir graut vor mir selbst und meiner Heftigkeit. Dieser hab' ich lediglich auch meinen Schlag zu verdanken. Ich trage zwei Todfeinde in mir selber herum, wie Stein und Stahl, um den Blitz herauszuschlagen, der mich vielleicht einmal töten wird. Diese Todfeinde sind mein heftiges Gemüt und meine reizbaren Nerven. Der Gedanke, daß mich der Schlag gerührt, wird neben meinem physischen als mein moralischer Schatten mir durch's ganze Leben folgen. Doch lasse ich ihn mit mir laufen wie einen getreuen und geliebten Pudel; man weiß nicht, wozu so ein Vieh gut ist. — Hier folgt das verlangte Lied ‚Blick in den Strom' (I, S. 326). Es ist mir teuer, weil es eine gar süßschmerzliche Träumerei hat, und weil es an Ihrem Geburtstag geschrieben ist. Die zweite Zeile ist nicht wahr.... Das Lied gefällt mir; es ist etwas von Ihrer Seele darin. Gute Stimmung! keine trübe!"

11. Oktober. „Mein Übel ist, was die Lähmung betrifft, in fortschreitender Besserung begriffen; nicht aber will es sich bessern mit meiner außerordentlichen Schwäche und mit meinem Nachtschweiß, der die letzte Nacht so stark war, daß ich zweimal die Wäsche wechseln mußte."

12. Oktober. An diesem Tag erhielt Lenau einen Brief aus Wien, der ihn sehr verstimmte und beunruhigte, und nach dessen Beantwortung, welcher er den ganzen Nachmittag gewidmet hatte, er am Abend sehr bleich und abgehärmt aussah. Die Antwort enthält die folgenden Stellen: „Gottlob, ich werde wieder gesund. Heute Nacht hatte ich gar keinen Schweiß mehr, womit die Natur ein freundliches und erfreuliches Signal gegeben hat, daß sie mich wiederherstellen wolle. Auch haben sich meine Kräfte von gestern auf heute wunderbar gehoben, und ich hege die zuversichtlichste Hoffnung, daß ich in kurzer Zeit völlig genesen sein werde. Wohl wäre es von mir klüger und schonender gewesen, Ihnen von meinem Unfall entweder gar nichts — da er doch von vornherein sichtbar ein vorübergehender war — oder doch nur verhüllend zu schreiben; doch ich baute auf Ihre Seelenkraft und konnte dem dringenden Bedürfnis, Ihrem lieben, treuen und mir so verwandten Herzen mein ganzes Leid zu klagen, nicht

widerstehen. Verzeihen Sie den schmerzlichen Eindruck; er war der allerdings zu hohe Preis, um den ich mir doch einige Erleichterung erkaufte.... Ruhe, ungestörte Ruhe ist mir jedoch immer noch zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht. Ich suche sie mir zu gewinnen, so gut ich kann; ich habe seit fünfzehn Tagen nicht nach Frankfurt geschrieben, um jede Aufregung von dort zu vermeiden. Marie hat an Emilie einen Brief geschrieben, der mich sehr gefreut hat, indem ich daraus ersehe, daß ihre große Ruhe mehr in ihrer Sitte, als in ihrer Empfindung begründet ist. . . . Ich erschien mir selbst wie ein vom Tode Bezeichneter; dieser hatte seine Hand an mich gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden sollen. Ich hatte ein peinlich niederschlagendes Gefühl von meiner absoluten Unfähigkeit zum Heiraten, und dies Gefühl erregte mir ein Grauen vor demselben. Alle meine Hoffnungen auf Kinder, die ich mir so lange und so sehr gewünscht, und auf ein häusliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen mir in den Abgrund eines abschreckenden Verhängnisses versunken. Ich gehe jetzt nicht nach Frankfurt, sondern erst nach meiner völligen Wiederherstellung. Marie hat, wie ich nach Äußerungen eines ihrer Vettern irgend hier in Stuttgart gehört habe, 20,000 Gulden zu erwarten, wenn auch nicht gleich, doch nach dem Tod ihrer Mutter. Bedingungen meiner Heirat müssen noch immer bleiben: meine hergestellte Gesundheit und wenigstens eine Minimalsicherheit der Existenz. Meinen Wohnort nehme ich in der Klause bei Mödling. Ich will durchaus in Ihrer Nähe wohnen, liebe, teure Sophie! 2c."

In der Nacht, nachdem er diesen Brief geschrieben, vom 12. zum 13. Oktober, von 9½ bis 3 Uhr früh, trat der erstere stärkere Paroxysmus seiner Tobsucht ein. Er blieb schlaflos, eine fürchterliche Angst und Verzweiflung bemächtigte sich seiner, er wütete gegen sich selbst mit den eignen Fäusten und hatte Selbstmordgedanken. In seiner Angst raffte er eine Menge seiner Papiere zusammen und verbrannte dieselben in seiner Waschschüssel. Am folgenden Tag (13. Oktober) zeigte er sich sehr bekümmert über den Verlust des Manuskripts seines „Don Juan", das er mit verbrannt zu haben glaubte. Es fand sich jedoch noch in seiner Reisetasche und wurde von Emilie in Verwahrung genommen. Gleich am andern Morgen setzte er eine detaillierte Geschichte der Nacht auf, zwei Bogen stark.

Sein Brief von diesem Tag (13. Oktober 1844) beginnt: „Geliebte Sophie! Ich habe jetzt wieder eine wahre Passion, an Sie zu schreiben, und zwar eine noch weit größere als zur Scharlachzeit; überhaupt steht diese Zeit in jedem Anbetracht höher, viel höher als jene rotgesprenkelte. Also Sopherl, liebes!! einen herzinnigen Gruß mitten in Ihre teure, herrliche

Seele hinein und gute Botschaft von meinem Befinden. ... Die Kräfte kommen langsam, langsam wieder. ... Wenn Marie wenigstens 20,000 Gulden in allem mitbekommt, so werde ich wohl heiraten, jedoch nur unter der Bedingung völliger Herstellung meiner Kräfte. In die Fron geh' ich nun einmal nicht, und mag auch ganz Deutschland die Michaelisnase rümpfen. ... Meine Nacht von gestern 9½ Uhr bis 3 Uhr früh ist so merkwürdig und furchtbar erschütternd gewesen, daß ich zur Darstellung derselben ein eignes Album angelegt habe, das Sie, nur Sie allein in der ganzen Welt lesen, ich aber behalten werde. In dieser Nacht hab' ich in einer schauerlichen Beleuchtung des Schicksals bis auf den Grund meines Herzens gesehen, daß meine ganze Seele Ihnen gehört auf ewig."

Als Lenau an diesem Morgen mit dem Aufsatz in der Hand dem Dr. Schelling erzählte, es sei ein Delirium gewesen, und doch habe sein Geist so viel Macht besessen, es zu bewältigen, kam dem Arzte die erste Ahnung von dem wahren Zustand des Kranken.

„Wenn's nur nicht wiederkehrt", seufzte Lenau tagsüber und fragte Emilien wiederholt, ob's doch nicht wiederkehre; er möge keine solche Nacht mehr erleben, es sei gar zu grausig gewesen. Die Schilderung, die er davon aufgesetzt, könne er ihr erst vorlesen, wenn sie zehn Jahre älter sei, denn jetzt werde sie ohnmächtig davon werden. Nachher begann er doch dieses „höchst merkwürdige Abendstück aus der Geschichte seines Lebens" den Hausfreunden und dem Arzt vorzulesen, geriet darüber aber in solchen Affekt und Schauder, daß letzterer ihm sagte, er solle die Schrift vernichten, was er dann auch späterhin that. Schelling suchte ihn durch den Hinweis zu beruhigen, diese Aufregung könne möglicherweise die Krise seiner Krankheit bezeichnen.

Von nun an wurde Lenau unter steter Beobachtung gehalten, und um das besser ausführen zu können, sollte er aus dem zweiten Stock nach dem Parterre übersiedeln, wo ihm eine Stube mit einem Kabinett zum Aufenthalt der Wärter angewiesen werden konnte; er wollte diese durchaus nicht bei sich im Zimmer haben. Die Übersiedelung mußte jedoch noch um einige Tage verschoben werden.

Am Abend des 13. Oktober war er heiter und außerordentlich mitteilsam im Kreise seiner Freunde, verriet aber große innere Aufregung. Er sagte auch: „Es gibt eine Region der Nerven, die unberührt heilig sein soll, eine Tiefe, wo es immer still sein, eine geheime Ruhe walten muß. Und durch die Strapazen ist bei mir alles, alles, auch bis auf diesen Nervengrund aufgeregt worden, der immer unbewegt sein soll. Und da wimmelt jetzt auch alles auf diesem Nervengrund. So seh' ich meine Krankheit an." Die Nacht war verhältnismäßig ruhig.

14. Oktober. Lenau betete an dem Tag viel; gegen Emilie äußerte er, diese Krankheit habe ihm viel genützt, es sei in ihm viel Klarheit und Stille geworden, und besonders habe er sich wieder zu Gott gefunden. Er habe einen Gedankenbau aufgeführt, hoch wie ein Turm emporgewölbt und oben auf der höchsten Spitze das Kreuz aufgerichtet. Was er auch Weltliches, Leidenschaftliches und Frevelhaftes geschrieben, das Kreuz sei immer in seinem Herzen geblieben. An Sophie schrieb er an diesem Tag einen „wunderlich duseligen" Brief; den 20. l. M., wenn nicht früher, wolle er langsam in kurzen Fahrten nach Ischl reisen. Sein Gemüt sei stärker, es gehe besser, er habe sein Schicksal endlich erfaßt und wisse, was zu thun sei. — Er unterschrieb: „Ihr Niembsch, der schläfrige".

15. Oktober. In dem Brief an Sophie von diesem Tage wird von der Ischler Reise und von der frommen Stimmung allerlei gesprochen. Dann heißt es weiter: „Wir werden noch schön und glücklich leben. Ich gebe das viele Reisen auf, setze mich in Wien und arbeite und lebe meiner Marie und meiner Sophie, meiner Therese, meinen Freunden, meinem Gott, meiner Kunst und heile mich aus von Leiden, die ich selbst sprechend, mündlich erzählend, Ihnen kaum andeuten können werde. . . . Ich habe lang und schwer überlegt. Es gibt für uns alle keinen Ausweg, keine Versöhnung, kein Heil, als daß ich das Mädchen heirate, das mir nun wieder ganz so edel, liebenswürdig und tief gut vor Augen steht wie vor den Tagen meiner Leiden. Die Nahrungssorgen sind mir wie hinweggeblasen; ich habe sie durch diesen Ausbruch ihrer antipathischen Schädlichkeit, meiner Krankheit, für immer überwunden. Was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, liebe Sophie, so kann es kein Unrecht gegen meine Braut sein, die ich doch erst seit kurzem kenne, wenn ich sage, daß in allen Stürmen meiner Leiden nur Ihr Bild nicht wankte. Wir kennen uns seit zwölf Jahren; eine weite Strecke Zeit voll Liebe und Leid und schmerzlicher Entsagung. Das wäre kein Herz, das an solchem Bild nicht ewig festhielte. Wir dürfen nur unsre Entsagung um eine Stufe höher stellen und die liebe Marie in unsern Bund mit Vertrauen hineinziehen, so können wir ein schönes und glückseliges Leben führen, teure, teure Freundin!"

Abends war er heiter und gesprächig; in der Nacht aber rannte er in seinem Zimmer im zweiten Stock auf einem Raum von wenigen Quadratfuß mit so harten, heftigen Schritten auf und ab, daß es kaum zu ertragen war. Nachts um 2 Uhr kam er in Reinbecks Stube und machte ihnen lärmend Vorwürfe, daß sie ihn beim Kriminalamt angeklagt hätten. Sie redeten es ihm aus. „Ja, was ist es denn gewesen?"

„Ein Traum, ein böser Traum", entgegneten beide einstimmig.

„Traum? Traum! Wenn's Wahnsinn wäre, das wäre doch das

Ärgste!" murmelte er vor sich hin und ging fort, legte sich zu Bett, brachte aber den Rest der Nacht ganz schlaflos zu.

Am folgenden Morgen (16. Oktober 1844) schrieb er: „Liebe Sophie! Es ist ein Wunder geschehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schellings halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wütend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das alles in den Zeitungen lesen. Ich wurde heiß und beweglich, und, o Wunder! ich war gesund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal schwach war ich geblieben. Adieu, Herzerl! Ihr Niembsch."

„Leider aber bin ich dann ausgegangen und hab' mich ein bißchen verdorben. Nun lieg' ich im Bett und bin schwach; aber alle eigentlichen Nervenzufälle sind gehoben durch meinen göttlichen Guarnerius. Nicht umsonst hab' ich ihn immer so geliebt. Lebt wohl alle! Bald komme ich nach Ischl, aber diesmal ernstlich. Niembsch."

„Aus der Festigkeit meiner Hand sehen Sie, wie gut es mir geht. Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft, und er wird diese Thatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der ‚Allgemeinen Zeitung' sehen werden. Auf Wiedersehen!"

IX.

„Wenn's Wahnsinn wäre!" Wahnsinn war's, die Zügel der Vernunft waren der Seele entrissen, das Gräßlichste war eingetreten. Das Wesen, das da seinen letzten Brief an Sophie schrieb, es hatte noch die äußere Form, die Lenau gehabt; aber es war nicht mehr Lenau, es war plötzlich eingetreten in die leider allzulange Reihe unheimlicher Gestalten, an welchen der Mensch, der nicht zu ihnen gehört, mit innerm Grauen vorübergeht. Ein kleiner Defekt, ein Defekt so klein, daß ihn das Auge mit den wirksamsten Hilfsmitteln bis heute umsonst zu erkennen gesucht, hatte sich eingestellt im Organismus, und damit war der Mensch hinausgedrängt aus dem Kreis der Gesellschaft, aus jenem Kreis der moralischen Verantwortlichkeit, welcher die Menschheit und ihren Begriff zusammenhält.

„Schelling war äußerst verblüfft", schreibt der Unglückliche. Ja, verblüfft war er, denn nun lag es plötzlich vor aller Augen klar, zu welchem letzten grauenhaften Schlag die Krankheitssymptome der letzten Wochen sich vereinigten.

Niembsch hatte am Morgen des 16. Oktober mit seinen Gastfreunden ziemlich aufgeregt zusammen gefrühstückt und dann gesagt, er müsse doch auch einmal wieder zu seiner Violine greifen. Er spielte ganz besonders

schön, kam aber plötzlich auf einen österreichischen Ländler, fing an zu tanzen und Luftsprünge zu machen. Als Schelling darüber gerade zum Besuch eintrat, wiederholte er diese Szene und gab seiner Freude Ausdruck über die wunderbar heilsame Wirkung, welche die Musik auf ihn ausgeübt habe. Von nun an sei er völlig gesund und fühle sich kräftig und neubelebt.

Diese Wirkung der Musik auf seinen Zustand hielt er für so merkwürdig, daß er sich alsbald daran machte, sie in einem Aufsatz für die Augsburger „Allgemeine Zeitung" auseinanderzusetzen. — Man hatte ihn beim Schreiben allein gelassen, plötzlich vermißte man ihn, er war fort, niemand hatte ihn ausgehen sehen. Im Schrecken sandte man nach seinem Freund Gustav Pfizer, vertraute ihm alles an und bat ihn, Lenau aufzusuchen. Man vermutete ihn in der Druckerei, er war aber auf die Post gegangen und hatte den Aufsatz abgegeben. Pfizer begegnete Niembsch in der Königsstraße und begrüßte ihn wie zufällig, dann gingen sie miteinander. Am Bazar, fast dem königlichen Schloß gegenüber, zog Niembsch seinen zweiten Überrock aus, und Pfizer hing ihn über den Arm, da der Kranke das Kleid durchaus auf den Boden breiten und sich darauf niederlegen wollte, weil er nicht mehr weiterkönne. Er streckte sich auch wirklich hin. Sein Freund brachte ihn aber doch wieder fort. Baron Raischach begegnete ihnen, Niembsch polterte allerlei krauses Zeug heraus, unter anderm: „Ja, die Ärzte, sie haben lang an mir herumkuriert. — Da hab' ich bloß meine Violine angesehen und bin davon gesund geworden." In der Friedrichstraße konnte er sich kaum noch fortschleppen. Pfizer stieg mit ihm in den eben vorbeifahrenden Wagen des Medizinalrats Köstlin, er konnte es aber darin auch nicht aushalten; das Gerassel auf dem Pflaster that ihm weh, er hielt sich immer den Kopf, und nach einigen Minuten stiegen die Freunde wieder aus. Auf jeden Eckstein setzte er sich nieder, und Reinbecks mußten nun vom Fenster aus den schweren Gang mit ansehen, ohne helfen zu können. Endlich zu Hause angekommen, ließ sich Niembsch lange auf einem Stuhl an der Thür nieder, legte sich dann im Salon mit den Stiefeln auf's Sofa, schlug den Kopf hin und her, zog den Rock aus und ging in Hemdärmeln auf sein Zimmer. Oben geigte und tanzte er wieder. „Es geschehen noch Wunder!" sagte er. „Ich bin ganz gesund! Die Musik hat mir gefehlt. Die Töne sind wie Tau auf meine Seele gefallen und haben sie erfrischt." Nachdem er sich abends zu Bett gelegt, schien er gleich eingeschlafen zu sein, hatte aber damit seine Umgebung nur getäuscht, um einen Selbstmordversuch zu machen: er wollte sich erdrosseln, wurde aber rechtzeitig daran verhindert.

Den 17. Oktober über war er den ganzen Tag ruhig und fast immer bei Verstand, die Nacht hindurch recitierte und geigte er, verbrannte viele Briefe, darunter wahrscheinlich auch die von Sophie Löwenthal. Er

hatte sie durch Emilien bitten lassen, ihm keine mehr zu senden, und jetzt kam's in ihm herauf wie Haß gegen sie. Ihr Lichtbild sollte man wegwerfen, dann bat er wieder flehend: „Schont sie, sie hat zwölf Jahre lang mein Lebensglück ausgemacht!" Nun tadelte er sie, daß sie sich nach französischen Grundsätzen gebildet; dann wieder rühmte er ihren hohen Sinn und edlen Geist. Plötzlich wollte er abreisen, ließ seine Effekten zusammensuchen und zog Reisekleider an, er wollte sich durchaus auf den Weg machen und war nur mit Mühe zurückzuhalten; seine Freunde sollten nicht auch noch den Kummer haben, daß er in ihrem Hause stürbe.

Am 18. sollten auf Verordnung der Ärzte schleunigste Maßregeln getroffen werden, um dem sich steigernden Übel Einhalt zu thun. Dem Leiter der Irrenanstalt zu Winnenthal, Hofrat Dr. Zeller, wurde deshalb eine Stafette geschickt.

Der Kranke, der inzwischen im Parterre einquartiert worden, verlangte an diesem Tag durchaus in sein früheres Zimmer im zweiten Stock zurückgebracht zu werden, suchte dann dort seine Papiere durch und zerriß viele derselben. Danach spiegelte ihm der Traum das Bevorstehen seines Todes vor. Um 7 Uhr abends werde er sterben. Er zog sich ganz weiß an, legte sich erschöpft auf's Sofa und erwartete den Tod mit gefalteten Händen. Von allen nahm er feierlich Abschied, auch von Sophie in Wien. „Sie ist mein Glück und meine Wunde!" sagte er. „Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann. Wie versteht sie mich, eilt mir nicht selten voraus! Sie ist mehr als die Sand." Dann flüsterte er auch: „Der Tod ist so leicht, mir ist so wohl!" Plötzlich rief er voll Jammer: „Ich werde dahin sein, vergessen. Kaum ein paar lyrische Sachen von mir sind gut. Ich sehe jetzt in alles und weiß, was ich gefehlt habe. Ich war unglücklich in der Wahl meiner Stoffe. Ich werde nicht bleiben"; oder auch: „Mein Leben ist ein Unsinn. Was hab' ich gethan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht." Als der Tod nicht kommen wollte, verlangte der Kranke Gift; es wurde bemerkt, daß in der Abendsuppe, die man ihm gerade vorsetzte, Blausäure sei, worauf er diese dann gierig schluckte.

Später hörten die vor der Thür aufgestellten Wächter den Unglücklichen stöhnen und nach Emilie rufen. Diese kam herbei, ein schrecklicher Anblick, Kopfkissen und Halstuch voll Blut, er selbst mit hervorgetriebenen, rotunterlaufenen Augen. Da man ihm das Gift verweigert, habe er sich mit seinem seidenen Halstuch erdrosseln wollen, äußerte er.

Am 19. morgens verordneten die Ärzte einen Aderlaß. Niembsch hatte seine Freude an dem kräftig herausspringenden Blut. „Wie ein Alpenquell", sagte er. Zeller wurde vergebens erwartet; er war von seiner Schweizerreise noch nicht zurück. Der Kranke sagte ein paarmal: „Heute

kommt meine Braut". Niemand konnte daran denken, der Arzt hatte ihr den Besuch durchaus abgeraten. Nachmittags geigte Niembsch wieder. Sein Guarnerius vermittelte noch immer den Zusammenhang der entsetzlichen Gegenwart mit der bessern Vergangenheit. Abends traf Marie mit ihrer Mutter in Stuttgart ein. Die Damen stiegen im Hotel Marquardt ab. Der Irrsinnige hatte richtig geahnt. Auf die Kunde von des Bräutigams Krankheit waren Braut und Brautmutter gleich nach Stuttgart abgereist. In Heidelberg mußte der Wagen auf die von Karlsruhe kommende Post warten, die Damen gingen in den Gasthof, Marie nimmt unwillkürlich eine Zeitung zur Hand und liest die fürchterlichen Worte: „Lenau ist wahnsinnig und liegt in der Zwangsjacke".

Am 20. Oktober morgens sehr früh, ehe das Toben noch angefangen, bestand Niembsch darauf, seine Braut sei angekommen. Er ließ sich den Spiegel an's Bett geben, seine Haare zu ordnen. Die Ärzte, eine Steigerung der Aufregung befürchtend, ließen Marie nicht zu dem Kranken. Alle, welche Marien in Stuttgart sahen, stimmten darin überein, daß es eine ganz weibliche Erscheinung sei, eine zarte Gestalt voll Anmut, etwas Madonnenhaftes im Antlitz, von sanftem und ruhigem Wesen. Achtzehn Tage nur hat sie im ganzen Lenau gekannt! Das Unglück weiß den Menschen mit raffinierter Grausamkeit zu treffen — womit hat er es verdient?

Gegen 4 Uhr morgens fing schon der Sturm an. Der Kranke schrie vielleicht hundertmal: „Auf, auf, Lenau! Lenau!" Schrecklich, weithin schallte das Gebrüll in die Nacht hinaus. Um 5 Uhr wiederholte sich der Anfall, später wurde er etwas ruhiger; um 7 Uhr bat der Kranke den Freund, welcher mit zwei Wächtern bei ihm wachte, ihn zu verlassen, weil er ruhen wolle, schickte den einen Wächter in's Nebenzimmer, ein Glas Wasser zu holen, und während der andre entfernt und abgewandt auf dem Sofa saß, benutzte er den listigerweise herbeigeführten Augenblick, um das Fenster schnell aufzureißen und im Hemd barfuß acht Fuß tief hinunter auf die Straße zu springen, wobei er den eben vorbeigehenden Diener des englischen Gesandten beinahe niederwarf. Etwa hundert Schritt lief er die Straße hinauf und schrie aus Leibeskräften: „Aufruhr! Freiheit! Hilfe! Feuer!" Eine gräßliche Szene. — Von jenem Bedienten und einem nachsetzenden Soldaten eingeholt, wurde der Wahnsinnige sogleich in sein Bett zurückgebracht und tobte nun hier auf das heftigste. Sobald Emilie sich blicken ließ, nannte er sie Giftmischerin, er schlug sie sogar, da sie ihn beschwichtigen wollte, in's Gesicht, und den Hofrat Reinbeck faßte er an der Gurgel und hätte ihn beinahe erwürgt. „Die Schwaben können es niemals verantworten, daß sie mich so behandeln!" schrie er. „Andre mögen sie plündern und einsperren, soviel sie wollen; aber bei mir wird es ihnen

nicht so hingeben. Die Schwaben müssen vernichtet werden, dies Haus bis auf den Grund ꝛc."

Am 21. Oktober nachmittags traf Hofrat Zeller ein, untersuchte den Kranken und kam mit den beiden bisherigen Ärzten dahin überein, daß er so schnell als thunlich in die Irrenanstalt zu bringen sei. Auf die Bitte der beiden Reinbecks ließ man ihn die Nacht über noch im Haus; die Raserei kam wieder zum Ausbruch. „Laßt mich fort!" schrie er, „ich muß in den Krieg, der Ungar ist schon los!" Am folgenden Morgen wurde er in Begleitung Pfizers und einiger Wärter in einem Wagen nach Winnenthal gebracht. Einige Stunden später folgte ihm trotz eigner Erschöpfung Emilie mit seinen Effekten nach. Sie hatte auch die zwei Brieftäschchen dahin mitgenommen, welche Lenau nie von sich ließ, in die er seine geheimsten Gedanken einschrieb, und in welche niemals ein andres Auge als das seinige geblickt. Damit er diese heiligen Blätter nicht missen dürfe, händigte Emilie sie Zeller ein, der sie zum Schmerz der Freundin aber gleich öffnete und las. Der Arzt des Wahnsinnigen hatte ein Recht dazu, vielleicht konnte er hier einen Funken finden, an welchem sich das Feuer der Vernunft wieder anzünden ließ in der finstern Geistesnacht des unglücklichen Dichters.

Dieser Funke aber, auf den alle seine Freunde, alle seine Verehrer hofften, fand sich nicht.

Das Tagebuch Sophiens, welches sich noch in Stuttgart in Lenaus Händen befand, wurde von ihm dem Schwager Schurz bei dessen Eintreffen versiegelt übergeben und so der Eigentümerin wieder zugestellt; in diesen Magazinen der geheimsten Gedanken dürfte noch manches aufbewahrt sein, was ein helleres Licht auf das innerste Geistesleben des Dichters werfen könnte.

Hofrat Zeller gab den Freunden und Verwandten anfänglich noch Hoffnung. Schurz kam Ende Oktober und hielt sich längere Zeit in Winnenthal auf, er konnte aus diesen Tagen noch einige lichtere Momente aufzählen; auch Kerner und die übrigen Freunde besuchten den Unglücklichen. Am Abend des 29. November 1844, wo sich Lenau bei guter Laune befand, trug er in Gegenwart von Schurz, Kerner und Zeller ein Gedicht vor, welches er auf seiner letzten Reise zwischen Zernolding und München nachts im rollenden Eilwagen und schon sehr krankhaft angegriffen gemacht hatte, um sich selbst davon zu überzeugen, ob er auch unter so widrigen Umständen zu dichten vermöge. Dasselbe war zur Aufnahme in den „Don Juan" bestimmt, Lenau bezeichnete jedoch den anwesenden Freunden die Stelle nicht, wohin es kommen sollte, und so wurde es denn (Hofrat Zeller schrieb es gleich dem diktierenden Dichter nach) in den „Nachlaß" aufgenommen. An ebendiesem Abend erzählte Niembsch auch von der mächtigen, aber angenehmen Aufregung, die er in der verflossenen Nacht gehabt habe. Er kämpfte die Schlacht von Aspern durch, und bei dieser Thätigkeit

hatte er in seinem Kampfeseifer die dicke Fußbohle des derben Eichenbetts mit der nackten Ferse eingetreten.

Seine Vorliebe für Schlachten erklärte er den Freunden als schon aus dem Namen seines Geburtsorts Csátad ihm prädestiniert, denn das ungarische Csáta heiße zu deutsch „Schlacht", und das angehängte d drücke „dein" aus, Csátad sei also „deine Schlacht". Einmal sagte er auch: „Ich bin kein delirischer, sondern ein lyrischer Dichter".

Im August 1846 starb Frau v. Reinbeck, der Kummer um Lenaus Erkrankung hatte nach Ansicht Nahestehender ihr Ende beschleunigt. Anfang 1848 folgte ihr Gatte ihr in's Jenseits nach.

Im Februar und März 1847 konnte Hofrat Zeller dem Schwager Schurz nicht länger verhehlen, daß eine Besserung in Lenaus Befinden nicht eingetreten, daß das Bild der Abstumpfung in leisen Zügen bereits vorhanden sei. Die Nachricht war fürchterlich für die Verwandten, sie sollten sich an den Gedanken gewöhnen, daß keine Aussichten mehr vorhanden, aber halt — eine Luftveränderung, die konnte ja doch noch eine Wendung herbeiführen. So wurde beschlossen, daß Schurz ihn von Winnenthal in die Irrenanstalt nach Döbling bei Wien überführe. Die schwere Reise wurde gemacht, und am 15. Mai kam der arme Kranke in seinem neuen Asyl an. Nun befand er sich doch an demselben Orte, den er vor Jahren durchaus nicht hatte betreten wollen. Er war damals mit dem Leiter der Irrenanstalt, seinem Freunde Dr. Görgen, von Wien aus nach Oberdöbling gefahren, wollte aber mit diesem trotz freundlichster Einladung nicht in's Haus. „Nein, nein, durchaus nicht!" sprach er kopfschüttelnd, „Ihr kriegt mich vielleicht ohnedies noch früh genug hinein!"

In den nächsten Jahren vollzog sich bei dem einst so scharfsinnigen Geist und so phantasiereichen Dichter die vollkommene Verblödung. Hören wir Schurz' einfachen, aber um so ergreifendern Bericht über das Ende:

„Mittwoch, den 21. August 1850, saß ich um 1 Uhr mittags, mit Schreibarbeit mich beschäftigend, in der Gartenlaube in Weidling, als mir meine erblaßte Frau einen Brief übergab, womit ein von Dr. Benesch (dem Unterarzt in Oberdöbling) um 11 Uhr abgeschicktes Weib soeben ganz außer Atem angelangt war. Der Brief lautete: ‚Ew. Wohlgeboren! Heute am frühsten Morgen übergab ich einen Brief der Post, mittels welcher ich Dieselben von der beim Herrn Schwager seit gestern Abend eingetretenen Verschlimmerung des Krankheitszustands in Kenntnis setzte. Da ich jedoch befürchte, daß Ew. Wohlgeboren dieses Schreiben erst spät abends erhalten dürften, und anderseits der Zustand des Patienten von Stunde zu Stunde bedenklicher wird, so finde ich es geratener, Dieselben von der Lage des Herrn Schwagers so schnell wie möglich zu unterrichten. Dr. Benesch.'

„Ich und meine leichtfüßige zweite Tochter brachen alsbald über's Gebirge auf, die Frau mit den beiden andern erwachsenen Töchtern schickten sich an, um das Kahlengebirge herum, die Donau entlang, nach Döbling nachzufahren. Um 3 Uhr standen wir erstern zwei schon an Lenaus Bett. Er atmete zwar schnell, aber war sonst schon wieder ziemlich ruhig. Es war ihm leichter als früher. Die andern kamen vor 4 Uhr nach. Er öffnete nur selten ein Auge und sah wohl auch dann nicht die Thränen der ihn Umstehenden. Da ging ein irrer Geistlicher, der die nächste Stube innehatte, durch's Gemach, blieb stehen und sprach zu der weinenden Frau und den Mädchen: ‚Weinen Sie doch nur nicht so! Er stirbt Ihnen nicht!'

„Um 6 Uhr mußten den schwer Leidenden seine Schwester und seine drei Nichten unter bittern, nassen Scheideküssen wieder verlassen. Ich begleitete sie, nachdem ich Benesch erklärt, daß ich wiederkommen und die Nacht in meines Schwagers Zimmer zubringen würde, bis in das nahe Heiligenstadt zu Lenaus beiden Halbschwestern Mina und Marie, welche über Sommer dort wohnten. Um 9½ Uhr nachts langte ich wieder in Döbling an. Niembsch hatte jetzt mehr Hitze und atmete viel schneller, viermal so schnell als ich. Er begann bald etwas zu röcheln. Als ich Benesch hierauf als bedenklich aufmerksam machte, meinte dieser, er thue dies öfters, und es würde vorübergehen. Mir war ein Bett im Zimmer bereitet worden, und ich legte mich endlich nieder. Das Röcheln währte mehr und minder die ganze Nacht hindurch. Etwas vor 6 Uhr früh ward es leiser und hörte bald gänzlich auf. Das Atmen ging nur mehr im obern Teil der Brust vor sich, und es bewegte ihm den Kopf gewaltsam links und rechts. Ich wußte (da ich eben ein Jahr vorher meinen geliebten Bruder Joseph hatte sterben sehen), daß jetzt der ernste Augenblick gekommen war. Ich schob meinen linken Arm sanft unter sein Haupt und beugte mich tief über ihn. Der Wärter war eben um Wasser fort und ich daher mit dem scheidenden Bruder mutterseelenallein. Er riß noch einmal die Augen weit auf und sah mich mit dem vollsten, deutlichsten Bewußtsein des ernsten, heiligen Moments, und schon mit der ganzen hehren Ewigkeit darin, fest und lang an. Lenaus letzter Blick ist mein; er ist in mir und bleibt in mir, mein höchster Schatz. Ich beugte mich noch tiefer über ihn; seinen letzten Hauch genoß ich; von seiner fliehenden Seele trank ich. Die Augenlider sanken allmählich zu, er öffnete sie aber wieder zur Hälfte. Der Wärter trat ein. ‚Er stirbt', sprach ich. Der Wärter flog um Benesch fort. Als dieser erschien, war Lenau nicht mehr. Ich drückte ihm das rechte Auge zu, Benesch, auf der entgegengesetzten Seite stehend, das linke. Es war genau 6 Uhr früh am 22. August 1850, als der Herr ihn rief mit milder Stimme. Lenaus Leidensnacht war vorüber. Draußen lachte der reinste Himmel auf die Erde nieder."

Die Leiche wurde in feierlichem Zug nach Weidling übergeführt und auf dem dortigen Kirchhof an der Stelle, die der Verewigte sich prophetisch bestimmt auf jenem Spaziergang mit der Familie seines Schwagers, der Erde übergeben. Auf dem Sarg war das Wappenschild der Niembsch v. Strehlenau umgekehrt angebracht, er war der letzte dieses Namens.

Nun ruht der Dichter gegenüber dem Grab des jungen Mannes, bei dessen Beerdigung Schurz die (S. LXXI) erwähnte Totenkerze getragen hatte.

Im Jahr 1851 errichtete die Liebe seiner Angehörigen eine granitene Denksäule auf dem Grab, welche des Dichters Bild in Bronzeguß und den Namen „Lenau" trägt.

So war der Lebenslauf des letzten Niembsch v. Strehlenau, so war sein Ende.

Mit den feinsten, empfindlichsten Organen hatte die Natur ihren Liebling ausgestattet, damit er das Höchste zu leisten befähigt sei. Aber an die Vorzüge, mit welchen sie ihn begabte, waren strenge Selbstzucht, sorgfältige Zurückhaltung als Pflicht geknüpft. Als er thun wollte wie die andern, denen kein Vorzug vor dem Gewöhnlichen außergewöhnliche Schranken zieht, da zerbrach das Festtagsgebilde der Natur, und tief wie ihre Liebe war die Kränkung, die sie dadurch erlitt. Brechen wir ab — auch das Ende kam aus ihrer Hand, und ein allzugewaltiger Redner ist der Tod.

Leipzig, 1882.

Die Anordnung der Gedichte in der vorliegenden Ausgabe weicht insofern von dem bisherigen Modus ab, als die Poesien, welche sich auf die Verhältnisse des Dichters zu Bertha, Lotte und Sophie beziehen, der bessern Übersicht wegen zusammengestellt wurden. Die andern, von Lenau selbst gewählten Sammeltitel: „Erinnerung", „Frühling" ꝛc. sind beibehalten, die bisher zwischen diesen Rubriken zerstreuten „Vermischten Gedichte" aneinander gereiht worden. „Der Schmetterling" und „Lied eines Schmiedes", welche dem „Faust" angehören und dort S. 91 und 126 stehen, sind in dem I. Band nicht noch einmal aufgeführt.

Beigefügt ist dem I. Band außerdem eine Anzahl interessanter Briefstellen und Äußerungen Lenaus — letztere dem Buch von Emma Niendorf: „Lenau in Schwaben" (1855) entnommen —, welche sich in die biographische Skizze und die Einleitungen zu den größern Werken nicht schicklich einfügen ließen.

Gedichte.

Die ersten Gedichte.

Frage.*

Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen,
Ich sah nur erst dein holdes Angesicht,
Doch hat der Strom der Schönheit mich bezwungen,
Der hell von dir in meine Seele bricht.

In's Tiefste ist er mächtig mir gedrungen,
Was dort bis nun gelebt, nun lebt es nicht,
Süß sterbend ward es von der Flut verschlungen;
Das ist der Liebe himmlisches Gericht!

O daß mein kühnes Hoffen, banges Zagen
Ein milder Spruch aus deinem Munde grüßte!
Die Wellen, die so laut mein Herz durchschlagen,

Wohin doch werden sie die Seele tragen?
An der Erhörung Paradieseskküste? —
In der Verstoßung trauervolle Wüste? —

Ghasel.

Du schöne Stunde, warst mir hold, so hold, wie keine noch,
Ich seh' dein Angesicht erglühn im Rosenscheine noch;
So sah den Engel Gottes einst mit Wangen freudenrot
Im Paradiese lächelnd nahn der Mensch, der reine noch.
Du kamst mit ihr und flohst mit ihr, und seit ich euch verlor,

* Dieses und die drei folgenden Gedichte entstanden nach der von Schurz („Leben Lenaus", I, S. 63) angeführten Mitteilung J. Klemms 1822, während Lenau an der Akademie zu Preßburg Jura studierte. Er nahm sie sämtlich in die erste Auflage seiner Werke auf.

Versehnt' ich manchen trüben Tag in jenem Haine noch,
Und fragte klagend mein Geschick: „Bewahrst in deinem Schatz
So holde Stunde du für mich nicht eine, eine noch?"
Dort mocht' ich lauschen spät und früh: wohl flüstert's im Gezweig,
Doch immer schweigt noch mein Geschick — ich lausch' und weine noch.

Unmögliches.

Bevor mein Blick den Zauber noch getrunken,
Der, wie die Farbenpracht am Demant glüht,
Dich tausendfach, doch immer neu, umblüht,
Horcht' ich dem Freund, in Ahnungen versunken.
Wir sehn des Berges Haupt in Purpur prangen,
Wenn schon die Sonne sank und Dämmerung
Den Hain umflort: so strahlt Erinnerung
An dich, Geliebte, von des Freundes Wangen.
Begeistert taucht' er in des Busens Tiefen
Den Pinsel, und er malte warm und mild
Dem sel'gen Horcher dein entzückend Bild,
Gefühle weckend, die seit lange schliefen.
Doch wie's dem Dichter nimmer will gelingen,
Des Busens Drang in's enge Wort zu zwingen,
Hinüber uns in seine Welt zu singen;
So hat der Freund vergebens dich gemalt,
Sie nicht erreicht, die göttliche Gestalt,
Und deiner Seele stille Allgewalt.

Der Unbeständige.*

Daß ich dies und das beginne,
Heute grad und morgen quer,
Gegen das, was heut' ich minne,
Morgen richte Spieß und Speer:

Sollte das so sehr dich wundern,
Du mein konsequenter Mann?
Keiner von den Erdenplundern
Lange mich behalten kann!

* In der ersten Auflage: „Unbeständigkeit".

Heute bin ich zum Exempel
Ganz ein Metaphysikus;
Morgen schallt in Themis Tempel
Mein unstäter Menschenfuß.

Heute steh' ich nachts am Giebel,
Suche Jungfrau, Stier und Bär;
Morgen les' ich in der Bibel,
Übermorgen im Homer.

Blickt mein Geist im Wissensdrange
Durch ein Fenster in die Welt,
O dann paßt er auch nicht lange,
Sieht er drinnen nichts erhellt;

Und er guckt zu einem andern
In die finstre Welt hinein!
Muß von hier auch weiter wandern,
Nirgends auch nur Lampenschein!

Freilich, wenn du unabwendig
Starrest in dasselbe Loch,
Wird's vor deinem Blick lebendig,
Dein Ausharren lohnt sich doch;

Denn die Augen dir erlahmen,
Und Gespenster malen sich
In des Fensters leeren Rahmen:
Und man nennt den Weisen dich.

Die Göttin des Glücks.*

Was rauscht durch diese Pappeln? — Horchet, Brüder!
Als naht' ein Genius aus Himmelshöhn
Und senkte sich auf ihre Wipfel nieder,
So rauscht es durch den Hain mit leisem Wehn.

---

* Von Lenau während seines Altenburger Aufenthalts 1822 gedichtet. Als er bei Gelegenheit eines ländlichen Festes auf der Donauhalbinsel Bordatsch bei Wieselburg in Ungarn das Gedicht einer größern Gesellschaft vortrug und den Vers: „Ein Mädchen seh' ich dort..." mit einer nach dem nahen Wald hinweisenden Handbewegung begleitete, wendeten die Zuhörer, wie auf Kommando, alle den Blick nach der Gegend hin; die Bewegung verwirrte den vortragenden Dichter so sehr, daß er die übrigen Verse nur noch zu stammeln vermochte. Durch dieses Vorkommnis wurde ihm das Gedicht verleidet, er nahm es nicht in seine Sammlung auf, und es galt für verloren, bis Auersperg es im „Nachlaß" veröffentlichte; s Schurz a. a. O., I, S. 66.

Welch Schimmer! Ha! mich faßt ein süßes Bangen!
Ein Mädchen seh' ich dort am Schattenrand
Mit güldnem Fittig, rosenroten Wangen,
Ihr Antlitz ist uns lächelnd zugewandt.

Die Göttin ist's des Glücks! O Brüder, eilet
Und rafft ihn auf, den frohen Augenblick,
Solange noch ihr rascher Flügel weilet;
Denn die verlorne kehret nicht zurück!

Es kommt ein Tag, die frohe Lust verklinget,
Es zieht die Göttin fort im schnellen Flug;
Und diese Hand, die jetzt den Becher schwinget,
Hält bebend den bethränten Aschenkrug.

Drum soll, solang' das Mädchen dort uns lächelt
Und manches andre noch, solang' der Wein
Noch schmeckt, die Wange Frühlingsluft umfächelt,
Der eitle Gram von uns geächtet sein!

Das Glas gefüllt! Es lebe hoch die Freude
In euren Herzen! und die Priesterin
Der Freude lebe hoch, die hier uns heute
An ihren Altar rief mit frommem Sinn!

Was ihr auf Erden Liebes habt, es lebe!
Die Maid, die euch mit Küssen labt, sie lebe!
Der Freund, der mit euch lacht und weint, er lebe!
Der Tag, der wieder uns vereint, er lebe!

Sehnsucht.

An meine Rose.

Frohlocke, schöne junge Rose,
Dein Bild wird nicht verschwinden,
Wenn auch die Glut, die dauerlose,
Verweht in Abendwinden.

So süßer Duft, so helle Flamme
Kann nicht für irdisch gelten,
Du prangst am stolzen Rosenstamme,
Verpflanzt aus andern Welten;

Aus Büschen, wo die Götter gerne
Sich in die Schatten senken,
Wenn sie in heilig stiller Ferne
Der Menschen Glück bedenken.

Darum mich ein Hinübersehnen
Stets inniger umschmieget,
Je länger sich in meinen Thränen
Dein holdes Antlitz wieget.

O weilten wir in jenen Lüften,
Wo keine Schranke wehrte,
Daß ich mit deinen Zauberdüften
Die Ewigkeiten nährte! —

Hier nahn die Augenblicke, — schwinden
An dir vorüber immer,
Ein jeder eilt, dich noch zu finden
In deinem Jugendschimmer;

Und ich, wie sie, muß immer eilen
Mit allem meinen Lieben
An dir vorbei, darf nie verweilen,
Von Stürmen fortgetrieben.

Doch hat, du holde Wunderblume,
Mein Herz voll süßen Bebens
Dich mir gemalt zum Eigentume
In's Tiefste meines Lebens,

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
Sich scheuen wird zu greifen,
Wenn endlich seine sanften Finger
Mein Welkes niederstreifen.

Reise-Empfindung.*

Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuschen blinken,
Das hob gleich an, zu sich hinein
Holdfreundlich mich zu winken.

Wie da im roten Morgenstrahl
Die Fensterlein erglänzten;
Und wie so freudig Berg und Thal
Mit Rosen sich bekränzten!

Die Rebe auf zum Fenster klomm
Mit ihren goldnen Trauben;
Die Unschuld saß am Dache fromm
In stillen weißen Tauben.

Die Lerche sang und schwand dahin
Auf morgenfrohen Schwingen,
Daß mir der blaue Himmel schien
In's Thal herabzusingen. —

Da meint' ich schon, das Fenster soll
Sich freundlich mir erschließen,
Und aus dem Rahmen liebevoll
Mein Liebchen mich begrüßen.

---

* Vor der Abreise nach Amerika in den ersten Monaten 1832 in Stuttgart oder Heidelberg geschrieben (Brief an Schurz vom 21. April 1832).

Du seligste der Phantasei'n!
Ach, wär' es mir beschieden,
Mit ihr zu leben hier allein
Im süßen Waldesfrieden!

Mit ihr im linden Frühlingshauch
Durch diesen Hain zu wallen,
Zu lauschen hier im Blütenstrauch
Dem Lied der Nachtigallen;

Mit ihr zu schau'n im Herbsteswehn
Die welken Blätter fliegen,
Umrauscht vom schmerzlichen Vergehn,
Mich traut an sie zu schmiegen,

Wenn dann in rauher Winterzeit
Ein Lied mein Liebchen sänge,
Und aller Himmel Seligkeit
Mir in die Stube dränge! —

Ich wagt' es mich zu regen kaum
In meinem stillen Sinnen,
Besorgt, das Häuschen möcht', ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch sieh, da öffnet sich die Thür,
Der Zauber war geschwunden,
Es trat ein Jägersmann herfür
Mit nachgesprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raschem Blick
Und streift' waldein gar heiter,
Ich gab ihm seinen Gruß zurück,
Und traurig ging ich weiter.

Nach Süden.

Dort nach Süden zieht der Regen,
Winde brausen südenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande
Freundlich schmuck ein Dörfchen steht,
Rings umrauscht von Waldesrande,
Mild von Segen rings umweht.

An des Dörfchens stillem Saume
Ist ein Hüttlein hingestellt,
Das in seinem schmalen Raume
Wahret meine Herzenswelt.

Bäume, die dem Wald entsprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein sich,
Halten Dach und Wand umschlungen
Mit den Zweigen inniglich.*

Aus dem Fenster blickt nun schweigend
Lilla nach dem Wald hinaus,
Ihr Gesichtchen traurig neigend,
Blickt sie nach dem Laubgebraus.

Und sie sieht's mit stillem Sinnen,
Und sie sieht es bang gerührt,
Wie die Wasser niederrinnen,
Wie der Wind das Laub entführt.

Lauter wogt der Bach und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit,
Hörbar rauscht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einsamkeit.

Dein Bild.

Die Sonne sinkt, die Berge glühn,
Und aus des Abends Rosen
Seh' ich so schön dein Bild mir blühn,
So fern dem Hoffnungslosen.

Strahlt Hesperus dann hell und mild
Am blauen Himmelsbogen,
So hat mit ihm dein süßes Bild
Die Sternenflur bezogen.

---

* Diese Strophe lautete in der ersten Ausgabe:

Bäume halten es umschlungen
Mit den Zweigen inniglich,
Bäume, die dem Wald entsprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein sich.

Im mondbeglänzten Laube spielt
Der Abendwinde Säuseln;
Wie freudig um dein zitternd Bild
Des Baches Wellen kräuseln! —

Es braust der Wald, am Himmel ziehn
Des Sturmes Donnerflüge,
Da mal' ich in die Wetter hin,
O Mädchen, deine Züge.

Ich seh' die Blitze trunkenhaft
Um deine Züge schwanken,
Wie meiner tiefen Leidenschaft
Aufflammende Gedanken.

Vom Felsen stürzt die Gemse dort,
Enteilet mit den Winden;
So sprang von mir die Freude fort,
Und ist nicht mehr zu finden.

Da bin ich, weiß nicht selber wie,
An einen Abgrund kommen,
Der noch das Kind der Sonne nie
In seinen Schoß genommen.

Ich aber seh' aus seiner Nacht
Dein Bild so hold mir blinken,
Wie mir dein Antlitz nie gelacht; —
Will's mich hinunter winken? —

Das Mondlicht.

Dein gedenkend irr' ich einsam
Diesen Strom entlang;
Könnten lauschen wir gemeinsam
Seinem Wellenklang!

Könnten wir zusammen schauen
In den Mond empor,
Der da drüben aus den Auen
Leise taucht hervor.

Freundlich streut er meinem Blicke
Aus dem Silberschein
Stromhinüber eine Brücke
Bis zum stillen Hain. —

Wo des Stromes frohe Wellen
Durch den Schimmer ziehn,
Seh' ich, wie hinab die schnellen
Unaufhaltsam fliehn.

Aber wo im schimmerlosen
Dunkel geht die Flut,
Ist sie nur ein dumpfes Tosen,
Das dem Auge ruht. —

Daß doch mein Geschick mir brächte
Einen Blick von dir!
Süßes Mondlicht meiner Nächte,
Mädchen, bist du mir!

Wenn nach dir ich oft vergebens
In die Nacht gesehn,
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd stillzustehn;

Wenn du über seinen Wogen
Strahlest zauberhell,
Seh' ich sie dahingezogen,
Ach! nur allzuschnell!

Nächtliche Wanderung.

Die Nacht ist finster, schwül und bang,
Der Wind im Walde tost;
Ich wandre fort die Nacht entlang,
Und finde keinen Trost.

Und mir zur Seite, engelmild,
Und, ach! so schmerzlich traut,
Zieht mein Geleite hin, das Bild
Von meiner toten Braut.

Ihr bleiches Antlitz bittet mich,
Was mich ihr süßer Mund
So zärtlich bat und feierlich
In ihrer Sterbestund':

„Bezwinge fromm die Todeslust,
Die dir im Auge starrt,
Wenn man mich bald von deiner Brust
Fortreißet und verscharrt!"

Da unten braust der wilde Bach,
Führt reichen, frischen Tod,
Die Wogen rufen laut mir nach:
„Komm, komm und trinke Tod!"

Das klingt so lieblich wie Musik,
Wird wo ein Paar getraut:
Doch zieht vom Sprunge mich zurück
Das Wort der toten Braut.

Stets finstrer wird der Wolkendrang,
Der Sturm im Walde brüllt,
Und ferne hebt sich Donnerklang,
Der immer stärker schwillt.

O schlängle dich, du Wetterstrahl,
Herab, ein Faden mir,
Der aus dem Labyrinth der Qual
Hinaus mich führt zu ihr!

Das Posthorn.*

Still ist schon das ganze Dorf,
Alles schlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die so lieblich sangen.

Dort in seiner Einsamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt still und bleich
Seinen Gruß hernieder;

Nur der Bach, der nimmer ruht,
Hat ihn gleich vernommen,
Lächelt ihm den Gruß zurück,
Flüstert ihm: willkommen!

Mich auch findest du noch wach,
Lieber Mond, wie diesen,
Denn auf immer hat die Ruh'
Mich auch fortgewiesen.

---

* Beilage zum Brief d. d. Stuttgart, 5. Okt. 1831 an Schurz.

Mich umschlingt kein holder Traum
Mit den Zauberfäden,
Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden. —

Ferne, leise hör' ich dort
Eines Posthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins so enge.

Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!

Lustig rollt der Wagen fort
Über Stein' und Brücken;
Stand nicht wer an seinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

Mag er stehn! die Thräne kann
Nicht die Rosse halten;
Mag der rauhe Geißelschwung
Ihm die Seele spalten!

Schon verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Lauschen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauschen.

Ich gedenke bang' und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimat mir
Sind zurückgeblieben;

Diese schöne Sommernacht
Muß vorübergehen,
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen.

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Turme.
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig!
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

An die Ersehnte.

Umsonst! du bist auf immer mir verloren!
Laut rufend in den dunkeln Wald des Lebens,
Hat ohne Rast die Sehnsucht dich beschworen;
Ihr Ruf durchklang die Einsamkeit vergebens.

Tief ist mein Herz erkrankt an einer Ahnung,
Von der ich nimmer wohl genesen werde,
Es flüstert mir mein Herz die trübe Mahnung:
Noch ist sie nicht geboren dieser Erde!

Die Stunden, die mit frohen Wandersängen
Das Mädchen einst durch's Erdenthal geleiten,
Sie schlummern in der Zukunft Schattengängen
Bei ihrer Bürde noch von Seligkeiten;

Von Seligkeiten, die mit leichten Händen
Die wachen einst entgegenstreuen allen,
An welche sie die schöne Gunst verschwenden,
Mit ihrer Königin vorbeizuwallen.

Die eine aber von den Schläferinnen
Wird locken sie zur Kühle von Cypressen,
Und führen sie, versenkt in stilles Sinnen,
An deinen Hügel, moosig und vergessen.

Dann irrt dein Geist um deine Asche bange,
Dann zittern Geist und Staub, sich zu vereinen;
Das Mädchen aber wird am Grabeshange,
Geheim ergriffen, stille stehn — und weinen.

Meine Braut.

An der duftverlornen Grenze
Jener Berge tanzen hold
Abendwolken ihre Tänze,
Leichtgeschürzt im Strahlengold.

Wenn ich nach den lichten Räumen
Jener Berg' hinübersch',
Überschleicht es mich wie Träumen,
Faßt mein Herz ein dunkles Weh.

Und mir ist, als wohne drüben
Meine Braut und harr' in Schmerz,
Daß ich komme, sie zu lieben,
Eh' verblüht ist Wang' und Herz.

Plötzlich treibt ein wildes Sehnen
Nach den Bergen mich, zu ihr,
Fluchtverstreute Wonnethränen
Stürzen aus den Augen mir.

Doch die Berge sich verdunkeln,
Und die Wolken werden Nacht;
Nicht ein Sternlein seh' ich funkeln,
Und der Sturm ist aufgewacht;

Scheltend ruft er mir entgegen:
Heißer Narr, wohin? verzeuch!
Deine Braut heißt Qual, — den Segen
Spricht das Unglück über euch!

In der Wüste.

Ist's nicht eitel und vergebens,
Liebe Freunde, saget an!
Durch den Wüstensand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unser Fuß im Staube
Spuren aus von seinem Lauf,
Gleich, wie Geier nach dem Raube,
Kommt ein Sturm und frißt sie auf.

Einsam und in Karawanen
Treibt es nach dem Land der Ruh',
Und es flattern tausend Fahnen
Hier und dort der Ferne zu.

Wir auch wandern vielverbündet
Nach der Rätselferne aus;
Doch der Strahl der Wüste zündet
Sehnsucht nach dem kühlen Haus;

Zündet heißer stets das Sehnen
In die Gruft aus diesem Land,
Wo, nie satt, nach unsern Thränen
Lechzt herauf der dürre Sand.

Wandel der Sehnsucht.*

Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang,
O wie sehnt' ich mich zurück so bang'
Aus der weiten, fremden Meereswüste
Nach der lieben, fernen Heimatküste.

Endlich winkte das ersehnte Land,
Jubelnd sprang ich an den teuern Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimatlichen Bäume.

Hold und süßverwandt, wie nie zuvor,
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr:
Gerne, nach so schmerzlichem Vermissen,
Hätt' ich jeden Stein an's Herz gerissen.

Doch, da fand ich dich, und — todesschwank
Jede Freude dir zu Füßen sank,
Und mir ist im Herzen nur geblieben
Grenzenloses, hoffnungsloses Lieben.

O wie sehn' ich mich so bang' hinaus
Wieder in das dumpfe Flutgebraus!
Möchte immer auf den wilden Meeren
Einsam nur mit deinem Bild verkehren!

---

* Während die vorhergehenden Gedichte dieses Abschnitts sich sämtlich in der ersten Auflage finden, erscheint dieses, nach der Heimkehr von Amerika 1833 geschrieben, erst in der zweiten Auflage.

Bertha.*

Das tote Glück.

Leis' umrauscht von Himmelsquellen,
Süße Sehnsucht in der Brust,
Saß ich einst die mondeshellen
Nächte da in stiller Lust.

Jene Zeit wird nicht mehr kommen;
Himmelsquellen sind versiegt,
Und die Sehnsucht ist verglommen,
Und mein Glück im Grabe liegt.

Weib, du riefst in böser Stunde
Mit dem zauberischen Blick,
Mit dem wonnereichen Munde
Schmeichelnd hin zu dir mein Glück.

Und es kam, ein Kind, und schmiegte
Flehend sich in deinen Arm,
Der es mild umschlang und wiegte,
Als ein weicher Mutterarm.

Nun das Kind in Traumeswonnen,
Hingeschlummert, sich verlor,
Nahmst du still und kaltbesonnen
Deinen Todesdolch hervor.

Scharf geschliffen am Gesteine
Deines Herzens war der Stahl,
Und das Kind, um das ich weine,
Atmete zum letztenmal.

* Die Abfassung dieser Gedichte ist in die Zeit der Lösung des unglücklichen Liebesverhältnisses, also 1827 und 1828, zu setzen. Schurz bezeichnet a. a. O., I, S. 76 „Das tote Glück", „Sehnsucht nach Vergessen", „Am Bette eines Kindes" und „Die Waldkapelle" als speziell darauf bezüglich; die übrigen wurden auf die Angabe Graf Auerspergs, Lenaus Freundes, hin hier zusammengestellt, gehören teilweise aber einer spätern Zeit an.

Und du stießest leicht und munter,
Wie ein Steinchen in den Bach,
In das Grab mein Glück hinunter,
Sahst ihm ruhig, lächelnd nach.

Unmut.

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Bestahl mit frecher Lügenstirne
Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ist's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug in's Herz mir schnitt,
Hab' ich das süße Kind erschlagen,
Und mit dem Leben bin ich quitt.

Nicht mehr zum Lustschloß umgelogen,
Scheint mir die Erde, was sie ist:
Ein schwankes Zelt, das wir bezogen
— Tod habe Dank! — auf kurze Frist.

Zu lange doch dünkt mir das Brüten
Hier unter diesem schwanken Zelt!
Ergreif' es, Sturm, mit deinem Wüten,
Und streu' die Lappen in die Welt!

Nebel.

Du trüber Nebel, hüllest mir
Das Thal mit seinem Fluß,
Den Berg mit seinem Waldrevier
Und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
Die Erde weit und breit!
Nimm fort, was mich so traurig macht,
Auch die Vergangenheit!

Der Baum der Erinnerung.*

Ja, du bist es, blütenreicher
Baum, das ist dein süßer Hauch!
Ich auch bin's, nur etwas bleicher,
Etwas trauriger wohl auch.

Hinter deinen Blütenzweigen
Tönte Nachtigallenschlag,
Und die Holde war mein eigen,
Die an meinem Herzen lag.

Und wir meinten selig beide,
Und ich meint' es bis zur Stund',
Daß so herrlich du vor Freude
Blühtest über unsern Bund.

Treulos hat sie mich verlassen;
Doch du blühst wie dazumal,
Kannst dich freilich nicht befassen
Mit der fremden Liebesqual.

„Allzulieblich scheint die Sonne,
Weht der linde Maienwind,
Und das Blühen und die Wonne
Allzubald vorüber sind!"

Mahnend säuseln mir die Lehre
Deine frohen Blüten zu;
Doch ungläubig fließt die Zähre,
Und mein Herz verlor die Ruh'.

Sommerfäden.

Mädchen, sieh am Wiesenhange,
Wo wir oft gewandelt sind,
Sommerfäden, leichte, lange,
Gaukeln hin im Abendwind.

---

* Wurde erst in die zweite Auflage der Gedichte aufgenommen, dürfte also nach der Amerikareise 1833 geschrieben sein.

Deine Worte, laut* und munter,
Flattern in die kühle Luft;
Keines mehr, wie sonst, hinunter
In des Herzens Tiefe ruft.

Winter spinnet los' und leise
An der Fäden leichtem Flug,
Webt daran aus Schnee und Eise
Bald den Leichenüberzug.

Künden mir die Sommerfäden,
Daß der Sommer welk und alt,
Merk' ich es an deinen Reden,
Mädchen, daß dein Herz wird kalt!

Sehnsucht nach Vergessen.

Lethe! brich die Fesseln des Ufers, gieße
Aus der Schattenwelt mir herüber deine
Welle, daß den Wunden der bangen Seel' ich
Trinke Genesung.

Frühling kommt mit Duft und Gesang und Liebe,
Will wie sonst mir sinken an's Herz; doch schlägt ihm
Nicht das Herz entgegen wie sonst. — O Lethe!
Sende die Welle!

Am Bette eines Kindes.

Wiege sie sanft, o Schlaf, die holde Kleine.
Durch die zarte Verhüllung deines Schleiers
Lächelt sie: so lächelt die Rose still durch
Abendgedüfte.

Wiege sie sanft, und lege deinem Bruder
Sie, dem ernsteren, leise in die Arme,
Ihm, durch dessen dichteren Schleier uns kein
Lächeln mehr schimmert!

---

* Zuerst in der zweiten Auflage publiziert, dort „leicht" statt „laut".

Denn mit gezücktem Dolche harrt der Kummer
An der seligen Kindheit Pforte meines
Lieblings, wo der Friede sie scheidend küßt und
Schwindet auf immer.

Die Waldkapelle.*

1.

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
Gar düster liegt der graue Berg dahinter;
Das dürre Laub, der Windhauch gibt es kund,
Geschritten kommt allmählich schon der Winter.

Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verstummt, im Dämmerlicht
Schwermütig ihrem Tode nachzusinnen.

Dort, wo die Eiche rauscht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längst verlassne, stille Waldkapelle.

Wo sind sie, deren Lied aus deinem Schoß,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
Vergessend all ihr trübes Erdenlos? —
Wo sind sie? — ihrem Liede nachgezogen!

2.

Horch! plötzlich stört ein Ruf die Einsamkeit:
Klang's nicht aus der Kapelle öden Mauern?
Wer ist es, der so wunderlich dort schreit,
Daß mich's unheimlich faßt mit kaltem Schauern?!

„Herr Gott! wir loben dich — ha, ha, ha, ha!"
Nun schweigt er still, der grause Gottverächter,
Und donnernd ruft er nun: „Allelujah!"
Und überdonnernd folgt sein Hohngelächter.

* Nach der Trennung von Bertha geschrieben, also wohl nach 1828. „In der weiblichen Gestalt zeichnete er — wie Klemm glaubt und ich mit ihm – Bertha und in der wahnsinnig gewordenen männlichen mit nur zu richtigem Vorgefühl sich selbst." Schurz a. a. O., I, S. 76.

Da stürzt er mir vorbei, voll scheuer Hast,
Das wirre Haar von bleicher Wange streifend,
Die Augen wild bewegt und ohne Rast,
Irrlichter, in der Nacht des Wahnsinns schweifend.

Er eilt waldein, von seinem Tritte rauscht
Das dürre Laub im dunkeln Eichenhaine;
Wie sinnend bleibt er plötzlich stehn und lauscht,
Und leise hör' ich's nun, als ob er weine.

Mitleidig rauscht ihr ihm — o rauschet nur!
Den Trost: „Vergänglichkeit!" ihr welken Blätter!
O locket seine Seele auf die Spur
Des milden Todes, nennt ihm seinen Retter! —

Zur sanften Wehmut lichtet sich das Thal,
Dort kommt der Mond zum stillen Abschiedsfeste;
Es will sein Silberschimmer noch einmal
Sich schmiegen an des Sommers karge Reste.

Wie schwach ist schon der Eiche fahles Laub!
Den leichten Mondstrahl kann es nicht mehr tragen,
Es bricht und zittert unter ihm in Staub,
Und läßt die kahlen Äste traurig ragen. —

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bittre Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's der traurigsten hienieden. —

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?

3.

Er hat geliebt! — Vor langer, trüber Zeit,
Da ging er einst, ein fröhlicher Geselle,
Mit seinem Lieb durch diese Einsamkeit,
Und kam mit ihr zur stillen Waldkapelle,

Sie traten ein, sie knieten hin; da glomm
Durch's Fenster hell herein die Abendröte;
Er betete mit ihr so selig fromm,
Und draußen sang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand sie schnell und feierlich
Und sprach, so schien's, mit tiefbewegter Stimme
„Lieb' ich nicht warm und treu und ewig dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!"

Und höher glomm der helle Abendstrahl,
So wie sein Herz, sich ewig ihr zu weihen;
Und draußen klang im stillen Waldesthal
Des Hirten Lied wie Himmelsmelodeien.

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergißt!
Daß ihr ein andrer schon des falschen Eides
Das letzte Wort von falscher Lippe küßt,
Sie mit dem Glanze schmückt des Brautgeschmeides!

Und all ihr Leben, Freudentaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
Zieht, unverfolgt von ihrem falschen Schwur,
Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte. —

Das war's, o Schicksal, was der Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen!

Drum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von seinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er so selig einst gekniet vor Gott,
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle.

Erinnerung.

Leichte Trübung.

Woher dies plötzliche Verstummen?
Und diese Wolken kummerschwer,
Die mir dein Angesicht vermummen,
Das erst so froh gestrahlt, woher?

„Siehst du den blauen Berg dort ragen,
Der Felsen in die Lüfte hebt,
An welchen selbst die Gemsen zagen,
Und der erschrockne Jäger bebt? —
Von seinem Gipfel schleudre du
Ein Steinchen spielend in die Tiefen:
Du störst der Lüfte schwanke Ruh',
Und Nebel steigen, die dort schliefen.

„So warfst du, seine Kraft nicht ahnend,
Ein Wörtchen mir in meine Brust,
Ein Wörtchen, leise, aber mahnend,
Und sieh, nun stieg der trübe Wust
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer stillen Nachtversenkung."

Der trübe Wanderer.*

Am Strand des Lebens irr' ich, starre düster
In's Todesmeer, umhüllt von Nebelflor;
Und immer wird der Strand des Lebens wüster,
Und höher schlägt die Flut an ihm empor.
O strömt, ihr Thränen, strömt! — Im Weiterirren
Seh' ich die längstverlornen Minnestunden,

* In der ersten Auflage betitelt: „Trüber Gang".

Ein neckend Schattenvolk, vorüberschwirren,
Und neuer Schmerz durchglüht die alten Wunden.
Die Asche meiner Hoffnungen, die Kränze
Geliebter Toten flattern mir vorüber,
Gerissen in des Sturmes wilde Tänze,
Und immer wird's in meiner Seele trüber. —
Das Christuskreuz, vor dem in schönen Tagen
Ein Kind ich, selig betend, oft gekniet,
Es hängt hinab vom Strande nun, zerschlagen,
Darüber hin die Todeswelle zieht. —
Seltsame Stimmen mein' ich nun zu hören:
Bald kommt's, ein wirres Plaudern, meinem Lauschen
Meerüber her, bald tönt's in leisen Chören,
Dann wieder schweigt's, und nur die Wellen rauschen —
Ein ernster Freund, mein einziges Geleite,
Weist stumm hinunter in die dunkle Flut;
Stets enger drängt er sich an meine Seite:
Umarme mich, du stiller Todesmut!

Zu spät!

Schon hat der Lenz verblüht und ausgesungen!
Die holden Träume, seligen Gefühle
Erstarben in der bangen Sommerschwüle,
Mit der das Thatenleben angedrungen.

„Das Roß gespornt! die Wehre frisch geschwungen!"
So heißt es nun im heißen Kampfgewühle,
Bis mir der Sabbat fächelt seine Kühle,
Wann Müden mich der stille Tod* umschlungen. —

Mir war's versagt, in jenen Blütentagen,
O Mädchen meiner Sehnsucht, dich zu finden;
Es suchten dich vergebens meine Klagen! —

Noch taucht mir hier und dort aus Kampfeswogen
Dein Bild herauf, doch muß es wieder schwinden,
Bald hat die Brandung es hinabgezogen.

---

* In der ersten Auflage „des Todes Arm" statt „der stille Tod".

Vergangenheit.

Hesperus, der blasse Funken,
Blinkt und winkt uns traurig zu.*
Wieder ist ein Tag gesunken
In die stille Todesruh';

Leichte Abendwölkchen schweben
Hier im sanften Mondenglanz,
Und aus bleichen Rosen weben
Sie dem toten Tag den Kranz.

Friedhof der entschlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit!
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit!

An Fr. Kleyle.**

Vergib, vergib, Geliebter, dem Gesange,
Der deines Schmerzes leisen Schlummer stört,
Der die Erinnerungen, süße, bange,
Herauf aus ihrer stillen Gruft beschwört!

Gedenkst du noch des Abends, den die Götter
Auf uns herabgestreut aus milder Hand,
So blühend, leicht, wie junge Rosenblätter,
Denkst du des Abends noch am Leithastrand?

Im Haine sprang von Baum zu Baum die Röte,
Sie wiegte sich auf Wipfeln, mischte froh
Sich in den Wellentanz, der zum Geflöte
Der Nachtigallen rasch vorüberfloh.

Wir aber schritten traulich durch die Schatten,
Und, süß geschwätzig, uns zur Seite ging
Die Hoffnung, sprach vom Himmel treuer Gatten,
Wies dir von Lottchens Hand den güldnen Ring.

---

* In der ersten Auflage lautete dieser Vers:
Winkt uns melancholisch zu.

** Lenaus Jugendfreund, mit dem er in Wien und Ungarisch-Altenburg zusammen studierte, später Oberleiter der Erzherzog Karlschen Güter zu Friedeck in Schlesien. Dieses Gedicht bezieht sich auf den gleichzeitigen Aufenthalt beider Freunde in Ungarisch-Altenburg.

Schon sah mein Blick, der in die Zukunft spähte,
In langen Reihen Wonnetage ziehn;
Schon baut' ich kühn mit leichtem Traumgeräte
Mein früh zerfallnes Glück an deines hin. —

Sanft senkten sich in feierliches Schweigen
Die Züge der Natur, kein Lüftchen sprach,
Sie schien ihr göttlich Angesicht zu neigen,
Als sänne still sie einer Freude nach.

Die Sterne tauchten aus dem Äthermeere,
Der Weste Hauch erwachte nun im Hain,
Die Blume trank des Himmels leise Zähre,
Und selig irrten wir im Mondenschein. — —

Doch kommt ein Sturm jetzt über meine Saiten,
Reißt wild mir von der Leier jenen Tag,
Den schönen Tag mit allen Seligkeiten,
Pocht mir an's Herz mit rauhem Flügelschlag.

Herein! herein! du finsterer Geselle!
Du bist in meiner Brust kein neuer Gast;
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geschlecht schon oft gerast!

Des Abends, Freund, gedenk' ich, jenes andern!
Ich seh' im winterlichen Dämmerlicht
Zur Kirche hin den langen Brautzug wandern,
Wo die Geliebte Treu' und Herz dir bricht.

Der Priester sprach den Segen ob dem Paare,
Mir schien ein Mordgewölb' das Heiligtum,
Ich sah die Hoffnung fallen am Altare,
Wie war die süße Schwätzerin so stumm! —

Beflügle dich, mein Lied, denn immer trüber,
Und thränenvoller stets wird deine Bahn;
O führe schnell den Freund mir da vorüber,
Wo ihn der Schauer nächtlichste umfahn!

Vorüber, Lied, am bretternen Geschirre,
Darein der Tod gepflanzt die Rose bleich;
Fort von der Stimmen kläglichem Gewirre,
Da dumpf vernagelnd dröhnt der Hammerstreich! —

Wir sind vorbei. Der Sturm lenkt sein Gefieder
Zum dunkeln Horste der Vergangenheit,
Und Wehmut sinkt an meinen Busen wieder;
Die stille Freundin meiner Einsamkeit.

Einst und Jetzt!*

Möchte wieder in die Gegend,
Wo ich einst so selig war,
Wo ich lebte, wo ich träumte
Meiner Jugend schönstes Jahr!

Also sehnt' ich in der Ferne
Nach der Heimat mich zurück,
Wähnend, in der alten Gegend
Finde sich das alte Glück.

Endlich ward mir nun beschieden
Wiederkehr ins traute Thal;
Doch es ist dem Heimgekehrten
Nicht zu Mut wie dazumal.

Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß' ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird so schwer mir,
Denn mein Liebstes ist ja fort.

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier;
Doch er führt die Mutter abends
Nimmermehr entgegen mir.

Mögen deine Grüße rauschen
Vom Gestein, du trauter Bach;
Doch der Freund ist mir verloren,
Der in dein Gemurmel sprach.

Baum, wo sind die Nachtigallen,
Die hier sangen einst so süß?
Und wo, Wiese, deine Blumen,
Die mir Rosa sinnend wies? —

---

* Nach Schurz' Annahme unter dem Einfluß der Lektüre von Jacobis Gedichten entstanden.

Blumen fort und Nachtigallen,
Und das gute Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen;
Alles wie ein Frühlingshauch!

Die Jugendträume.*

Der Jüngling weilt in einem Blütengarten,
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenrot;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel, singend wunderbar.

Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt:
Die Jugendträume sind es, wohl das Beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch, weh! ihm naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig fliehn
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter ziehn.

Erinnerung.

Erinnrungsvoller Baum, du stehst in Trauer;
Dein Laub ist welk, mein Leben ist es auch.
Mein Herz durchziehen bange Wehmutschauer,
Wie dein Gezweig' des Herbstes kühler Hauch.

Hier saßen wir in abendlicher Stille,
Sanft bebte über uns dein flüsternd Grün,
Auf jenen Höhn, die nun in Nebelhülle,
Verweilte noch der Sonne letztes Glühn.

* 1828 im V. Jahrgang des Taschenbuchs „Aurora" in Wien mit der Unterschrift „N. Niembsch" abgedruckt. Es war das erste Auftreten des Dichters unter seinem wirklichen Namen. Das Gedicht ist jedoch früher entstanden, schon im Jahr vorher hatte es Lenau seinen Freunden vorgelesen. Schurz a. a. O., I, S. 83.

Wie selig hielt das Mädchen ich umfangen
Und horchte ihrem leisen Liebesschwur;
Und holder lachten uns die Blütenwangen
Der auferwachten göttlichen Natur.

Doch hatte kaum der Lenz die sanfte Seele
Verhaucht und seine Blüten hingestreut,
Kaum war verhaucht im Hain die süße Kehle:
War auch dahin der Liebe Seligkeit.

O traure, Herz, vorüber sind die Tage,
Da liebend dir ein Herz entgegenschlug,
Die andern schleichen hin, in stiller Klage,
Der toten Liebe finstrer Leichenzug.

Verlornes Glück.*

Die Bäume rauschen hier noch immer,
Doch sind's dieselben Blätter nimmer,
Wie einst in jener Sommernacht.
Wohin, du rauhes Erdenwetter,
Hast du die damals grünen Blätter,
Wohin hast du mein Glück gebracht?

Sie schritt mit mir durch diese Bäume,
Ihr gleicht kein Bild beglückter Träume,
So schön und doch so treu und klar;
Das Mondlicht ruht' auf ihren Wangen,
Und ihre süßen Worte klangen:
„Dich werd' ich lieben immerdar".

Je tiefer mit den Räuberkrallen
Der Tod in's Leben mir gefallen,
Je tiefer schloß in's Herz ich ein
Den Schatz der Lieb', dem Tode wehrend;
Doch bricht der Räuber, allbegehrend,
Zuletzt nicht auch den letzten Schrein?

---

* Wurde erst im „Nachlaß" veröffentlicht.

Die Felsenplatte.

Dort am steilen Klippenhange,
Wo der Wildbach niederschäumt,
Lehnt beim Sonnenuntergange
Einsam still ein Mann — und träumt.

Hingesenkt das gramesmatte
Angesicht, so früh verblüht,
Starrt er auf die Felsenplatte,
Die vom Abendrote glüht.

Wie er also unabwendig
Starret auf den hellen Stein,
Werden plötzlich drauf lebendig
Seine lieben Phantasei'n.

Seiner Kindheit Spielgenossen
Tanzen lustig drüber hin
Mit der Unschuld süßen Possen,
Laden ein zu Spielen ihn.

Auch sein Mütterlein, die gute,
Wandelt lächelnd auf dem Stein,
Die so manches Jahr schon ruhte
In dem öden Totenschrein.

Und nun sieht er unter ihnen
Klar sein eignes Jugendbild,
Mit den frohen Fremdlingsmienen
Auf der Erde Schmerzgefild'.

Und er hört das laute Klopfen
In des Jünglings heißer Brust,
Sieht vom Aug' ihm niedertropfen
Thränen, selig, unbewußt;

Möchte mit dem Jüngling greinen,
Daß er traut' der holden Mär;
Und auch wieder bitter weinen,
Daß er nicht der Jüngling mehr. —

Im Gebirge wird es dunkel,
Im Gebirge wird es Nacht,
Doch des Steines hell Gefunkel
Hat sich heller angefacht.

Aus dem Felsengrunde sprießen
Blumen auf mit süßem Hauch,
Und, die Stelle einzuschließen,
Säuselt rings ein Blütenstrauch;

Aus dem schwanken Blütengitter
Strahlt ein Mädchenangesicht,
Wie der Mond aus dem Geflitter*
Leiser Silberwellen bricht.

Mit jungfräulichem Erröten
Flüstert sie: „Bin ewig dein!“
Und von allen Zweigen flöten
Nachtigallenlieder drein. —

Doch die Blumen jetzt verblassen,
Traurig schweigt der dürre Strauch,
Und der Jüngling steht verlassen,
Und der Jüngling welket auch. — —

Donner hallen in den Lüften,
Und im hellen Wetterstrahl,
Zu den Füßen des Vertieften,
Zuckt der Stein jetzt bleich und kahl.

An meine Guitarre.

Guitarre, wie du hängst so traurig!
Die Saiten tönen nimmermehr,
Die längst zerrissnen wanken schaurig
Im Abendwinde hin und her.

Auch deine Saiten sind zerrissen,
Es schweigt dein süßer Liederklang,
Seit in des Busens Finsternissen
Mir jede frohe Saite sprang.

Mir sank der Freund voll Jugendblüte
Hinunter in die Todesflut!
Die meiner Lieb' entgegenglühte,
Nun bei den kalten Toten ruht.

* In der ersten Auflage: „Gezitter“.

Doch will ich euch nun frisch besaiten,
Dich, meine Leier! dich, mein Herz!
Rückbannen die entflohnen Zeiten,
Die alte Lust, den alten Schmerz.

Hinaus in's Dunkel jener Eichen!
Dort findet sich der alte Lauf;
Dort stören wir die Liederleichen
Aus ihren stillen Gräbern auf.

Wenn erst die Lieder nur erwachen,
Dann ruft, dann zieht ihr lauter Chor
Die Lieben all' in meinen Nachen
Aus dunkler Todesflut empor.

Es klingt! — doch fliehn im scheuen Fluge
Die Töne auf von meiner Hand;
So eilt, verspätet, nach dem Zuge
Das Vöglein über's Heideland.

Jetzt bin ich meines Herzens Meister!
Nun rauscht wie einst der Sturmakkord!
Schon springen die versunknen Geister
Herauf, herauf an meinen Bord!

O du, mein Freund, so treu und bieder!
Wohl mir, du bist mir wieder nah'!
Dein süßes Wort auch hör' ich wieder:
Mein holdes Mädchen, bist du da? —

Doch nein! mich höhnten finstre Mächte!
Wo ist der Freund? das blonde Kind?
Der Nebel reicht mir keine Rechte;
Durch blonde Disteln saust der Wind!

An einen Jugendfreund.*

Des Lebens holder Zauber ging vorüber,
Ich klage, daß die Jugend mir verloren;
Doch Eines macht mir noch die Klage trüber:
Die Treue brach, die du mir einst geschworen.
Nicht meint' ich, daß vor uns das teure Erbe
Verblichner Jugend — ihre Freundschaft sterbe.

Du eiltest im Vergessen! ungeduldig
Warfst du dem Tod aus deiner Brust entgegen,
Was du nur allzubald dem herben schuldig,
Wenn's einmal aus ist mit des Herzens Schlägen.
Nicht wolltest du die Treu' im Busen halten
Bis an der Gruft gebieterisch Erkalten.

Wenn du tief schlummerst unter deinem Hügel,
Nichts mehr erfährst vom holden Lenzerwachen,
Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
Die Rosenglut am Strauch lebendig fachen,
Wie süß dann singen in den grünen Hallen
Von Rosenduft berauschte Nachtigallen:

Dann wäre früh genug der Freund vergessen,
Den du geliebt in deinen Jugendtagen,
Deß volles Herz gleich glühend, unermessen,
Dem Jugendideal und dir geschlagen.
Er hielt den Traum umarmet und dein Lieben,
Und beides sah er märchenhaft zerstieben.

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blütenhagen,
Wehmütig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen durch Gebüsche klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren:
So sollte dieses Lied mit seinem Trauern
Durch deine reiche Freudenblüte schauern.

Jedoch umsonst, daß ich dem Lied geböte,
Es will nicht ahmen leiser Lüfte Zittern
Und nicht im Hain das klagende Geflöte;
Sein rauher Klang will deine Freude schüttern.
Hat doch der Frost, der mir von dir gekommen,
Von meinem Herbstgrün auch viel fortgenommen.

* Zuerst in der zweiten Auflage 1834; die übrigen Gedichte des Abschnitts „Erinnerung" finden sich, mit Ausnahme des Gedichts „Verlornes Glück", schon in der ersten Auflage.

Das muß die sanften Klagetöne schärfen,
Seh' ich den Freund, mir einst vor allen teuer,
Mein Herz in frohem Übermut verwerfen;
Und zünden muß des Stolzes zürnend Feuer.
Dies Herz war oft von Gottes Flammen helle,
Nicht der Verwerfung Staub ist seine Stelle.

Ich kann es meiner Klage nicht verwehren,
Daß sie dich führe längstverlassne Pfade,
Und daß sie dich, vielleicht auch deine Zähren,
Zu einem trüben Abschiedsfeste lade;
Denn unsre Freundschaft will ich nun bestatten
Auf ewig in der Wehmut tiefern Schatten.

Lotte.

Schilflieder.*

1.

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden,
Strahlt des Abendsternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?"

Suchen den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

* Die „Schilflieder" und die „Winternacht" wurden in der Zeit zwischen dem 6. und 15. Januar 1832 in Heidelberg geschrieben, Brief Lenaus vom 15. Januar 1832 an Mayer.

3.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnisvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang'
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu sehn,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Winternacht.

1.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir in's Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

2.

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach' auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Toten auferstehn,
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgesind' aus Norden!*

---

* In der ersten Auflage: „Die frischer immer wehn vom Norden".

Stumme Liebe.*

Ließe doch ein hold Geschick
Mich in deinen Zaubernähen,
Mich in deinem Wonneblick
Still verglühen und vergehen;

Wie das fromme Lampenlicht
Sterbend glüht in stummer Wonne
Vor dem schönen Angesicht
Dieser himmlischen Madonne! —

Mein Stern.**

Um meine wunde Brust geschlagen
Den Mantel der Melancholei,
Flog ich, vom Lebenssturm getragen,
An dir, du Herrliche, vorbei.

Vom Himmel deiner Augen stiegen
Wie Engel Thränen niederwärts
An deinen holdgerührten Zügen,
Und priesen mir dein gutes Herz.

Und alle Welten um mich schwanden,
Mein Leben starrt' in seinem Lauf,
Im süßempörten Busen standen
Die alten Götter wieder auf.

Da riß der Sturm von dir mich wieder
Hinaus in seine wüste Nacht;
Doch strahlt nun Frieden auf mich nieder
Ein Stern mit ewig heller Pracht.

Denn, wie vom Tode schon umfangen,
Der Jüngling nach der holden Braut
Die Arme streckt mit Glutverlangen
Und sterbend ihr in's Auge schaut:

---

* Findet sich zwar erst in der zweiten Auflage, ist aber doch wohl auf Lotte zu beziehen und von Lenau dort der „Winternacht" unmittelbar angeschlossen.

** Wird von Schurz a. a. O., I, S. 195 als auf Lotte bezüglich ausdrücklich bezeichnet, ebenso „Ohne Wunsch".

So griff nach deinem holden Bilde
Die Seele, schaut es ewig an,
Sieht nichts vom trüben Erdgefilde,
Fühlt nicht die Dornen ihrer Bahn.

Entriss' auch einst der Tod mir strenge,
Was mir das Leben Liebes gab;
Er nehm' es hin! doch Eines ränge —
Ich ränge kühn dein Bild ihm ab.

Scheideblick.*

Als ein unergründlich Wonnemeer
Strahlte mir dein tiefer Seelenblick;
Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr,
Und ich habe scheidend all mein Glück
Still versenkt in dieses tiefe Meer.

Waldgang.**

Ich ging an deiner Seite
In einem Buchenhaine;
Ein störendes Geleite
Ließ nimmer uns alleine.

Und mußten wir zurücke
In's Herz die Worte pressen,
Uns sagten unsre Blicke,
Daß wir uns nicht vergessen.

Und sehn wir uns nicht wieder
In diesem Erdenleben,
Dich werden meine Lieder
Verherrlichend umschweben.

Das Bächlein trieb hinunter
Der Wellen rasche Tänze,
Und rauschend flocht und bunter
Der Herbst der Wehmut Kränze.

---

* Dieses und das folgende Gedicht „Waldgang" bezieht Auersperg auf das Verhältnis zu Lotte. „Scheideblick" erschien erst in der zweiten Auflage.

** Im letzten Quartal 1833 in Wien geschrieben.

Doch aus des Walds Verdüstern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüstern
Des ew'gen Wiedersehens.

Ohne Wunsch.*

Ja, mich rührt dein Angesicht,
Und dein Herz, das liebevolle;
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie
Mußt du wieder sein verklungen.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder,
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh', es krachen die Geländer!

---

* Erschien zuerst in den „Neueren Gedichten" 1838.

Frühling.

Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durchs Gefild',
Und wie sie scherzend sich enthaschen*
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

* In der ersten Auflage: „Und sich aus leichten Fingern haschen".

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal;
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!"

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

Liebesfeier.*

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüt' und Duft.

Da sind, soweit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

---

* In der ersten Auflage: „Im Frühling".

Der Gefangene.*

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz!
Wollt' edler sich als seine Treiber fühlen!
(„Der Hirsch" von Schleifer.)

Der Frühling ist zu Berg und Thal gekommen,
Sein Freudenruf ist durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Hat sie vom Traume sich emporgerungen**
Der ihren Busen deckte schwer und kalt.
In alle Fernen ist der Ruf gedrungen
Mit freundlicher, süßlockender Gewalt,
Daß ihres Nests die Schwalbe nun gedenket,
Weit über's Meer zur trauten Hütte wallt,
Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
Die Blume blüht, der bunte Falter senket
Auf sie die Flügel hin, die wonnemüden;
Mit Blüten haben sich geschmückt die Bäume,
Daß sie zu Lieb' und Sang die Sänger lüden;
Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
Im Blütenstrauche dort die Nachtigall;
Melodisch zieht der Bach durch Waldesräume,
Der Hirte flötet und der Widerhall;
Zur grünen Alpe kehrt die Herde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudenthränenstrom, dem Lenz entgegen;
Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lawinendonner nach.
Voll Sehnsucht harrt er schon der Alpenrose,
Der holden Freundin, die der Lenz versprach,
Die jährlich ihn beschleicht auf weichem Moose. —
So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
Verschwendend rings die schönen Freudenlose.
Doch einen weiß ich, der ihn darf nicht schauen,
Und nicht, was Gott durch ihn gesandt, genießen,

---

* Mit diesem Gedicht, welches auch den Anfang der ersten Auflage bildet, leitete Lenau seine Bekanntschaft mit Gustav Schwab ein, dem er es am 21. Juli 1831 von Karlsruhe aus zur Aufnahme in das „Morgenblatt" zuschickte.

** In der ersten Auflage: „Ist sie vom Wintertraum emporgesprungen".

Weil finstre Kerkerwände ihn umgrauen,
Und rauhe Fesseln ehern ihn umschließen.
Nicht hört er Vogelsang im Walde tönen,
Nicht sieht er, wie so schön die Blumen sprießen.
Er hört nur seinen eignen Jammer stöhnen;
Für Nachtigallensang und Taubengirren
Hört er die Wand sein Klagen widerhöhnen
Und, regt er sich, die Eisenkette klirren.
Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
Ein milder Tröster, sich zu ihm verirren;
Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen;
Die Nacht allein, das schwarze Ungeheuer,
Hat man mit eingesperrt zu diesem Armen.
In seinem Herzen brennt ein wildes Feuer
Von Rache, Schmerz, von unverdienter Schande,
Von Sehnsucht nach so manchem, was ihm teuer.
Oft springt er auf, gejagt vom innern Brande,
Er flucht, er sucht sein Schwert, er will hinaus:
Doch Hohngelächter rasseln seine Bande,
Und felsenfest verschlossen bleibt das Haus.
Ermattet sinkt er auf das faule Stroh,
Und bittrer Wehmut weicht des Zornes Braus;
Dumpfschweigend sitzt er da, und starret so
Das schwarze Ungeheuer an, die Nacht.
Ob Stunde, Mond und Jahr vorüberfloh,
Er konnte dessen haben keine Acht;
Ihm wird in seiner dunkeln Haft die Zeit,
Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,
Zur gliederlosen, starren Ewigkeit.
Soll zählen er sie wohl nach seinen Thränen?
Und messen, wie sie noch vom Grabe weit,
Nach dem Unendlichen, nach seinem Sehnen? —
Er wird sein hart Geschick nicht überdauern,
Und hofft er dies, es ist ein eitles Wähnen;
Denn „sterben soll er in den Kerkermauern!“
So klangen seines Richters grause Worte,
Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern.
Sein Flehen schlägt vergebens an die Pforte:
„Gib mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
Nur einen Schritt aus diesem Qualenorte,
Nur noch ein Auge voll von deinem Licht!
Dann laß mich sterben immerhin zur Stelle,
Ich klage meiner Todesstunde nicht!
Mag dann mein Leichnam auf der Kerkerschwelle,
O Herr, an deinem Lichte noch sich sonnen!

So wie der müde Wandrer an der Quelle,
Schlaf ich an deinem süßen Strahlenbronnen,
Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!“ — —
Warum hat Der ein solches Los gefunden? —
Er fleht umsonst, er hat zu viel verbrochen,
Hat sich des Allzukühnen unterwunden:
Hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen
Und ihm erzählt der Menschen bangen Fluch;
Er hat gerüttelt an den blut'gen Jochen.
Darauf verhänget der Gesetze Buch
Den Tod — der Zwingherr hat es selbst geschrieben —
Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!
Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
Dankt er allein des Herrschers milder Gnade;
Sie will zu schonen manchmal auch belieben,
Sie tötet ihn nicht plötzlich und gerade. —
Der Thor! er wollte Menschenliebe wagen,
Und wußte doch, daß sie den Donner lade,
Der in die Nacht sein Haupt nun hingeschlagen. —
Unheimlich wird dem Mörder dann zu Mute,
Bringt ihm ein Mahner aus vergangnen Tagen
Das Kleid des Toten mit der Spur vom Blute
Und hält ihm vor das bleiche Angesicht,
Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte.
Also behagt es dem Tyrannen nicht,
Daß es gewagt der edle, kühne Thor,
Mit ihm zu gehen zürnend in's Gericht,
Die blut'ge Wahrheit ihm zu halten vor,
Das Kleid, das einst die schöne Freiheit trug,
Als sie geführt den vollen Freudenchor,
Eh' des Tyrannen Faust sie frech erschlug. — —
Da weckt mich einer Quelle nahes Rauschen
Zurück vom nächtlichen Gedankenflug.
Ich seh' das schlanke Reh im Dickicht lauschen;
Nun schrickt es auf, und fort ist seine Spur.
Süß mahnt mich, meinen Schmerz um Lust zu tauschen,
Mit Blüten und Gesängen die Natur;
Doch kann ich's meiner Seele nimmer wehren,
Daß sie verfolge Trauerszenen nur,
Und sich statt Blumen sammle bittre Zähren,
Und in den Kerker dort zu jenem wandre,
Dem Dulder, bis der Tod, sein heiß Begehren
Aus einer Nacht ihn senket in die andre.

Asyl.*

Hohe Klippen, ringsgeschlossen;
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom freudigen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In so dunkeln Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise,
Rätselstimmen tiefer Trauer;
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verratend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Trauer.

Blumen, Vögel, duftend, singend,
Seid doch nicht so ausgelassen,
Ungestüm an's Herz mir dringend;
Laßt allein mich ziehn die Straßen!

Vieles ist vorübergangen,
Seit wir uns zuletzt begegnet,
Und es hat von meinen Wangen
Meines Glückes Herbst geregnet.

---

* Dieses und die folgenden fünf Gedichte des Abschnitts erschienen zuerst in der zweiten, die vorhergehenden schon in der ersten Auflage.

Winter kam hereingeschlichen
In mein Herz, die Thränen starben,
Und schneeweiß sind mir verblichen
Alle grünen Hoffnungsfarben.

Blumen, Vögel, rings im Haine,
All' ihr frohen Bundsgenossen,
Mahnt mich nicht, daß ich alleine
Bin vom Frühling ausgeschlossen!

Frühlingsblick.

Durch den Wald, den dunkeln, geht
Holde Frühlingsmorgenstunde,
Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeskunde.

Selig lauscht der grüne Baum,
Und er taucht mit allen Zweigen
In den schönen Frühlingstraum,
In den vollen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
Wird's vom hellen Tau getränket,
Das einsame zittert froh,
Daß der Himmel sein gedenket.

In geheimer Laubesnacht
Wird des Vogels Herz getroffen
Von der großen Liebesmacht,
Und er singt ein süßes Hoffen.

All das frohe Lenzgeschick
Nicht ein Wort des Himmels kündet;
Nur sein stummer, warmer Blick
Hat die Seligkeit entzündet;

Also in den Winterharm,
Der die Seele hielt bezwungen,
Ist ein Blick mir, still und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen.

Frühlingsgedränge.

Frühlingskinder im bunten Gedränge,
Flatternde Blüten, duftende Hauche,
Schmachtende, jubelnde Liebesgesänge,
Stürzen an's Herz mir aus jedem Strauche.
Frühlingskinder mein Herz umschwärmen,
Flüstern hinein mit schmeichelnden Worten,
Rufen hinein mit trunkenem Lärmen,
Rütteln an längst verschlossenen Pforten.

Frühlingskinder, mein Herz umringend,
Was doch sucht ihr darin so dringend?
Hab' ich's verraten euch jüngst im Traume,
Schlummernd unter dem Blütenbaume?
Brachten euch Morgenwinde die Sage,
Daß ich im Herzen eingeschlossen
Euren lieblichen Spielgenossen,
Heimlich und selig — ihr Bildnis trage?

Liebe und Vermählung.

Erste Stimme.

Sieh dort den Berg mit seinem Wiesenhange,
Die Sonne hat verzehrend ihn durchglüht,
Und Strahl auf Strahl noch immer niedersprüht;
Wie sehnt er nach der Wolke sich so bange!

Dort schwebt sie schon in ihrem luft'gen Gange,
Auf deren Kuß die Blumenfreude blüht;
Wie flehend sich um ihre Neigung müht
Der Berg, daß sie sein Felsenarm umfange.

Sie kommt, sie naht, sie wird herniedersinken,
Er aber die Erquickungsreiche tief
Hinab in seinen heißen Busen trinken.

Und auferblühn in wonniger Beseelung
Wird, was an schönen Blüten in ihm schlief,
Ein treues Bild der Liebe, der Vermählung!

Zweite Stimme.

Sieh hier den Bach, anbei die Waldesrose:
Sie mögen dir vom Lieben und Vermählen
Die wandelbaren, täuschungsvollen Lose
Getreuer viel, als Berg und Wolk', erzählen:

Die Rose lauscht in's liebliche Getose,
Umsungen von des Haines süßen Kehlen,
Und ihr zu Füßen weint der Ruhelose,
Der immer naht, ihr immer doch zu fehlen.

Ein schönes Spiel! solang' der Frühling säumt,
Die Rose hold zum Bach hinunter träumt,
Solang' ihr Bild in seinen Wellen zittert.

Wenn Sommersgluten sie vom Strauche jagen,
Wenn sie vom Bache wird davongetragen,
Dann ist sie welk, der Zauber ist verwittert!

Frühlings Tod.*

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang'?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde!

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt, und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen;
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

* Lenau schickte „Frühlings Tod“ am 27. Juli 1832 von Amsterdam aus unmittelbar vor seiner Abreise nach Amerika als letzten Gruß aus Europa an seinen Schwager Schurz.

Herbst.

Herbstgefühl.*

Mürrisch braust der Eichenwald,
Aller Himmel ist umzogen,
Und dem Wandrer, rauh und kalt,
Kommt der Herbstwind nachgeflogen.

Wie der Wind zu Herbsteszeit
Mordend hinsaust in den Wäldern,
Weht mir die Vergangenheit
Von des Glückes Stoppelfeldern.

An den Bäumen, welk und matt,
Schwebt des Laubes letzte Neige,
Niedertaumelt Blatt auf Blatt
Und verhüllt die Waldessteige;

Immer dichter fällt es, will
Mir den Reisepfad verderben,
Daß ich lieber halte still,
Gleich am Orte hier zu sterben.

Herbstklage.

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben.

* In Heidelberg geschrieben und mit Brief vom 15. November 1831 an Kerner nach Weinsberg geschickt.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?“ *

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Scheiden.**

Dahin sind Blüten jetzt und Nachtigallen,
Und durch den kahlen, sangverlassnen Strauch
Weht nun des Herbstes einsam kühler Hauch;
Mein Glück ist mit dem Laube abgefallen!

Das ist der Hain, wo ich mit dir oft weilte,
Das ist der Büsche wonnigliche Haft,
Wo uns am Flehen süßer Leidenschaft
Unfesselbar die Zeit vorübereilte.

Du wanderst fort, du willst die Welt durchmessen;
Hier ist der Pfad, so schlangenkrumm und kalt,
Der dich, Geliebter, locket mit Gewalt,
Und fortführt in die Fremde, in's Vergessen! —

„Das Schiff bewegt mit seinem Reisedrange
Und stört empor die See aus glatter Ruh';
Doch ist es fort, schließt sich die Welle zu,
Gleichgültig wallt sie fort im alten Gange.

„Siehst du von jenem Baum den Raben fliegen?
Von seinem Fortschwung wankt und bebt der Ast
Ein Weilchen noch, und kehrt zur alten Rast;
Und deine Klagen werden bald versiegen!“

---

* In der ersten Auflage: „Hast du sie noch nicht gefunden?“, womit das Gedicht schließt. Die zweite Auflage brachte die jetzige Fassung und die vierte Strophe.

** Im letzten Quartal 1833 geschrieben. Schurz a. a. O., I, S. 240.

Die Wurmlinger Kapelle.*

Luftig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

Einst bei Sonnenuntergang
Schritt ich durch die öden Räume,
Priesterwort und Festgesang
Säuselten um mich wie Träume.

Und Marias schönes Bild
Schien vom Altar sich zu senken,
Schien in Trauer, heilig mild,
Alter Tage zu gedenken.

Rötlich kommt der Morgenschein,
Und es kehrt der Abendschimmer
Treulich bei dem Bilde ein;
Doch die Menschen kommen nimmer.

Leise werd' ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein fromm Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Kapelle,
Und der Gräber stille Schar
Liegt so traulich vor der Schwelle.

Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh'
Sich an die verlassnen Grüfte;
Dort, dem fernen Süden zu,
Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles schlummert, alles schweigt,
Mancher Hügel ist versunken,
Und die Kreuze stehn geneigt
Auf den Gräbern — schlafestrunken.

---

* Bei Tübingen. Das Gedicht, auf einem mit Uhland und andern Freunden nach der Kapelle unternommenen Spaziergang konzipiert, wurde nach einer Bemerkung Lenaus in Heidelberg geschrieben und einem Briefe vom 28. Januar 1832 an Mayer beigelegt, ist also wohl um diese Zeit vollendet worden.

Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriffnes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen. —

Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.

Herbst.

Nun ist es Herbst, die Blätter fallen,
Den Wald durchbraust des Scheidens Weh',
Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt' ich auf der wüsten See.

Der Himmel schien so mild, so helle,
Verloren ging sein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde sangen nicht.

Und mir verging die Jugend traurig,
Des Frühlings Wonne blieb versäumt;
Der Herbst durchweht mich trennungsschaurig,
Mein Herz dem Tod entgegenträumt.*

Herbstentschluß.**

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!

---

* Nach der Rückkehr von Amerika, wo Lenau den Frühling versäumt hatte (er war schon im April abgefahren), geschrieben. Zuerst in der zweiten Auflage der Gedichte erschienen; dort lautet der letzte Vers: „Der schon dem Tod entgegenträumt".

** Lag einem Briefe von Stuttgart an Kerner, 24. August 1833, bei und wurde in die zweite Auflage der Gedichte aufgenommen.

Todeskühl der Winter naht;
Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldne Wellen sind verronnen!

Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — alles flieht und scheidet.

Herz, vernimmst du diesen Klang
Von den felsentstürzten Bächen?
Zeit gewesen wär' es lang',
Daß wir ernsthaft uns besprächen!

Herz, du hast dir selber oft
Wehgethan, und hast es andern,
Weil du hast geliebt, gehofft;
Nun ist's aus, wir müssen wandern!

Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein linder West
Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln und alleine,
Daß auf unsern Grabeshang
Niemand als der Regen weine!

Phantasien.

Die Zweifler.*

Zwei Freunde traten schweigend ein
In einen blütenvollen Hain.
Die Sonne ließ den Strahl im Neigen
Erzittern auf den Erlenzweigen,
Und Leben, Lieben überall
Schien schwellend sich hervorzudrängen.
Aus Büschen ruft die Nachtigall
Hervor in schmerzlich süßen Klängen,
Als ob die Sängerin aus Eden
Den Tod sanft möchte überreden
Mit ihrem Liede zaubervoll,
Daß er den Lenz nicht rauben soll.
Die Freunde schwiegen, nur der Bach
In das Geflöte murmelnd sprach;
Viel Blumen standen bunt herum
Und wiegten ihre Häupter stumm,
In das geschwätzig muntre Rauschen
Des Baches froh hinabzulauschen,
Wie Kinder lauschen, frohgespannt,
Dem Wandrer, der von fernem Land,
Von schönen Wundern viel erzählt
Auf seiner Irrfahrt durch die Welt. —
O Nachtigall! du rufst vergebens
Um Dauer dieses Wonnelebens!
Bald glüht dein letztes Abendrot,
In seinem Durste wird der Tod
Hinweg dein süßes Lied auch trinken,
Du wirst vom stillen Aste sinken!
Ihr lieben Blümlein! trauet nicht

---

* Wurde am 11. Mai 1831 an Braunthal nach Berlin geschickt, der es in dem Berliner Tageblatt „Der Freimütige“ abdrucken ließ.

Dem Märchen, das der Wandrer spricht;
Seht, seht, schon schwillt er brausend an,
Im Walde schon die Stürme nahn:
Der Donner kommt, und voller schwillt
Der Bach, der immer lauter brüllt;
Er faßt euch an, er reißt euch los
Aus eurer Mutter grünem Schoß!
Wie dort die Rosenstaude bebt,
Nun sich zu ihr der Wilde hebt!
Sie schwankt in ihrem Blütenkleid,
Da sie der Strom frohlockend wiegt:
So wiegt der Bursche seine Maid,
Bevor mit ihr zum Tanz er fliegt. —
Der eine von den Freunden sann
Hinunter in den Wogendrang,
Und seine Stimme nun begann
Zu tönen, ernst, wie Grabgesang:
Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
Dahin durch's Lebenslabyrinth so laut!*
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Kein Damm, kein Schutz sich dir entgegenbaut!
Es wächst dein Strom mit jeglicher Minute,
Stets lauter klagt der dumpfe Wellenschlag;
Doch wie die Flut auch unaufhaltsam flute,
Ist mancher doch, der sie nicht hören mag.
Wenn auch die Wellen ihre Ufer fressen
Und du zum Meer hinwucherst, unermessen;
Doch stehn an deinem Ufer frohe Thoren,
In ihren Traum „Unsterblichkeit" verloren.
Am Ufer? — nein! es ist von deinem Bronnen
Tiefinnerst jede Kreatur durchronnen;
Es braust in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
Aufblickend zu der Sterne hellem Scheine,
Aufsehnend mich mit zitterndem Verlangen,
Daß rettend meinen Geist sie einst empfangen:
Ich habe mich getäuscht! ich seh' erbleichen
Die Sterne selbst und zitternd rückwärts weichen;
Sie hören, wie die Woge braust, sie ahnen,

---

* In der ersten Auflage lauten diese Zeilen:
Durch's weite Labyrinth des Lebens fort!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Dir baut kein Damm entgegen sich, kein Hort.

Daß sie nicht sicher sind auf ihren Bahnen;
Sie schauen, wie es wächst, das grause Meer,
Und fürchten wohl: — mir sagt's ihr zitternd Blinken —
Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
Ein müdes Schwalbenvolk, heruntersinken.
Dann brütet auf dem Ozean die Nacht,
Dann ist des Todes großes Werk vollbracht;
Dann stockt und starrt zu Eis die grause Flut,
Worin der Wunsch des finstern Gottes ruht;
Er wandelt auf der Fläche und ermißt,
Wie alles nun so still, so dunkel ist;
Er lächelt dann voll selbstzufriedner Freude
In seine Welt, in seine Nacht hinein,
Und es erglänzt des Eises stille Heide
Nur noch von seines Lächelns Widerschein! —
Der andre sprach: mir gilt es gleich,
Ob Leben, — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit seinem Zorne niederschlägt.
Denn glauben kann ich nimmermehr,
Es habe sich das ganze Heer
Von Qualen, die gebar Natur,
Gelagert auf die Erde nur;
Daß sie von dieser Welt nicht wandern
Mit uns hinüber in die andern,
Die doch in unsrer Brust, voll Wunden,
So traute Herberg' stets gefunden. —
Solang' dies Herz auf Erden schlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verschwinden —
Ein Los der Sehnsucht wert zu finden.
Und schlaf' ich einst im Grab so tief,
Und tiefer, denn als Kind ich schlief,
So mag der Tod sich immerhin
Davor als Wächter stellen hin:
Er steht am stillen Grabverlies,
Ein Engel vor dem Paradies. —
Doch ist es anders mir beschlossen,
Soll drüben neu mein Leben sprossen:
Werd' ich gelassen, ohne Zagen,
Auch meine Ewigkeit ertragen.

Glauben. Wissen. Handeln.

Ein allegorischer Traum.*

Schon ist der Berge Purpurglut verglommen,
Und zitternd flieht des Tages letzter Strahl
Der Nacht schon aus dem Wege. Sei willkommen,
O Dunkelheit, im ernsten Eichenthal!
Hier zünd' ich nachts mein Herz zum hellen Feuer
Des Schmerzes an und starre stumm hinein;
Und schwillt die Flamme, wird sie ungeheuer,
Ich steh' dabei und starre stumm hinein.
Gelockt vom Scheine, schwirren dann in Scharen,
Wie Mücken auf der Lüfte lauer Flut,
Erinnerungen her aus fernen Jahren
Und werfen dürre Reiser in die Glut.
Sie singen mir, um's Feuer dicht gekauert,
Viel längst verklungne Melodien vor,
Wie einst gejubelt ich, und wie getrauert,
Und wie der Seele Frieden ich verlor.
Sie singen mir von meinen Jugendträumen,
Wie mir das Leben einst so hold, so traut,
Umsäuselt von Hesperiens Blütenbäumen,
Entgegentrat als eine schöne Braut.
Ein Schleier hielt das Liebchen mir umschlungen,
Der geizig zwar mit meinen Blicken rang;
Doch mancher Reiz, der leichten Haft entsprungen,
Flog mir an's Herz, das ihm entgegendrang.
Die schöne Braut gab mir die Hand zur Reise,
Und selig schritten wir und rasch dahin;
Wir sahn am Himmel goldne Wolken ziehn,
Voreilend trat die Freude uns die Gleise.
Wir wallten durch des Glaubens Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo die beschwingte Sehnsucht Philomele
Laut ruft und innig in die Mondennacht,

* „1830 wollte Lenaus Freund Graf Auersperg dieses Gedicht in Spindlers ‚Damenzeitung' zum Abdruck bringen lassen. Die damalige österreichische Druckvehme hätte dessen Erscheinen, selbst auch auswärts, doch nie gestattet; wenn also solches gleichwohl ohne harte Strafe bewerkstelligt werden sollte, so konnte es nur unter erborgter Larve geschehen. Niembsch nahm von seinem Beinamen ‚Strehlenau' die letzten zwei Worte vorsichtig vor's Gesicht und sprang vor die schöne Welt. Dies ist also die Geburtstagsgeschichte unsers Lenau." Schurz a. a. O., I, S. 98.

Daß ihre Schwester, die verwandte Seele,
Von ihrem Ruf in unsrer Brust erwacht,
Erwacht und Gottes süßen Namen singt
Und aus der Brust zu ihm hinüberdringt. —
Wo der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes, dahinbraust,
Mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand,
Die Harfe schlagend, im feurigen Fluge dahinbraust
Durch Thal und Gebirg', durch Meer und Wüstensand.
Wie zwingt er die Donnerakkorde hervor aus den Saiten!
Wie sucht sein strahlender Blick nach Gott durch die Weiten!
Ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen
Vom schaukelnden Schoße des Schlummers zu Gott empor,
Und taumeln entzückt in die Arme sich und singen:
„Allmächtiger Gott!“ im tausendstimmigen Chor;
Ihn hören die Berg', und seine gewaltigen Lieder,
Sie tönen von ihrem erschütternden Busen wider;
Tief seufzen die Wälder und neigen ihr Angesicht,
Die Ufer fassen den Jubel der Ströme nicht;
Sehnsuchtergriffen, stürzen vom Fels sich herab
Die Tannen und suchen im Wonnetumult ihr Grab.
Des Sturmes Gesang durchtönt die glühende Wüste,
Der grimmige Leu, vom heiligen Klang umweht,
Läßt fahren die Beut', es schweigt sein blutig Gelüste,
Er flieht zur Höhl' und zittert sein Gebet.
Dem Menschen entstürzt der Thränen seliger Schwall,
Und lauter ruft im Busen die Nachtigall. —
Doch zogen fort wir aus dem Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo eine Blum', aus allen Blumen ragend,
Prangt, hold umstrahlt vom ew'gen Morgenlicht,
Die schönste Liebesblüte Gottes tragend,
Des toten Heilands lächelnd Angesicht.
Und in der Forschung Wälder trat, ein Thor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all' des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.
Im Labyrinthe floß in kargen Tropfen
Durch's Laubgewölb' das Licht, Staubregen kaum;
Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
Zu suchen der Erkenntnis hohen Baum.
Scheu floh der Pfad die ungeweihten Tritte,
Entschlüpfend in des Dickichts wirre Nacht;
Doch hascht' ich ihn, bis in des Waldes Mitte

Vor mir aufragt' in wunderbarer Pracht
Der Baum, nach dem mein lautes Herz sich sehnte,
Deß Gliederbau sich rings in stolzem Drang
Unübersehbar in die Lüfte dehnte; —
Ich stand entzückt und lauscht' erwartungsbang:
Da hört' ich leise rätselhaftes Flüstern
Im dunkeln Laub, rasch flog von Ast zu Ast
Mein Blick empor und fragte jeden lüstern:
Trägst du vielleicht der Früchte süße Last?
Nun sah ich sie an hohen Zweigen blinken,
Und meine Seele seufzte heiß empor,
Der goldnen Frucht erquickend Süß zu trinken;
Da sprach es aus der Blätternacht hervor:
„Wohl siehst du hier die goldnen Früchte ragen;
Doch zarte, schwanke Zweige halten sie,
Die deines Leibes Schwere nicht ertragen,
Drum klimme nicht, du pflückst die Früchte nie!"
Und trauernd wandt' ich meinen Schritt von dannen:
Rückfiel mein Blick auf meine liebe Braut,
Und meines Schmerzes erste Thränen rannen,
Als ich in's bleiche Antlitz ihr geschaut.
Am Fußgesträuch des Baumes blieb er hangen,
Der Schleier, der so lieblich sie umfangen,
Und ihr entsanken alle Reize, tot,
Wie, frostverhaucht, der Ros' ihr welkes Rot.
„Zurück, zurück, mein Liebchen, laß uns fliehen",
— So rief ich, — „wo die Wunderblume blüht!
Wir wollen fromm vor ihr im Staube knieen,
Vielleicht, daß dort dein Auge wieder glüht,
Daß, auferweckt von ihrem Wunderhauche,
Die Schönheit frisch auf deiner Wange keimt,
Die du verlorst am unheilvollen Strauche!"
Doch all der Trost war leider nur geträumt;
Denn wie wir auch im Labyrinthe suchten,
Wir fanden nimmermehr den Weg zurück. —
Als wir entronnen endlich jenen Schluchten,
Hob sich ein stolzer Bau vor unserm Blick,
Eintraten wir in eine weite Halle:
Da trieb in lautem Wirbel ohne Rast
Ein Menschenschwarm herum, Wettkämpfer alle,
Bewaffnet bunt, umflirrt von eitlem Glast.
Dort saß erhöht in einer Nische, schweigend,
Ein Weib, ehrwürdiger Gestalt, und schien,
Ihr Haupt hinab zur lauten Bühne neigend,
Zu lauschen dem entbrannten Kampfesmühn.

Schnell lief durch's wirre Volk ein Jubelklang,
Und, sieh'! ein Mann der Schlachten trat hervor,
Von Leichendunst hoch aufgebläht, und schwang
Zur Nische seinen Eichenkranz empor:
„Für dich, o Mutter, hab' ich ihn gebrochen,
Und blutig bist, Germania, du gerochen!“
Doch hörte man die Frau kein Wörtchen sagen,
Als nähm' sie's hin mit ruhigem Behagen.
Dann trat begeistert auf und feierlich
Ein Sängerchor und sang zum Harfenspiele:
„Wie lieben wir, erhabne Mutter, dich!“
Doch diese schwieg, ob solches ihr gefiele.
Zur Nische streckten viele noch die Arme,
Frohlockend: „Heil der großen Mutter, Heil!“
Und Zepter taucht', und Inful aus dem Schwarme,
Und klirrend tauchten Ketten auf und Beil.
Noch immer saß das Weib in stummer Spähe,
Da trat ich forschend zu in ihre Nähe;
Tot war sie, tot! — In ihrer Züge Schatten
Stand noch des Grames stille Siedelei,
Fort war die Seele zu den dunkeln Matten
Der Vorzeit, wo der Seelen heil'ge Drei
Nun irrt: die hohe Roma, stumm und düster,
Die schöne Hellas, bang mit Klaggeflüster,
Und, ihren Schwestern traulich sich vereinend,
Germania, die gute, leise weinend. — —
Das Schicksal ging nun finster mir vorüber,
Mit Majestät und Schrecken angethan,
Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
Durch Heideland, verlassner stets und trüber.
Und dir, mein Leben, warf zur stillen Feier
Den Gram das Schicksal um dein Angesicht,
Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,
Der fester sich um deine Züge flicht.
Erst wenn wir uns zu seligem Vergessen
Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
Löst er von deinem Angesicht sich ab,
Und hängt sich an die säuselnden Cypressen.

Heidebilder.*

Himmelstrauer.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang', so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermutmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
— So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel über's Heideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Robert und der Invalide.

Robert.

Siehst unser Hüttlein du im Abend schimmern? —
Es lacht hinaus in's öde Heideland,
Als wohnt' in ihm das Glück, das uns entschwand,
Und nicht ein finstres Paar von Menschentrümmern.
Aus einer andern Zeit, der guten alten,
Als noch das Glück geruht in Hüttleins Schoß

* „Lenaus Hauptunterhaltung in Ungarisch-Altenburg waren wilde Ritte über die unabsehbaren Heiden. Diese Heiden und die noch viel riesigern, tagelangen zwischen Pest und Tokai, die er ein paarmal durchreiste, mischten ihm vorzüglich die Farben zu seinen ‚Heidebildern'." Schurz a. a. O., I, S. 65. — Die vier ersten Heidebilder: „Himmelstrauer", „Robert und der Invalide", „An die Wolke" und „Die Heideschenke", finden sich bereits in der ersten Auflage.

Und reicher Segen das Gefild' umfloß,
Hat es die heitre Miene sich erhalten.
Hier sah man einst in schönen Sommertagen
Die frommen Lämmer auf der Weide springen,
Hier hörte man die Hirtenflöte klingen,
Und im Getreide hell die Wachtel schlagen.
Hier zog der Pfad durch frische Wiesengründe,
Daß abends er dem fröhlichen Gesellen
Den schnellsten Weg zu seinem Liebchen künde.
Nun wiegt kein Saatfeld seine goldnen Wellen,
Und alles schläft in tiefer Heideruh';
Der Pfad hat nichts der Liebe mehr zu künden,
Schloß trauernd seine grünen Lippen zu;
Und ringsumher Vergessen und Verschwinden.
Das Hüttlein nur mit seinem Lindenbaume
Ist nicht erwacht aus seinem holden Traume.
— Ihm gleicht die Erde jenseit unsrer Heide;
Ob längst das Glück aus ihren Armen floh,
Die Erde thut, wie einst, noch immer froh,
Und schmückt sich gerne mit dem Blütenkleide;
Getreu der alten, schon gedankenlosen
Gewohnheit, trägt sie jährlich ihre Rosen. —
Hab' meine Lust, im Hüttlein dort zu hausen,
Es ist so leicht gezimmert, leicht bedacht;
Da hören recht wir's, wenn die Winde brausen,
Wenn unser Schätzel kommt, die Wetternacht.
Bin gerne dort in heitern Abendstunden,
Wenn schon der letzte Sonnenstrahl geschwunden;
Wenn hell zu Sternen Sterne sich gesellen,
Und unsre Hunde auf zum Monde bellen,
Weil sich der stille, blasse schleicht heran,
Als wollt' er diebisch unsrer Hütte nahn
Und uns mit seinen leisen Silberhänden
Den leichten Schlaf durch's Fensterlein entwenden. —
Freund! höre doch! wo wandert deine Seele,
Derweil ich hier von Hütt' und Mond erzähle?

Der Invalide.

Es bellen — sagtest du — zum Mondenschein
Die Hunde; — ja — den Hunden hätt' ich sollen,
Als einst der laute Ruf zur Schlacht erschollen,
Zum Futter werfen lieber vor mein Bein,
Als daß ich's im berauschten Sturmesflug
Zum blutgetränkten Opferherde trug.
Zum Opferherde trug ich's? — Herd der Küche

War jenes Leipzigfeld voll Flamm' und Rauch!
Zerrissne Glieder, Leichen, Donnerflüche,
Gebrochne Waisen, Mutterherzen auch,
Das Schlachtgeflügel auch — vom bösen Wetter
Napoleon gejagt aus Frankreichs Auen: —
Das alles ward vom Chor der Freiheitsretter
In ein Gericht zusammen dort gehauen,
Woran das Glück nun der Aristokraten
Sich schwelgend mästet, da zu ihrer Schmach
Im Lande ziehn verstümmelte Soldaten
Und betteln müssen um ein mildes Dach.
Man hat ein Glied vom Leibe mir gerissen,
Den schlechten Rest dem Hunger vorgeschmissen.
Das sind die Menschen ohne Dank nicht wert,
Daß ich für sie gezogen einst mein Schwert,
Daß ich, ein Bettelkrüppel, auf der Heide
Umhinke, deinen Bissen trag' im Magen,
Und decke meinen Leib mit deinem Kleide,
Bis diese dumpfe Trommel ausgeschlagen
Den Trauermarsch: das Herz da — stille steht,
Und den vergessnen Staub der Wind verweht! —

Robert.

Dich trösten wollen mag ein bittrer Spötter!
Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir in's Mark gesenkt;
Hier steht das Unglück höher als die Götter!
Der Himmel mag vor deinen Gram sich lagern,
All' seine Götterkräfte laß erglühn,
Daß er die Seele dir von ihren Nagern
Rein schaffe und sie wieder mache blühn:
Wird er den Seelenwurm hinausbeschwören,
Will er nicht Seel' und Wurm zugleich zerstören?! —
Daß einen treuen Freund an mir du hast,
Bis sie mir einst im Dorfe drüben läuten,
Wenn sie mich tragen zur ersehnten Rast,
Das ist wohl wahr, doch hier kann's nichts bedeuten. —
Die Sonn' ist unter; — wie die Nebel flattern,
Vom Herbstwind aufgejagt aus dunklem Moor! —
So war der Abend, als mir Laura schwor!
Hörst du die Wildgans in den Lüften schnattern?
Das kündet Frost, mein Freund, und trübe Zeit! —
Schon wieder gaukelt da die böse Sippe
Von Nachtgestalten der Vergangenheit.
Nun mag ich fliehn durch Gräser und Gestrüppe,

Sie folgt mir stets, sie spottet stets mir nach:
„Du Thor, mit deinem fabelhaften Sehnen!
Hast du's noch nicht ersäuft mit deinen Thränen?"
Und alle meine Wunden werden wach.
Wie Buben einen Narren durch die Straßen
Nicht ungeneckt hingehn und träumen lassen,
So folgt es höhnend mir durch diese Heide,
Und läßt nicht rasten mich von meinem Leide.

An die Wolken.

Zieh' nicht so schnell vorüber
An dieser stillen Heide,
Zieh' nicht so scheu vorüber
An meinem tiefen Leide,
Du Wolke in der Höh',
Steh still bei meinem Weh!

O nimm auf deine Schwingen
Und trag' zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen,
Und bluten aus der Wunde,*
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue schlug.

Und kommst auf deinen Wegen
Du an vor ihrem Hause,
So stürze dich als Regen
Herunter mit Gebrause,
Daß sie bei dunkler Nacht
Aus ihrem Traum erwacht.

---

* Diese vier Zeilen lauteten in der ersten und den folgenden Auflagen:

„Und nimm auf deine Reise
Mit fort zu ihr die Kunde:
Mein Herz, die arme Waise,
Verblutet an der Wunde."

Erst in der letzten der von ihm selbst besorgten Ausgaben (April 1844) gab Lenau der Strophe die obige Fassung. Er schreibt darüber an Sophie: „In einem meiner ‚Heidebilder' war durch sechs Auflagen eine Stelle stehen geblieben, welche mich bei jedesmaligem Lesen anwiderte, ohne daß ich Lust oder Geschick hatte, abzuhelfen. Dieses Mal aber fiel mir der Verstoß gegen den männlichen Geschmack so übel auf, daß ich beim Korrigieren laut ausrief: ‚Hinaus, oder ich streiche das ganze Lied!' ... Mein Herz eine Waise zu nennen und obendrein eine verblutende, war von mir weichlich und läppisch, und ich schäme mich sechstausendmal beim Wiederlesen dieser verunglückten Zeilen, denn ebenso oft sind sie gedruckt in der Leute Händen." Das Gedicht bezieht sich auf die verunglückte Jugendliebe Lenaus und gehört eigentlich auch zu dem Abschnitt „Bertha".

Schlag' an die Fensterscheibe,
Und schlag' an ihre Thüre,
Und sei dem falschem Weibe
Ein Mahner an die Schwüre,
Die sie mir weinend sprach,
Und die sie lächelnd brach.

Und will sie das nicht hören,
So magst von deinem Sitze
Du, Donner, dich empören,
Dann rüttelt, all' ihr Blitze,
Wenn ihr vorüberzieht,
An ihrem Augenlid!

Die Heideschenke.

Ich zog durch's weite Ungarland;
Mein Herz fand seine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Heide.

Die Heide war so still, so leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr an's knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf',
Von Hirten angetrieben
Zu rastlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen
Der Hufe donnerndes Gepoch',
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten;

Der Sturm, ein wackrer Rosseknecht,
Sein muntres Liedel singend,
Daß sich die Herde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Heide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
Mir winkt von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang über's ganze Heideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte wie berauscht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauscht,
Hört' ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz im raschen Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
Die Bursche — waren Räuber.

Die Hände klatschten, und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eisen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermütig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
So selig, meine Brüder!"
Am Jubeln seines Munds vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
Das braune Antlitz senkend,
Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
Hindurch die finstern Brauen,
Wie nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büsche ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genossen,
Seh ich das leere Weingeschirr
Ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mädel sitzt an seiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kinds Geschick
Mit heimlichem Beklagen.

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude süßes Rasen steigt
Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Die Heide war so still, so leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Völle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;
Mit wachsamer Geberde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leise nicht der Grund verriet
Ansprengende Husaren.

Er hörte nichts, da blieb er stehn,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu sehn,
Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
Ihr Sterne dort unzählig!
In eurer stillen Sicherheit,
Wie wandert ihr so selig!"

Er lauschte wieder — und er sprang
Und rief hinein zum Hause,
Und seiner Stimme Macht verschlang
Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,
So saßen sie zu Pferde,
Und auf und davon im schnellsten Flug,*
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,
Und spielten alte Lieder mir
Rakoczys, des Rebellen.

---

* Dieser Wechsel des Versmaßes findet sich schon in der ersten Auflage und ist durch alle folgenden beibehalten worden.

Ahasver, der ewige Jude.*

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Heide;
Hier lebt die Erde still und arm und trübe;
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
Wie eine Witwe, eine einsam arme,
Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
Die thränenvollen, spät daran erquicke,
Wird sie zu bang' erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen alles öd' und einsam;
Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu sehn
Bis an die Grenze, wo die Wolken gehn,
Wo Heid' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam.
Strohhütten stehn umher zerstreut im Haine;
Hier hat ein traulich stilles Los gefunden
Von Hirten eine friedliche Gemeine;
Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
Die Linde säuselt, blütenreich und hoch,
Die Sonne geht im Westen still verloren,
Und auf den Blüten, die sie jüngst geboren,
Verweilen ihre warmen Blicke noch;
Auch strahlen sie zum letztenmal auf einen,
Um dessen Leiche dort die Hirten weinen.
Sie stellten seine Bahre an die Linde,
Als sollt' ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
Der schon als Jüngling hat hinsterben müssen.
Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde;
Mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
Und aller Blicke haften schmerzumflossen
Auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
Sein Bild sich recht in's treue Herz zu schauen.
Der Vater hält des Toten Flöt' und Stab,
Benetzend sie mit mancher heißen Zähre;
Dem Jüngling sollen folgen in sein Grab
Die schlichten Zeichen seiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,
Die dieser Flöte einst so froh entquollen,
Und die auf immer nun ihm schweigen sollen;
Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —

* Die vier vorhergehenden Heidebilder finden sich schon in der ersten Auflage der Gedichte; dieses wurde in Amerika geschrieben, also 1832 oder 1833 (Brief vom 5. März 1833 an Emilie Reinbeck), und erscheint daher zuerst in der zweiten Auflage.

Wer aber kommt die Heide hergezogen,
Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt in's Leben ernst und schroff herein
Wie altes, längst verwittertes Gestein;
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie düsterm Fels entstürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern.
Das Auge scheint mit seiner Glut zu sagen:
„Müßt' ich nicht leuchten dem unstäten Fuß,
Ich hätte längst mit eklem Überdruß
Vor dieser Welt die Thüre zugeschlagen!“
Der Wandrer ist der Jude Ahasver,
Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
Zur Bahre tritt er feierlich und leise,
Und spricht im bang erschrocknen Hirtenkreise:
„So! betet still, daß ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt eurer Thränen undankbare Flut!
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut!
Wenn er auch Thoren euresgleichen schreckt.
O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
Könnt' ich mich rastend in die Grube schmiegen!
Könnt' ich, wie der, in deinen Armen liegen,
Den schon so früh dein milder Segen traf!
Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
Wie tief behaglich ist die Todesmuße!
Das Auge festverschlossen, ohne Thränen;
Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen;
Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
Verschwunden von der Stirn die bange Frage.
Wohl ihm! er starb in seinen Jugendtagen;
Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
Das Leben ihm umsonst Verrat gesponnen.
Sein Herz ist still; das meine! ohne Rast,
Pocht Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
Auf daß es einmal endlich fertig werde,
Und seinen Sabbat find' in kühler Erde.*
Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften,

* Hier folgen in der zweiten Auflage die Verse:
„Der sah nur erst der Leiden Blütensaum,
Der Tod ergriff den holden Frühlingstraum.“

Dann eine Weile noch, mit Augen offen,
Irrt er, Schlafwandler, in den Morgenlüften
Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen,
Bis plötzlich ihm an's Herz das Leben greift,
Den schönen Traum von trunkner Stirne streift,
Und ihn mit kalter Hand ins Wachen schüttelt,
Wie meine Hand hier Blüten niederrüttelt.
Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
Er ist, unaufgeschreckt vom Traum, erblaßt
Ich seh's an seinen ruhig schönen Zügen,
Die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen,
Und immer noch das Märchen still erzählen,
Die Erde noch zum Paradiese lügen!"
Er rüttelt wieder Blüten von den Zweigen,
Die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
Von Blütentreiben und zerstören, immer?
Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
Du gleichest mit dem wüsten Zeitvertreib
Im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,
Die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergangnes wie Zukünftiges zu schildern,
Und, blöd' begafft, belauscht, neugierigen Leuten,
Was sie gedacht, was sie geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und frisch
Gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
Den Glauben äffend mit prophet'schen Spuren;
Doch immer sind's die nämlichen Figuren!
Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
Die machtlos über mich dahingefahren. —
Laß dich umarmen, Tod, in dieser Leiche!
Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!
Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle." —
Derweil die Hirten jetzt den Sarg verschließen,
Starrt Ahasver auf's Kruzifix der Decke,
Als ob er plötzlich, tiefgemahnt, erschrecke,
Aus seinem finstern Auge Thränen fließen:
„Hier ist sein Bildnis an den Sarg geheftet,
Der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,
Der einst vor meiner Thür zusammenbrach,
Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
Der mich um kurze Rast so bang' beschwor;
Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Thor!

Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen,
Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
Ich stand, ein Bettler, weinend vor der Thüre
Der Elemente, flehte um den Tod;
Doch, ob ich auch den Hals mit Stricken schnüre,
Mein fester Leib erträgt des Odems Not.
Das Feuer und die Flut, die todesreichen,
Versagten das ersehnte Todesglück;
Ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
Mit Ekel spie die Welle mich zurück.
War ich geklettert auf die Felsenmauer,
Wo nichts gedeiht, als süßer Todesschauer,
Und rief ich weinend, wütend abgrundwärts:
„„O Mutter Erde, dein verlorner Sohn!
Reiß' mich zerschmetternd an dein steinern Herz!““
Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
Sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte,
Und lebend, rasend, irrt' ich durch die Klüfte.
„„Tod!““ rief ich, „„Tod!““ mich in die Erde krallend,
„„Tod!““ höhnte Klipp' an Klippe widerhallend.
Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest;
Ich habe sie umsonst an's Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
Den Wandrer lauernd in die Ferse sticht,
Mich nahm er nicht!“
Da wandte sich der Jude von den Hirten,
Und weiter zog der Wandrer ohne Ruh'
Dem letzten Strahl der Abendsonne zu;
Ob seinem Haupt die Heidevögel schwirrten.
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
Zog weithingreifend sich sein Schattenstrich
Bis zu den Hirten; die bekreuzten sich,
Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

Polenlieder.

Abschied von Galizien.

(Nach dem Polnischen des N. Woloz von Antoniewicz.)

Lebt wohl, lebt wohl, ihr trauten Lindenbäume,
Die ihr an's stille Vaterhaus euch schmiegt!
Ihr seid die Zeugen meiner Jugendträume,
In die mich euer Flüstern oft gewiegt.

Nahm auch dem Knaben einst auf Augenblicke
Ein eingebildet Unglück seine Ruh',
Und kam er trostlos dann zu euch zurücke,
So rauschtet ihr ihm Trost und Freude zu.

Von meinen frohen Spielen seid ihr Zeugen,
Von meinem raschen, leichten Jugendsinn;
Nun säuselt Wehmut mir aus euren Zweigen,
Die Tage meiner Jugend sind dahin!

Sie sind dahin! — Ein Knabe noch vor Jahren,
Nehm' Abschied heute ich als Mann von euch;
Ich ziehe fort zu Thaten und Gefahren,
Es gilt der Tyrannei den Todesstreich.

So lebet wohl! — Du Werkzeug meiner Spiele,
Das einst ich trug, du kleines Schwert von Holz!
Sei nun ein Blitz in der Gewitterschwüle,
Du Ritterschwert, sei des Sarmaten Stolz!

Lebt wohl, Geschwister! mög' euch Gott bewahren!
Ich bin ein Pole bis zum letzten Hauch!
Hurrah! ihr vaterländ'schen Heldenscharen!
Leb' wohl, du mein geliebtes Mädchen auch! —

Schmach, Jüngling, dir! hält dich der Glanz von Thränen
Zurück vom ewig hellen Waffenglanz!
Dir, Jungfrau, Schmach! die du, bei Polens Sehnen
Nach Freiheit, nun empfängst den Myrtenkranz!*

Schmach, Mutter, dir! den du zur Schmach geboren,
Umklammre deinen Sohn! entlaß ihn nicht!
Der Freiheit Ruf schlug nicht an seine Ohren,
Er fühlt für Polen keine Kindespflicht!

Dem Vater Schmach! — — doch dort mit Silberhaaren,
Wer ist der schwache Greis in Kriegertracht?
Du Alter, läßt du Weib und Kinder fahren?
Kehrst du vom Grabe um und wankst zur Schlacht?

„Ich habe Weib und Kinder Gott befohlen!
Mein Haupt ist weiß, es zittert meine Hand;
Doch kämpf' ich mit den heil'gen Kampf der Polen:
Wohl mir! ich folge meinem Vaterland!

„Und möge nicht mein Vaterland verschmähen
Des schwachen Greises ärmlichen Tribut:
Dies treue Herz, das bald wird stille stehen,
Und, der es noch erwärmt, den Tropfen Blut."

So opfre ihn! komm, komm zu jenem Hügel,
Den unsre Scharen decken, eilen wir!
Der weiße Adler lüftet seine Flügel,
Bald wird sein Auge flammen für und für!

Lebt wohl, Geschwister! mög' euch Gott bewahren!
Mir nach! wer Pole bis zum letzten Hauch!
Hurrah! ihr vaterländ'schen Heldenscharen!
Leb' wohl, du mein geliebtes Mädchen auch!

O weine nicht, bin ich dir nun entschwunden,
Und teile mit der Freiheit du mein Herz;
Sie sei Gespielin dir in bangen Stunden,
Und sterb' ich, mag sie trösten deinen Schmerz!

---

* Hier folgt in der ersten Auflage noch die Strophe:

„Das Herz des Polenmädchens darf nur schlagen
Dem Edlen, dem vor Schlachten nimmer graut,
Der gerne will die Todeswunde tragen,
Wenn nur sein Schwert das Sklavenjoch zerhaut."

Mein Liebchen, ich empfehle dich dem Himmel!
Hurrah! Sieg oder Tod im heil'gen Streit!
Kanonendonner pocht im Schlachtgetümmel
Wild an die Pforten schon der Ewigkeit! —

In der Schenke.*

Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution.

Unsre Gläser klingen hell,
Freudig singen unsre Lieder;
Draußen schlägt der Nachtgesell
Sturm sein brausendes Gefieder,
Draußen hat die rauhe Zeit
Unsrer Schenke Thür verschneit.

Haut die Gläser an den Tisch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter frisch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verscharrt in Eis und Frost
Liegt der Freiheit letzter Trost.

Um die Heldenleichen dort
Rauft der Schnee sich mit den Raben,
Will vom Tageslichte fort
Tief die Schmach der Welt begraben;
Wohl die Leichen hüllt der Schnee,
Nicht das ungeheure Weh.

Wenn die Lerche wieder singt
Im verwaisten Trauerthale,
Wenn der Rose Knospe springt,
Aufgeküßt vom Sonnenstrahle;
Reißt der Lenz das Leichentuch
Auch vom eingescharrten Fluch.

---

* Brief von Heidelberg, 1. Dezember 1831 an Mayer: „Hier erhältst du ein Gedicht, welches ich am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution gemacht. Ich saß mit den hiesigen Burschen (eine abgeschlossene Gesellschaft, mitunter sehr tüchtige Leute) in der Kneipe zum Fäßchen; da überfiel mich plötzlich die schmerzliche Erinnerung, ich ging nach Hause und schrieb: ‚An die Heidelberger Burschen, 29. November'." (Dieser Titel wurde schon in der ersten Auflage in den bisherigen umgeändert.)

Rasch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen;
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.*

Der Maskenball.**

Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen,
Der Drommeten hell Gedröhne
Und der Geigen tolle Lieder
Stürzen vom Gerüste nieder,
Als ein Wildbach froher Töne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäste bunte Menge,
Wird vom seligen Gedränge
Rascher Tänze schnell verschlungen.
Blumen und Orangenbäume
Blühen, duften rings im Saale,
Mahnen, holde Frühlingsträume,
Mich an ferne Blütenthale,
Wecken mit dem stillen Gruß
Mir ein banges Hinverlangen,
Hauchen ihren leisen Kuß
Schönen Mädchen an die Wangen.
Doch den Frohen, Ruhelosen
Weht nicht Sehnsucht in dem Hauche,
Sind ja selber junge Rosen,
Die entflogen ihrem Strauche,
Flatternd in geliebten Tänzen,
Dem Gewinde bald entbunden,
Bald zu anmutvollen Kränzen
Von der Freude frisch gewunden;

---

* Hier folgt in der ersten Auflage noch die Strophe:

„Aber kommt die Rache nicht,
Mag der Vogel mit dem Halme,
Was da lebt im weiten Licht,
Sterben in des Fluches Qualme,
Und die Sonn' ersticke drin,
Daß die Erde scheide hin."

** Entstand während Lenaus erstem Aufenthalt in Schwaben (1831 und 1832) vor der Amerikareise und wurde, wie die beiden vorhergehenden, in die erste Auflage aufgenommen.

Können sinnend nicht verweilen,
Müssen im Vergnügen eilen,
Denn des Welkens Klage naht.
Nie zu sühnender Verrat
An der Blüte Augenblicken
Wäre jede trübe Säumnis. —

Seht, da schwebt mit trautem Nicken,
Ein süß neckendes Geheimnis,
Eine holde Maske her.
Ach, wer bist du? sage, wer? —
Lind und weich von heller Seide
Ist dein schlanker Leib umfangen,
Und vom amarantnen Kleide
Leicht und lustig überhangen,
Und du strahlst im Glanz des Goldes,
Polenmädchen! wunderholdes!
Schalkhaft kühn dein Käppchen sitzt,
Trotzend auf so schöne Stelle;
Wie der Demantstern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umschmiegen,
Die dir froh am Halse liegen!
Deine Reize still zu ehren,
Haben sie sich dort vereinet;
Hat ein Gott dir Freudenzähren
An den schönen Hals geweinet? —
Doch betracht' ich dich genauer,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht,
Rührst du mir das Herz zur Trauer,
Und die heitre Deutung flieht.
Mädchen, willst du in Symbolen:
Weißem Nacken, Perlenschnüren,
Uns das Trauerlos der Polen
Mahnend vor die Seele führen?
Zeigen uns im schönen Bilde
Thränenvolle Schneegefilde?
Ja, du kamst in dieses Haus,
Leise strafend uns zu tragen
In den schmerzvergessnen Braus
Polens Glück aus alten Tagen,
Daß wir seinen Fall bedenken
Und in Wehmut uns versenken. —
Abgewendet nun mit Schweigen
Schwindest du im dichten Reigen,

Wie Polonias Herrlichkeit
Schwand im wilden Tanz der Zeit! —

Masken kommen, immer neue,
Hier ein Ritter mit der Dame,
Spricht von seinem Liebesgrame,
Und gelobt ihr seine Treue.

Dort im härenen Gewande,
Mit Sandal' uud Muschelhut,
Wie entrückt in ferne Lande,
Über Berg und Meeresflut —
Steht ein Pilger: seine Träume
Säuseln ihm wie Palmenbäume,
Zaubern ihn zum heil'gen Grabe,
Seines Glaubens liebster Habe. —
Seid willkommen mir, Matrosen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
Frisch hinaus in's Meerestosen,
Durch die flutbeschäumten Riffe!
Ha! schon seh' ich Möwen ziehn,
Wetterwolken seh' ich jagen,
Und die Stürme hör' ich schlagen;
Süße Heimat, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,
Wo in heil'gen Waldverliesen
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandern will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer;
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubtiers wildem Schreien
Und im Niagararauschen.

Der Polenflüchtling.*

Im quellenarmen Wüstensand
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn heruntersprüht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Der sänke gern zu kühler Ruh'
In seinen eignen Schatten,
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier seine eigne Thränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefers Kränken.
Er schreitet fort, von Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosciuszko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle:
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

* Im letzten Quartal 1833 im Schwarzspanierhaus zu Wien geschrieben und zuerst in der zweiten Auflage erschienen.

Dort kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildnis nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange:
Sie sehn der Narben Heiligtum
Auf blasser Stirn und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad',
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor in's Gras.

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenkas Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

Oden.*

Abendbilder.

1.

Friedlicher Abend senkt sich auf's Gefilde;
Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmrung zarte Verhüllung, und sie
Lächelt, die holde;

Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
Über ihr Antlitz.

2.

Schon zerfließt das ferne Gebirg' mit Wolken
In ein Meer; den Wogen entsteigt der Mond, er
Grüßt die Flur, entgegen ihm grüßt das schönste
Lied Philomelens

Aus dem Blütenstrauche, der um das Plätzchen
Zarter Liebe heimlichend sich verschlinget:
Mirzi horcht am Busen des Jünglings ihrem
Zaubergeflöte.

Dort am Hügel weiden die Schafe beider
Traulichen Gemenges in einer Herde,
Ihre Glöcklein stimmen so lieblich ein zu
Frohen Akkorden.

---

* Die Oden entstanden unter dem Eindruck der Lektüre Klopstocks und Höltys, welcher sich Lenau von 1823 an mehrere Jahre hindurch unter Anleitung seines Schwagers Schurz hingab. Schurz a. a. O., I, S. 71. Mit Ausnahme der letzten (Primula veris) stehen sie alle schon in der ersten Auflage.

3.

Stille wird's im Walde; die lieben kleinen
Sänger prüfen schaukelnd den Ast, der durch die
Nacht dem neuen Fluge sie trägt, den neuen
Liedern entgegen.

Bald versinkt die Sonne; des Waldes Riesen
Heben höher sich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
Haupt zu bekränzen.

Schon verstummt die Matte; den satten Rindern
Selten nur enthallt das Geglock am Halse,
Und es pflückt der wählende Zahn nur lässig
Dunklere Gräser.

Und dort blickt der schuldlose Hirt der Sonne
Sinnend nach; dem Sinnenden jetzt entfallen
Flöt' und Stab, es falten die Hände sich zum
Stillen Gebete.

Zuruf an meinen Geist.

Auf schwingt der Aar sich über dem Schlachtgefild',
Senkt bald herab sein Aug' auf die Leichen, bald
Zerreißend kühn den Wolkenvorhang,
Blickt er hinauf in die goldne Sonne.

So schwing' empor dich, Geist, und verweile jetzt
Beim Tode, jetzt durchdringe die Wolke, die
Den Sonnenstrahl der Auferstehung
Fallen nicht läßt in die offnen Gräber!

An einen Tyrannen.

Tyrann! des Blutes, welches in Schlachten du
Vergossen kalt, das rauchte vom Henkerbeil
Das, deinen Qualen zu entrinnen,
Strömte dein Sklave mit eigner Hand hin:

Des Blutes soll ein jeglicher Tropfen einst
Vor deinem Aug' in strafender Ewigkeit
Aufschäumen, schwellen zum Vulkane,
Der von den Seligen streng dich scheidet!

Erwacht dann Sehnsucht heiß in der Seele dir
Hinüber in die Thäler Elysiums,
Willst überklimmen du die Höhn, dann
Schleudern sie dich in die Tiefe donnernd!

Entgegen gleiße deinem entsetzten Blick
Ein Schneegebirg' von Menschengebeinen, hoch;
Darüber bleich und unbeweglich
Starre des Mondes bekümmert Antlitz.

Dann stocke, schweige jenes Gebirg' des Bluts,
Herüberklinge deinem verlassnen Ohr
Das Wonnelied der Auserwählten
Säuselnd, unendliche Sehnsucht weckend.

Doch plötzlich störe Kettengerassel dich
Und Sterbgewinsel, das durch die Lüfte klagt,
Und heulend rolle dir die Windsbraut
Schädellawinen vor deine Füße!

König und Dichter.

Stolz flammt ein König dort auf erhabnem Thron,
Befehl den Völkern winkt in die Fernen er,
Denn scheu vor ihm zurück stets weiter
Weichen die Grenzen des Reichs, und weiter.

Zum nahen Flug jetzt lüftet der schnelle Tod
Den Fittich, und — was flammte, das glimmt nur mehr:
Er rauscht heran — sein starker Flügel
Fächelt vom Throne herab die Asche. —

Dort singt ein Sänger hohe Begeisterung:
Die Welle horcht, Wald, Thäler und Berge, selbst
Die Götter horchen, seliger, und
Sehnen vom hohen Olymp herab sich. —

Du winkst, o Tod; er schweigt: der erstarrten Hand
Entsinkt die Leier; doch im Triumphe führt
Die Ewigkeit sein Lied davon, das
Zürnend die Stärkere dir entrissen.

An der Bahre der Geliebten.

Blaß und auf immer stumm, auf immer! liegst du
Hingestreckt, o Geliebte, auf der Bahre!
Deine Reize lockten den Tod, er kam, er
Hält dich umarmet!

Einst in der Kühlung leiser Abendwinde
Saßen wir am Gemurmel eines Baches,
Und ich sprach aus zitternder Seele dir: „Ich
Liebe dich ewig!“

Aber du neigtest sinnend nach den Wellen,
Nach den flüchtigen, tief dein schönes Antlitz,
Wie ergriffen von dem Geflüster dunkler
Stimmen der Zukunft.

Schmerzlich berührt von deinem Schweigen, frug ich,
Ob vernommen das Wort du meiner Seele,
Und du nicktest hold; doch es dünkte mir dein
Nicken zu wenig. —

Glühende Thränen stürzen mir vom Auge,
Und sie pochen an deine kalte Stirne,
Ach, von der geflohen dahin das stille
Sinnen der Liebe.

Meine gebrochne Stimme ruft dir bange
Nach: „Ich liebe dich ewig!“ O wie selig
Wär' ich nun, antwortete meinem Schmerz dein
Leisestes Nicken!

An Seneca.

Durch's enge Thal nachts irret ein Wanderer;
Dumpf braust der Waldstrom, drängt an die Klippenwand
Den Pfad, der mühsam durch Gesträuch und
Bodentragende Wurzeln fortkriecht.

Der laute Sturmwind kämpft mit dem Föhrenwald;
Der Felsensohn trotzt seiner Gewalt: nun stürzt
Zornschnaubend sich der Rückgeworfne
In das Getümmel des Wogenkampfes.

Erstorben sind am Himmel die Lichter rings,
Der Sturm entfacht auf seltne Momente nur
Der Asche des Gewölkes einen
Funken, der spärlich herunterdämmert.

Die Nacht ist wild, mit wachsender Macht empört
Sturm sich und Strom! der Wanderer bebt, und weilt,
Und zaget vorwärts, zu verschlingen
Droht ihn der schwellenden Wogen Andrang.

Wie sehnt in's Heimatland sich die Seele dir!
Wie sucht dein Aug', o Wandrer, den lieben Mond!
Er bricht hervor dort und beleuchtet
Freundlich dir, eile! des Thales Ausgang!

So leuchte mir, wenn Stürme den Lebenspfad
Begraben einst in finstere Nacht, dein Strahl,
O Seneca, geleite freundlich
Mich ins elysische Feld hinüber!

Am Grabe Höltys.

Hölty! dein Freund, der Frühling, ist gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden;
Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen schönen Seele, nimmer
Freust des ersten Veilchens du dich; des ersten
Taubengegirres!

Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes
Und umarmet ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sänger
Tot!" So klagt sein flüsternder Hauch dahin durch
Säuselnde Blumen.

In der Nacht.

Alles schläft, und über's Gefild' der Ruhe
Wandelt leisen Schrittes dahin des Lebens
Genius; sanft schimmert vom Weltendom die
Lampe des Mondes.

Sieh'! den ernsten Zügen des Gott's entringet
Holdes Lächeln sich, denn er sieht die Lieben
In des Schlafes süßer Umarmung ihrer
Qualen vergessen.

Hüll' in deine Schatten mich tief, geliebte
Linde, daß die kummergebleichte Wange
Und die bange Thräne sein holdes Lächeln
Nimmer verscheuche!

Ach, schon dreimal sank dir die Blüt', o Linde,
Seit der Stunde, wo das Gespräch der Freunde
Von Unsterblichkeit du behorchtest, und ein
Sanftes Gesäusel

Durch dein mondversilbertes Laub uns Hoffnung
In die Seele goß, daß wir einst uns wieder
Finden; — dreimal welkte der Halm am Grabe
Meines Geliebten!

Primula veris.*

1.

Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert;
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

---

* In Amerika geschrieben, erschien zuerst in der zweiten Auflage.

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten,
Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

2.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Öffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Öffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tötlich in's Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Reiseblätter.

I.

Wanderung im Gebirge.*

Erinnerung.

Du warst mir ein gar trauter, lieber
Geselle, komm, du schöner Tag,
Zieh' noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag!

Aufbruch.

Des Himmels frohes Antlitz brannte
Schon von des Tages erstem Kuß,
Und durch das Morgensternlein sandte
Die Nacht mir ihren Scheidegruß:

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirte: „Gott vergelt'
Die Ruhestatt, die milde Labe!"
Zog lustig weiter in die Welt.

Die Lerche.

Froh summte nach der süßen Beute
Die Biene hin am Wiesensteg;
Die Lerche aus den Lüften streute
Mir ihre Lieder auf den Weg.

* Geschrieben 1830 im August auf einer Gebirgswanderung, welche Lenau in Begleitung seines Schwagers Schurz von Wien aus nach Ort am Traunsee unternahm. Die Lieder stehen alle bereits in der ersten Auflage.

Der Eichwald.

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht' der Wald geheimnisvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will:
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

Der Hirte.

Schon zog vom Wald ich ferne wieder
Auf einer steilen Alpenwand;
Doch blickt' ich oft zu ihm hinnieder,
Bis mir sein letzter Wipfel schwand.

Da irrten Küh' am Wiesenhange;
Der Hirte unterm Kieferdach
Hing still bei ihrem Glockenklange
Dem Bilde seines Liebchens nach.

Einsamkeit.

Schon seh' ich Hirt' und Herde nimmer,
Ein Lüftchen* nur ist mein Geleit;
Der steile Pfad wird steiler immer,
Es wächst die wilde Einsamkeit.

Dort stürzt aus dunkler Felsenpforte
Der Quell mit einem bangen Schrei,
Enteilt dem grauenvollen Orte,
Hinab zum freundlich grünen Mai.

Verschwunden ist das letzte Leben,
Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,
Und selbst der Pfad scheint hier zu beben,
So zwischen Wand und Todeskluft.

---

* In der ersten Auflage: „Die Zirbel nur ist mein Geleit".

Komm, Gottesleugner, Gott zu fühlen;
Dein Frevel wird auf diesem Rand
Den Todesabgrund tiefer wühlen,
Dir steiler türmen diese Wand! —

Die Ferne.

Des Berges Gipfel war erschwungen,
Der trotzig in die Tiefe schaut;
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie schlug mein Herz so frei, so laut!

Behaglich streckte dort das Land sich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Türmen, Wald und Flur, und wand sich
Der Ströme Zier ums bunte Kleid;

Hier stieg es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgossen,
Vertrat den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen, schroff und wild;
Bald war die Seele still versunken
Dort in der Ferne Rätselbild.

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Das Gewitter.

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
Rings auf den Höhn, doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die sausende Gewitterspur.

Am Himmel eilt mit dumpfem Klange
Herauf der finstre Wolkenzug:
So nimmt der Zorn im heißen Drange
Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert seinen Hader;
Auf seiner dunkeln Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader,
Die Schrecken auf die Erde sprüht.

Der Regen stürzt in lauten Güssen;
Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
Erbraust der Strom zu meinen Füßen; —
Doch schweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt seine Flügel sinken,
Der Regen säuselt milde Ruh';
Da sah ich froh ein Hüttlein winken
Und eilte seiner Pforte zu.

Der Schlaf.

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
Bot mir die Hand gedankenvoll,
Und hob sie dann empor zum Segen,
Der sanft vom Himmel niederquoll,

Und ich empfand es tief im Herzen,
Daß Zorn der Donner Gottes nicht;
Daß aus der Weste leichten Scherzen
Wie aus Gewittern Liebe spricht.

Und einen Labebecher trank ich,
Und schlich, wohin die Ruh' mich rief,
Hinaus zur Scheune; müde sank ich
Hier in des Heues Duft — und schlief.

Was mich erfreut auf meinen Wegen,
Das träumt' ich nun im Schlafe nach;
Und träumend hört' ich, wie der Regen
Sanft niederträufelt' auf das Dach.

Süß träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft;
So mag sich's ruhn im Totenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Der Abend.

Die Wolken waren fortgezogen,
Die Sonne strahlt' im Untergang,
Und am Gebirg' der Regenbogen,
Als ich von meinem Lager sprang.

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirt ein herzlich Wort
Für Ruhestatt und milde Labe,
Und zog in stiller Dämmrung fort.

Die Heidelberger Ruine.*

Freundlich grünen diese Hügel,
Heimlich rauscht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenschein,
Weht des Todes leiser Flügel.

Wo nun Gras und Staude beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Ist zu Asche bald verglüht
Manches reiche Menschenleben.

Mag der Hügel noch so grünen;
Was dort die Ruine spricht
Mit verstörtem Angesicht,
Kann er nimmer doch versühnen.

Mit gleichgültiger Geberde
Spielt die Blum' in Farb' und Duft,
Wo an einer Menschengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann mein Herz vor Groll nicht hüten:
Ob sie holde Düfte wehn
Und mit stillem Zauber sehn:
Kalt und roh sind diese Blüten.

Über ihrer Schwestern Leichen,
Die der rauhe Nord erschlug,
Nehmen sie den Freudenzug;
Gibt der Lenz sein Siegeszeichen.

---

* In Amerika geschrieben (Brief von Lisbon am Ohio, 5. März 1833, an Emilie Reinbeck).

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl;
Fremd ist weiches Mitgefühl
Ihrem rüstigen Geschäfte. —

Unten braust der Fluß im Thale,
Und der Häuser bunte Reihn,
Buntes Leben schließend ein,
Schimmern hell im Mondenstrahle.

Auf den Frohen, der genießet
Und die Freude hält im Arm;
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt und Thränen viel vergießet;

Auf der Thaten kühnen Fechter —
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter.

Doch hier klagt noch eine Seele.
Sei gegrüßt in deinem Strauch!
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all' die Blüten schaut
Eine kalte Todesmiene;

Folgst dem Lenz auf seinen Zügen;
Und zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

Doch — nun schweigst du, wie zu lauschen,
Ob in dieser Maiennacht
Heimlich nicht noch andres wacht,
Als der Lüfte sanftes Rauschen.

Die der Tod hinweggenommen,
Die hier einst so glücklich war,
Der geschiednen Seelen Schar,
Nachtigall, du hörst sie kommen;

Von den öden Schattenheiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum schönen Ort
Ihrer frühverlassnen Freuden.

An den vollen Blütenzweigen
Zieht dahin der Geisterschwall,
Wo du lauschest, Nachtigall,
Halten sie den stillen Reigen;

Und sie streifen und sie drängen
— Dir nur träumerisch bewußt —
Deine weiche, warme Brust,
Rühren sie zu süßen Klängen.

Selber können sie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Besuch
Diesen treugeliebten Gründen.

Nun sie wieder müssen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufest du so dringend weich
Ihnen nach, sie möchten weilen. —

Blüten seh' ich niederschauern;
Die mein Klagen roh und kalt
Gegen die Gestorbnen schalt,
Jetzo muß ich sie bedauern;

Denn mich dünkt, ihr frohes Drängen,
Ist der Sehnsucht Weiterziehn,
Mit den Blüten, die dahin,
Um so bälder sich zu mengen.

Hat die leichten Blütenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Ist des Frühlings zartes Kind
An dem Geisterzug erschrocken?

Die schöne Sennin.*

1.

Du Alpenkind, wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar!
Wohl ist in diesen Himmelsnähen
Ein stilles Wunder einst geschehen.
In deiner Lämmer frohem Kreise
Hinknietest du, zu beten leise,

* Zuerst in der zweiten Auflage erschienen.

In heller Frühlingsmorgenstunde;
Mit Kindesblicken, innig frommen,
War all dein Herz zu Gott geklommen:
Da sandte, freundlich dir begegnend,
Und deine fromme Seele segnend,
In's holde Auge dir zurück
Der Himmel einen warmen Blick,
Der sich vertieft in seinen Schimmer,
Geblieben ist, und scheidet nimmer.
O Sennin, sterblich! scheidet nimmer? —

2.

Als du warst, ein holdes Kind,
Wonniglich geschlafen ein,
Trug die Mutter leis' und lind
Dich in jenen Blütenhain.

Dort auf ihrem Schlummerbaum
Sangen Vöglein Abendsang,
Der in deinen Kindestraum
Sanft und lieblich schläfernd klang.

Und der Frühling nahte sich
Grüßte dich mit lindem Hauch!
Freundlich segnend küßt' er dich,
Neigend seinen Rosenstrauch.

Seinen goldnen Abendschein
Goß er dir auf's weiche Haar,
Auf die Lilienwangen dein
Legt' er leis' ein Rosenpaar.

Und der Mutter Augenlicht
Froh an deinem Schlummer hing,
Sah, wie dir am Angesicht
Still das Rosenpaar zerging.

Und des Frühlings Abendglanz
Wuchs am Haupt dir lang und voll,
Der im goldnen Lockentanz
Auf den Busen niederquoll.

Sennin, o wie reizend blüht
Deine Wange rosenrot,
Drauf noch immer freudig glüht
Jener süße Rosentod!

Auf ein Faß zu Öhringen.*

Ich stand, der höchste, grünste Baum,
Vor Zeiten froh im Waldesraum.
Mir galt der Sonne erster Kuß,
Ich brachte, war sie schon geschieden,
Dem Wanderer zum Abendfrieden
Von ihr noch einen Purpurgruß.
Da sah mich einst der Küfer ragen,
Der kam und hat mich schnell erschlagen.
Ade! Ade! du grüner Hain!
Du Sonnenstrahl und Mondenschein!
Du Vogelsang und Wetterklang,
Der freudig mir zur Wurzel drang!
Die Waldeslust ist nun herum,
Ich wandre nach Elysium.
Ihr Bruderbäume, folgt mir nach
In dieses himmlische Gemach;
O nehmt das Los der Auserkornen
Von all den tausend Waldgebornen,
Das schöne Los, das große Los:
Tief in des Grundes kühlem Schoß
Ein Faß zu sein, ein Faß zu sein,
Nicht so ein still verlassner Schrein;
Ein Faß, dem lieben Wein ergeben,
Der Erde heil'ges Herzblut hüllend,
Ein Trunk das ganze lange Leben,
Den Zecher durch und durch erfüllend!
Komm, komm, bewegter Erdengast,
Und halte hier vergnügte Rast.
Mach' dir das Herz im Weine flott,
Schenk' ein! trink' aus! merkst du den Gott?

* Zu diesem Gedicht, welches Lenau auf der Reise nach Amerika von Mannheim aus (Brief vom 23. Juni 1832) an Kerner schickte, erzählt letzterer folgendes: „Lenau kam mit mir oft nach Öhringen, wo ich einen Schwager hatte, den Rentamtmann Ehemann; da war er immer sehr vergnügt, auch auf Bällen. Mein Schwager bewog ihn, ein Gedicht auf den Keller des Fürsten Hohenlohe-Öhringen zu verfertigen. Es wurde auf eine Tafel geschrieben und hängt an einem Faß des Eingangs zu diesem großen Keller, in dem die Weine auch für einen Ungar herrlich mundeten, und wo wir uns oft ergötzten." Das Gedicht hatte ursprünglich noch vier Zeilen mehr:

„Doch eh' du scheidest, trinke noch
Ein volles Glas an heil'ger Stelle.
Der fürstliche Geselle lebe hoch
Mit Keller, Garten und Kapelle!"

Diese wurden in die Sammlung der Gedichte (zweite Auflage) nicht mit aufgenommen. (Niendorf, „Lenau in Schwaben", S. 125.)

Braust dir der Geist durchs Innre hin,
Von dem ich selber trunken bin?
Er ist so feurig, süß und stark:
O schlürf' ihn ein in's tiefste Mark! —
Nun Wandrer, wandre selig heiter,
Von Faß zu Faß forttrinkend, weiter!
Schon tauchen dir im Rosenlichte
Herauf gar liebliche Gesichte:
Manch teures längst verlornes Gut,
Die Träum' aus deinen Jugendjahren,
Sie kommen dir auf Weinesflut
Jetzt frisch und froh herangefahren.
Schenk' ein! — du fühlst die alten Triebe
Zu kühner That hinaus! hinaus!
Du gibst den Kuß der ersten Liebe;*
Schenk' ein! du stehst im Vaterhaus.
Wohl dir! wohl dir! schon bist du trunken,
Und Gram und Sorgen all' versunken;
Wir schützen dich, hier packt dich nicht
Ihr freches, quälendes Gezücht,
Wir stehen Faß an Faß zusammen,
Wir lassen unsre Waffen flammen;
Und heimlich hinter unsern Bäuchen
Muß dir die Zeit vorüberschleichen.
Schenk' ein, schenk' ein, nur immer zu!
Und hat der Gott dich ganz durchflossen,
Laß tragen dich von flinken Rossen
Nach dem Hesperien Friedrichsruh.
Dort schwanke unter grünen Bäumen
Mit deiner Last von Himmelsträumen,
Und lausche dort den Harmonien,
Die durch den Zaubergarten fliehen.
Ein voller, stürmischer Akkord
Nimmt dich an seinen Geisterbord,
Irrt weit mit dir von hinnen, weit,
Hinaus in's Meer der Trunkenheit!

---

* In der zweiten Auflage: „Den ersten Kuß der Liebe".

Der Postillon.*

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

---

* In Amerika geschrieben. Brief (Lisbon am Ohio, 5. März 1833) an Emilie Reinbeck.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad!
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

„Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

„Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der tote Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang' mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Abschied.

Lied eines Auswandernden.*

Sei mir zum letztenmal gegrüßt,
Mein Vaterland, das, feige dumm,
Die Ferse dem Despoten küßt,
Und seinem Wink gehorchet stumm.

---

* In der ersten Auflage lautet dieser Titel: „Lied eines auswandernden Portugiesen". Die Hoffnungen, welche Lenau auf seinen Aufenthalt in Amerika gesetzt, erfüllten sich nicht, daher auch der Gegensatz zu diesem „Abschied" in dem Gedicht „An mein Vaterland", S. 127.

Wohl schlief das Kind in deinem Arm;
Du gabst, was Knaben freuen kann;
Der Jüngling fand ein Liebchen warm;
Doch keine Freiheit fand der Mann.

Im Hochland streckt der Jäger sich
Zu Boden schnell, wenn Wildesschar
Heran sich stürzet fürchterlich;
Dann schnaubt vorüber die Gefahr:

Mein Vaterland, so sinkst du hin;
Rauscht deines Herrschers Tritt heran,
Und lässest ihn vorüberziehn,
Und hältst den bangen Atem an. —

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Meer, spüle mir hinweg die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blütenreichem Strand
Die Flut der Tyrannei zerschellt,
Ich grüße dich, mein Vaterland!

Am Rhein.

Wir reisten zusammen mit andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein seliges Wandern;
Doch waren wir selten allein.

Sie traten heran, zu lauschen,
Du ließest nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauschen
Des Stroms ein heimliches Wort.

Ich sprach: „Bald trennt uns die Reise!
Ob hier wir uns wiedersehn?"
„Dort vielleicht einst!" sagtest du leise,
Ich konnte dich kaum verstehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zorniger Neger die Bande
Wildschnaubend zu sprengen droht.

Und sie begannen zu preisen,
Wie schnell man sich heute bewegt,
Und wie das rührige Eisen
Man über die Straßen legt.

Als wollten zu Grabe sie tragen
Des Elends türmenden Wust,
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralt bittern Verlust.

Es hat doch den rechten Fergen
Das Schifflein lange noch nicht,
Solange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht.

Noch lange nicht hat, ihr Gesellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht' ich und blickte verdrossen
Hinab in die rollende Flut;
Dich umringten deine Genossen
Und scherzten; die hatten es gut.

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da stiegen am Strande wir aus,
Ich folgte dir stumm und beklommen
Von ferne bis an dein Haus.

Und als du, noch einmal nickend,
Verschwunden im schließenden Thor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach deinem Fenster empor.

Ich schied von deinem Quartiere,
Und ging hinüber in meins,
Das lag im fernen Reviere
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer,
Und starrte unverwandt
Hinüber zum Kerzenschimmer,
Den mir dein Fenster gesandt.

Die Lichter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

Wie ich im einsamen Leide
Hinstarrte über die Flut:
Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal zu Mut;

Als trennten uns weite Welten,
Ward mir mit einem Mal,
Den Erdengram zu vergelten
Mit ewiger Sehnsucht Qual;

Als blinkte dein Lichtlein, so ferne,
In meine Finsternis
Von einem entlegenen Sterne,
Der dich mir auf immer entriß.

Mir spielten, wie Thränendiebe,
Nachtwinde um's Augenlid,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

Auf eine holländische Landschaft.

Müde schleichen hier die Bäche,
Nicht ein Lüftchen hörst du wallen,
Die entfärbten Blätter fallen
Still zu Grund', vor Altersschwäche.

Krähen, kaum die Schwingen regend,
Streichen langsam; dort am Hügel
Läßt die Windmühl' ruhn die Flügel;
Ach, wie schläfrig ist die Gegend!

Lenz und Sommer sind verflogen;
Dort das Hüttlein, ob es trutze,
Blickt nicht aus, die Strohkapuze
Tief in's Aug' herabgezogen.

Schlummernd, oder träge sinnend,
Ruht der Hirt bei seinen Schafen,
Die Natur, Herbstnebel spinnend,
Scheint am Rocken eingeschlafen.

Die Rose der Erinnerung.*

Als treulos ich das teure Land verließ,
Wo mir, wie nirgend sonst, die Freude blühte,
Mich selbst verstoßend aus dem Paradies
Voll Freundesliebe, holder Frauengüte;

Und als ich stand zum ernsten Scheidegruß,
An meiner Freuden maiengrünem Saume,
Als mir im Auge quoll der Thränenguß,
Wie warmer Regen nach dem Frühlingstraume:

Da bog sich mir zum Lebewohl herab
Der reichsten einer von den Blütenzweigen,
Der freundlich mir noch eine Rose gab;
Mein Herz verstand sein liebevolles Schweigen.

„Nicht in den Staub, o Freund, hier weine hin,
Hier auf die weichen Blätter dieser Rose!"
Das war der stummen Gabe milder Sinn;
Und schmerzlich rasch folgt' ich dem Wanderlose.

In fremde Welten fuhr mich der Pilot,
Vom teuren Lande trennen mich nun Meere;
Und wie mir einst das Lebewohl gebot,
Netz' ich die Blume mit getreuer Zähre.

Der Rose inniglicher Duft entschwand,
Es ging die frische Farbenglut verbleichen;
Sie ruht so blaß und starr in meiner Hand,
Des Unverwelklichen ein welkes Zeichen.

Des Unverwelklichen? — sie rauscht so bang',
Will meine Hand die Rose wieder wecken;
Als wär' es ein prophetisch trüber Klang,
Hör' ich den Laut mit heimlichem Erschrecken.

O Rose, der Erinnerung geweiht!
Mir dünket deiner welken Blätter Rauschen
Ein leises Schreiten der Vergänglichkeit,
Hörbar geworden plötzlich meinem Lauschen!

---

* In Amerika geschrieben, im Briefe vom 5. März 1833 erwähnt. Dieses und die beiden folgenden Gedichte: „Der Indianerzug" und „Die drei Indianer" erschienen zuerst in der zweiten Auflage.

Der Indianerzug.

1.

Wehklage hallt am Susquehannah=Ufer,
Der Wandrer fühlt sie tief sein Herz durchschneiden;
Wer sind die lauten, wildbewegten Rufer?
Indianer sind's, die von der Heimat scheiden.

Doch plötzlich ihre lauten Klagen stocken.
Der Häuptling naht mit heftig raschem Tritte,
Ein Greis von finstern Augen, bleichen Locken,
Und also tönt sein Wort in ihrer Mitte:

„Stets weiter drängen uns, als ihre Herde,
Stets weiter, weiter, die verfluchten Weißen,
Die kommen sind, uns von der Muttererde
Und von den alten Göttern fortzureißen.

„Mir ist es klar, ich seh's im Licht der Flamme,
Die mir das Herz verbrennt mit wildem Nagen:
Sie brachten uns das Heil am Kreuzesstamme,
Den Mut, zur Rache an das Kreuz zu schlagen.

„Den Wald, wo wir den Kindesschlaf genossen,
Verlassen wir, der uns sein Wild geboten;
Wo liebend wir ein teures Weib umschlossen;
Den Wald, wo wir begraben unsre Toten.

„Naht ihr den Gräbern euch von euren Ahnen,
Sei still von euch die Hügelschar beschlichen,
Die Toten nicht zu wecken und zu mahnen,
Daß wir von ihrem Glauben sind gewichen.

„Der Hohn wird kommen, früher oder später,
Der gier'ge Pflug wird in die Gräber dringen;
Dann muß die heil'ge Asche unsrer Väter
Des tiefverhaßten Feindes Saaten düngen!" —

Nun feiern sie der Toten Angedenken;
Die Sonn' im Westen wandelt ihre Neige,
Die Gräber noch bestrahlend, und sie senken
Viel Thränen drauf und grüne Tannenzweige.

Da bricht die Wehmut plötzlich ihre Hemmung,
Sie strömet laut und lauter in die Lüfte,
Schon braust des Schmerzes volle Überschwemmung
In wilden Klagen um die stillen Grüfte.

Nun wenden sich zur Wandrung die Vertriebnen,
Oft grüßend noch zurück mit finsterm Sehnen
Die teuren Hügel der Zurückgebliebnen,
Bestreuend ihre Bahn mit Flüchen, Thränen.

Wie sie vorüberwandern an den Bäumen,
Umarmend viele an die Stämme fallen,
Zum Scheidegruß den trauten Waldesräumen
Läßt jeder einmal noch die Flinte knallen. —

Der Flintenruf, der Ruf gerührter Kehlen
Ist an den Hügeln allgemach verrauschet,
Wo nur dem Klagehauch der Totenseelen
Die Dämmerung, die stille, tiefe, lauschet.

2.

Viel Meilen schon sind sie dahingezogen;
Der Susquehannah treibt an ihrer Seite
Mit heimatlichem Rauschen seine Wogen,
Der treue Freund gab ihnen sein Geleite.

Den heißen Trieb, vom Feinde, dem verhaßten,
Fort, fort zu fliehn mit wilden Flucheskklängen,
Kann nur der müde Schlaf zu kurzem Rasten
Aus ihren Gliedern allgemach verdrängen.

Ihr Feuer brennt im Dunkel hoher Eichen;
Da ruhn die Gäste rings der Waldeswüste,
Da legt der Mann sich hin, dem Schlaf zu weichen,
Die Mutter ihren Säugling an die Brüste.

Schon sinkt das Feuer, und die sommerschwülen
Nachtlüfte sich im Eichenlaub verfangen
Und frei durch's lange Haar der Weiber wühlen,
Die schlafend ihren Säugling überhangen.

Der graue Führer nur verbannt den Schlummer,
Und einer noch der Ältesten vom Stamme;
Die sprechen lange noch von ihrem Kummer,
Von Zeit zu Zeit nachschürend an der Flamme.

Sie schaun durch's dünnere Gedräng' der Bäume
Zurück nach dem verlornen Mutterlande,
Und zürnend schaun sie dort die Himmelsräume
Rotglühend hell von einem Waldesbrande.

Und also spricht der Häuptling zum Gefährten:
„Siehst du sie morden dort in unsre Wälder?
Getrost in unsers Unglücks frische Fährten
Ziehn sie den Pflug für ihre Segensfelder.

„Sie haben frech die Nacht vom Schlaf empöret,
Daß sie sich mit dem Flammenkleide schürzet:
Hoch brennt der Wald; vom Lager aufgestöret,
Das Wild verzweifelnd aus den Gluten stürzet.

„Gewecket von des Wildes Wehgeheule,
Und von dem falschen Tageslicht betrogen,
Kommt, schwirrend rings heran mit trunkner Eile,
Der Vögel Schwarm in seinen Tod geflogen.

„Gewiß, gewiß, mit ihren Saaten wuchern
Die Wünsche auch, die sie darunter streuen
Von ihren unversöhnlichen Verfluchern;
Es wird sie noch an spätem Tag gereuen!“

Noch starren die Betrübten, Tieferbosten
Hinüber nach des Brandes rotem Scheine,
Als der zerfließt im Morgenrot von Osten,
Und schon die Wipfel glühn im Eichenhaine.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Übertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruten
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,

Und sein Aug' versendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

„Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tötlich bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möwen sturmesmunter;
Und die Männer kommen festentschlossen
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

II.

Der Urwald.*

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;

---

*) Im Frühlingsalmanach 1836 zuerst veröffentlicht. Die sämtlichen Gedichte dieses Abschnitts (Reiseblätter II) wurden in den „Neueren Gedichten" zusammengestellt; außer dem obigen sind „An einem Baum" und „Das Wiedersehen" bereits im Frühlingsalmanach veröffentlicht.

Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben! —
In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen finstern Wald durchschnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.
Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildnis zu versenken.
Vermildernd schien das helle Abendrot
Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausendlang gekämpft die ernste Wette.
Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
Erdrücket von des Todes Überwucht,
Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
Es sucht umsonst hier, dort hervorzusprossen
Durch Moderstämme, dürre Todesfinger.
Wohin, o Tod, wirst du das Pflanzenleben
In deiner starken Faust, und meines heben?
Wirst du sie öffnen? wird sie ewig schließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln schon der Todeshand,
Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt in's alte, tiefe Laub,
Und starrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimnis in den finstern Schlund.
Wo sind die Blüten, die den Wald umschlangen,
Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
Nun ist der Wald verlassen und verdorrt,
Längst sind die Blüten und die Vögel fort.
So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die schönen Ahnungsblüten* im Gemüt;
Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
Dann bin ich still und tot wie dieser Baum,

* Im Frühlingsalmanach: „Der Ahnung frohe Blumen“.

Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.
Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang
Und seine Arme ihm entgegen rang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
Und als er seinen süßen Frühlingsduft
Beseelend strömte weithin in die Luft —
Schien nicht sein schönes Leben wert der Dauer,
Und starb es hin, ist's minder wert der Trauer,
Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
Dem Tode nah', wie nie zuvor, gekommen;
Bis ich die dürren Blätter rauschen hörte,
Und mich der Huftritt meines Rosses störte;
Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
Ich aber rief: „Ist's auch der Mühe wert,
Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?"
Es blickt' mich an mit stiller Lebenslust,
Die wärmend mir gedrungen in die Brust,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht.
Und auf den tief einsamen Waldeswegen
Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen,
Und der geheimnisvollen Todesnacht.

An einem Baum.*

Du Baum, so morsch und lebensarm,
So ausgehöhlt, sei mir gegrüßt;
Wie doch dein froher Bienenschwarm
Die Todeswunde dir versüßt!

Sie wandern fort im raschen Zug,
Sie kehren summend wieder heim
Und bringen dir im Freudenflug
Von fernen Blumen Honigseim.

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann;
Gott gebe, kehr' ich über's Meer,
Daß ich ihn noch umarmen kann!

---

* Zuerst im Frühlingsalmanach 1836 publiziert. Der Greis, dessen Lenau hier gedenkt, ist der Geheimrat August Hartmann in Stuttgart, der Vater der Frau Emilie Reinbeck, Jugendfreund von Matthisson.

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit süßen Hort
In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Bienenschar,
Gedanken fliegen aus und ein
Und bringen Honig süß und klar,
Die reiche Beut' aus Wies' und Hain;

Oft locket sie von hinnen weit,
Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann senkt er still sein edles Haupt.

Verschiedene Deutung.

I.

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerschellen,
Und wie sie, sprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenstrahlen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenreichen Regenbogen.
O Freund, auch wir sind trübe Wellen,
Und unser Ich, es muß zerschellen,
Nur stäubend in die Luft zergangen,
Wird es das Irislicht empfangen.

II.

„Trüb, farblos waren diese Fluten,
Solang' sie noch im Strome wallten;
Sie mußten vielfach sich zerspalten,
Daß sie aufblühn in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,
Ein armes Ich, doch strahlen sie
Im hellen Himmelslicht gemeinsam
Des Bogens Farbenharmonie."

Niagara.*

Klar und wie die Jugend heiter,
Und wie murmelnd süßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederstrahlt mit froher Muße,
Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wandrer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagaras tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

---

* Das Gedicht legte Lenau einem Briefe (von Stuttgart, 7. Mai 1834) an seinen Schwager Schurz bei, es muß also zwischen Ausgang Januar, wo er seine Reise antrat, und diesem Datum geschrieben sein.

Das Blockhaus.

Müdgeritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirt mein Geschick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weise,
Sprach gelassen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!“ und bot mir seine Hand,
Gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken.
Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen
Seinen lang' und treu bewahrten Entschluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Kost so dürr und so mager
Wie sein Wort, ich sollte bei ihm ein Lager
Finden, weicher und wärmer als seine Mienen.
Winter war's, ich starrte vom Urwaldfroste;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies, jenes koste?
Emsig am Tisch sah ich die Weiber schalten;
Und es wurde die Mahlzeit rasch gehalten.
Später schwatzten die männlichen Hausgenossen
Am Kamin, die scharfe Zigarr' im Munde,
Von Geschäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil' hingeflossen.
Hörbar vor allen sprach des Hauses Vater,
Als ein vielerfahrner Lenker und Rater,
Wechselnd raucht' er und sprach, und aller Augen
Hingen an seinen Lippen, der Alte schien
Aus dem Zigarrenstumpf Erfindung zu saugen;
Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
Endlich gewann der Schlaf den stillen Sieg,
Und sie gingen zu Bett; ich blieb allein,
Trank noch eine Flasche vom lieben Rhein,
Als das englische Thalergelispel schwieg.
Und zur weitgewanderten deutschen Flasche
Holt' ich den Uhland aus meiner Satteltasche.
Ferne der Heimat, tiefst im fremden Wald,
Las ich mir laut den herrlichen „Held Harald“.
Eichenstämme warf ich in's lustige Feuer,
Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,

Denn die Elfen Haralds sind nicht geheuer,
Lockend hört' ich sie schon im Walde schwärmen.
Aber mit einmal war die Freude geschwunden,
Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden.
„Uhland! wie steht's mit der Freiheit daheim?" die Frage
Sandt' ich über Wälder und Meer ihm zu.
Plötzlich erwachte der Sturm aus stiller Ruh',
Und im Walde hört' ich die Antwortklage:
Krachend stürzten draußen die nacktgeschälten
Eichen nieder zu Boden, die frühentseelten,
Und im Sturme, immer lauter und bänger,
Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sänger:
„Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude,
Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
Sucht umsonst zu rütteln die festverstockte,
Die aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte!"
Traurig war mir da und finster zu Mut,
Scheiter und Scheiter warf ich in die Glut;
Mir erschien die bewegte Menschengeschichte
In des Kummers zweifelflackerndem Lichte.
„Diese Stämme verbrennen hier am Herde,
Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
Der ich bald doch werde müssen erkalten,
Der ich selber zu Asche sinken werde.
Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhast?"
Also führt' ich mit mir ein wirres Plaudern;
(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast),
Und ich blickte mich um — und mußte schaudern.

Meeresstille.

Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh'!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Wahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ozean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

Daß, im Schutz geschlossnen Mundes,
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimnis heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
Ruht die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungespüret glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Totenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Haben sich in angstverwornen Scharen
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter tot, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen
Und sie tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Wandrer und Wind.

Herbstwind, o sei willkommen'
Fünf Tage lag das Meer
So still, so bang beklommen,
Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauschen
Sehnt' ich mich auf der See,
Wie einst mein Jägerlauschen
Im Wald nach Hirsch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
Am frischen Neckarfluß?
Den heimatlichen Feldern?
Bringst du mir keinen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
Im raschen Wanderzug,
Nahm durch die Stoppelfelder
Den ungehemmten Flug.

„Nun ich durch Feld und Auen
Mein Wanderliedlein pfiff,
Komm' ich, nach euch zu schauen
Im Emigrantenschiff.

„Weil alter Liebesbande
Das Schifflein müd' und matt,
Jag' ich's vom Mutterstrande
Dahin, ein welkes Blatt!"

Das Wiedersehen.

Du heimatliches Thal,
Mir wird so wohl und wehe,
Daß ich dich nun einmal,
Ersehntes! wiedersehe.

Weinberg, sei mir gegrüßt!
Noch grünen deine Reben,
Womit du oft versüßt
Ein herbes Menschenleben;

Viel Herbste schwanden dir,
Die deine Trauben reiften,
Und die vom Herzen mir
So manche Hoffnung streiften.

Noch kenn' ich jeden Baum,
Wo ich vor so viel Jahren
Gehegt den Jugendtraum,
Der scheu dahingefahren.

Noch kenn' ich jedes Haus;
Doch andre Menschen schreiten
Geschäftig ein und aus,
Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
Nach einem Freund mit Zagen
Und Furcht, ich könnte schier
Nach einem Toten fragen.

Es ist nur noch der Ort,
Wo wir gefreut uns haben,
Die Lieben all' sind fort,
Verreiset und begraben.

Drum bleib' ich hier nicht lang',
Mich fühlend zu verlassen,
Und thu' auch keinen Gang
Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erst wenn es worden Nacht
Und schläft des Tags Gebrause,
Schleich' ich heran mich sacht
Zu manchem Freundeshause.

Die süße Träumerei
Such' ich dann festzuhalten,
Als ob doch alles sei
Geblieben hier beim Alten.

Zum Fenster dann empor
Blick' ich und lausch' und grüße,
Ob mich, den ich verlor,
Der Freund erblicken müsse;

Ich lausch' und scheide nicht,
Bis ich zu schauen meine
Sein liebes Angesicht
Im wirren Mondenscheine.

Die Sennin.*

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf in's Thal,
Daß die frohe Felsensprache
Deinem hellen Ruf erwache.

Horch', o Mädchen, wie dein Sang
In die Brust den Bergen drang,
Wie dein Wort die Felsenseelen
Freudig fort und fort erzählen!

Aber einst, wie alles flieht,
Scheidest du mit deinem Lied,
Wenn dich Liebe fortbewogen,
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
Traurig stumm herübersehn
Dort die grauen Felsenzinnen
Und auf deine Lieder sinnen.

---

* Das Gedicht knüpft an ein kleines Begebnis der Bergfahrt 1830 an, wie Schurz a. a. O., I, S. 104 erzählt. „Am 13. August sollte Lenaus Geburtstag auf dem Traunstein gefeiert werden. Am Laudachsee lagerte sich nach ein paar Stunden steilen Klimmens die Gesellschaft, um eine Sennin vermehrt, welche die eigne Kunst verstand, so eigentümlich abgebrochen zu jauchzen, daß der vielfache Widerhall der zerrissenen Felsen jenseit des Sees nicht sowohl ihre Töne wiederzugeben, als vielmehr solche zu einem mehrstimmigen, fast abenteuerlichen, aber zugleich schönen Lied zu verflechten und zu ergänzen schien. Die Felsen belebten sich ordentlich an der Maid."

See und Wasserfall.

Die Felsen, schroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung,
Sind dir ein stilles Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne That erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen;
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterschießen.

Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon gerötet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben;
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und seine Wellen gleiten,
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen,
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermut einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

Ein Herbstabend.

Es weht der Wind so kühl, entlaubend rings die Äste,
Er ruft zum Wald hinein: Gut' Nacht, ihr Erdengäste!

Am Hügel strahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell über's Thal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein schleicht hinab, von abgestorbnen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halbersticktem Weinen.

Nie hört' ich einen Quell so leise traurig klingend,
Die Weid' am Ufer steht, die weichen Äste ringend.

Und eines toten Freunds gedenkend lausch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt stets: wir sehen uns nicht wieder!

Horch! plötzlich in der Luft ein schnatterndes Geplauder:
Wildgänse auf der Flucht vor winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter sich den Herbst mit raschen Flügeln,
Sie lassen scheu zurück das Sterben auf den Hügeln.

Wo sind sie? ha! wie schnell sie dort vorüberstreichen
Am hellen Mond, und jetzt unsichtbar schon entweichen;

Ihr ahnungsvoller Laut läßt sich noch immer hören,
Dem Wandrer in der Brust die Wehmut aufzustören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geschwätze;
Doch auch den Süden deckt der Tod mit seinem Netze.

Natur das Ew'ge schaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgerissne Ruf, womit Zugvögel schweben,
Ist Aufschrei wilden Traums von einem ew'gen Leben.

Ich höre sie nicht mehr, schon sind sie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Brust den Nachtgesang beginnen:

Ist's Erdenleben Schein? — ist es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spielgefährte?

Warum denn aber wird dem Erdenleben bange,
Wenn es ein Schein nur ist, vor seinem Untergange?

Ist solche Bängnis nur von dem, was wird bestehen,
Ein Widerglanz, daß auch sein Bild nicht will vergehen?

Dies Bangen auch nur Schein? — so schwärmen die Gedanken,
Wie dort durch's öde Thal die Herbstesnebel schwanken.

Atlantika.

Die Seejungfrauen.*

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne;
Und das Schiff, so leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Fried' und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiefe,
Ob der Tod mit seinen Wunden
Nun auf immer schliefe.

Sinnend starr' ich nach dem hellen,
Grenzenlosen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre;

Plötzlich seh' ich rasche Wogen
Aus der Tiefe springen,
Die da kommen hergezogen,
Einen Gruß zu bringen.

Ist's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefewärts mit süßem Zwange
Zieht es mich zu schauen,
Mit geheimnisvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

* „Die Seejungfrauen", „Meeresstille", „Seemorgen" und „An mein Vaterland" sind in Amerika geschrieben laut mehrerwähntem Brief Lenaus vom 5. März 1833.

Ja, von euch, ihr Rätselhaften,
Kam dies volle Rauschen,
Dran die Seele sehnend haften
Muß und niederlauschen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberschlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erschienen
Mit den schönen, wunderbaren
Lieblich fremden Mienen!

Könnt' ich tauchen nieder, nieder
Bis in eure Nähen!
Könnt' ich eurer schlanken Glieder
Leisen Wandel sehen!

Sehen euch den Reigen üben,
Schwesterlich verschlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen!

Meeresstille.

Stille! — jedes Lüftchen schweiget,
Jede Welle sank in Ruh',
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn belüde
Allzutrübe, allzuschwer,
Leget sich der Himmel müde
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergessend seiner Bahnen,
Seines Zieles, noch so weit!
Ruht das Schiff mit schlaffen Fahnen
In der tiefen Einsamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fischlein käme,
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fisch, der sich erhübe,
Und kein Vogel kommen will.
Ist es unten auch so trübe?
Ist es unten auch so still? —

Wie mich oft in grünen Hainen
Überrascht ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den sie mir als Muttersegen
Heimlich strömet in das Herz?

O, dann ist es keine Lüge,
Daß im Schoß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geschlecht von Menschen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim ist seine Stelle,
Und Geheimnis, was er fühlt,
Dem die Thränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen spült.

Seemorgen.

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Flut,
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort unaufzuhalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten;

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh' der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Flut sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang' euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüte! —
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Bist du mir nun zurück!
Dein liebes Angesicht verschwand
Mir, wie mein Jugendglück!

Ich steh' allein, und denk' an dich,
Ich schau' in's Meer hinaus,
Und meine Träume mengen sich
In's nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Flut,
Ergreift mich Freude schier:
Da wird so heimisch mir zu Mut,
Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde gehn
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken still verwehn
Den süßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
Braust mir dein Felsenbach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Herden Glockenschall
Zu mir herüberzieht,
Und leise der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
Wehmütig rauscht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: gedenke mein! —

Als ich am fremden Grenzefluß
Still stand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfing den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsscheu
In seine Rinde lief:
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein, so sehnsuchtschwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ströme dir in's dunkle Meer
Den warmen Thränensold! —

Der Schiffsjunge.*

1.

Das wilde, schäumende Roß,
Gejagt von der Sporen scharfem Stoß,
Auf krumm gewundener Reiterbahn
Mit seitwärts geneigtem Leibe stürmt:
So fliegt, wie die Flut sich senkt und türmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
Mit tief bordüber geneigtem Mast.

Es braust das Meer, es kracht und stöhnt
Des beladnen Fahrzeugs schwere Wucht

---

* Auf der Heimreise von Amerika fiel vor Lenaus Augen ein Schiffsjunge vom Mast in's Meer und ertrank. Schurz, der a. a. O., I, S. 213 das Ereignis erzählt, fährt fort: „Möchten die deutschen Seefahrer das Andenken Lenaus damit ehren, daß sie die von ihm erfundenen und im ‚Schiffsjungen' angeführten Segelnamen, worauf er sich etwas zu gute that, annehmen und bewahren!"

Auf seiner rastlos eiligen Flucht;
Der Matrosen freudiges Hurrah! tönt.
Der Steuermann am Ruder steht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend scharf auf's zitternde Schwanken
Der Bussole mit mancherlei frohen Gedanken:
Er überzählt sein Geldchen im stillen;
Schon hört er am Strande die Fiedel klingen,
Wo blühende, lustige Dirnen springen,
Die gerne dem Seemann sind zu Willen.

Vergnügt, die Heimat wiederzusehn,
Am Verdeck frisch auf und nieder geht
Waghaltenden Schritts der Kapitän,
Und lächelnd empor in die Segel späht,
Die voll ihm schwellen zur Augenlabe
Von des Windes köstlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sprossen hinauf der schwankenden Leiter;
Schon hat er erreicht in munterer Hast
Die höchsten Segel am stolzen Mast:
Den Lüftefänger, den Wolkenraser,
Den Mondespflücker, den Sternengraser:
Da bricht das morsche Tau entzwei,
Woran er geschwebt, — ein banger Schrei —
Er stürzt hinunter in's Meer,
Und über ihn stürzen die Wellen her.

Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn,
Den Jüngling zu retten, er ist dahin!
Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;
Schon hat ihn die eine wütend verschlungen,
Und über sie kommen die andern gesprungen,
Die um die Gierige neidisch schwärmen
Mit schäumendem Rachen und wildem Lärmen.

Die Sonne wiederum zu Himmel steigt,
Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,
Und traurig steht der feiernde Matrose,
Nachdenkend seinem wandelbaren Lose.
Klar blickt der alte Mörder Ozean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das schnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer.
Über ihm und seinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen schäumen;
Seine Heimat grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er diesen Jüngling fallen ließ?
Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen,
Froherstaunt, in der Korallenauen
Stillem, trübe dämmerndem Verlies?

Flechten sie schon freudig und erschrocken,
Schöner Fremdling, in die nassen Locken
Muscheln dir zum weißen Rosenkranz?
Werden sie in ihren Felsenriffen
Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings heiterm Glanz?

Leben und Traum.

Die Werbung.*

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so?
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rotgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
Wilder schlag' das Cimbal du!"
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all' die Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Tschako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen

---

* Erschien zuerst in der Wiener Modezeitung vom 3. April 1830 mit der vollen Unterschrift: „N. Niembsch von Strehlenau".

Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!“
Ruft er aus mit lichtern Augen,
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!“
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang' und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht sein Mütterlein so bang';
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang'!“
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimatwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn in's Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Drommetenton;
„Komm in unsre Reiterscharen!“
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Husaren,
Das ist Leben, das allein!“ —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich jetzt im Kreise
Eine finstere Gestalt,

Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt,
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort in's Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande,
Mit Geraun' und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimat sterben;
Arme Mutter! arme Braut!
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
Bist kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz! so fahre hin!"
Seht! er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild'
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Der Schifferknecht.*

Am Boden auf dem Rohrgeflecht,
Vom harten Glück verstoßen,
Da ruht der arme Schifferknecht
Mit seinen müden Rossen.

Es haust bei Tag und Nacht am Strand
Der Herd- und Hüttenlose,
Und ihm gedeiht im Ufersand
Wohl keine Freudenrose.

Die Nacht ist kühl, es braust der Wind,
Still blickt der Mond hernieder;
Die Donau murmelt ihrem Kind
Gewohnte Schlummerlieder.

Sein Schlaf ist süß, er schlürft ihn ein
In starken, tiefen Zügen;
Berauschet ihn, ihr Phantasei'n,
Aus euren Zauberkrügen!

Laßt wandeln ihn am Wiesenhang
Im goldnen Morgenscheine,
Und ihm ertöne Vogelsang
Im aufgeblühten Haine!

Gebt ihm ein Häuschen, still und traut,
Umrankt von grünen Bäumen,
Und eine schöne junge Braut
Gebt ihm in seinen Träumen!

Beim Hüttchen auf der Abendbank,
Da sitzen selig beide;
Heimkehrt mit frohem Glockenklang
Die Herde von der Weide.

Nun hört er nicht der Pferde Huf,
Und nicht die Geißel knallen,
Hört nicht der Schiffer langen Ruf
Im fernen Wald verhallen.

---

* Wurde im August 1831 von Lenau bei Schwab vorgelesen. Die fünf ersten Gedichte dieses Abschnitts erschienen in der ersten Auflage, das letzte, „Warnung im Traume", wurde in der zweiten hinzugefügt.

Er sieht nicht, wie vom Strand hinab
Den armen Kameraden
Samt seinem Roß in's Wellengrab
Fortreißt der arge Faden.*

Marie und Wilhelm.

Im Abendschein am Fenster saß
Allein mit ihrem Harme
Marie, das Antlitz, welk und blaß,
Gesenkt auf ihre Arme.

So saß das Mädchen still und sann,
Sann nach den alten Zeiten,
Und manche heiße Thräne rann
Den schönen alten Zeiten:

Als sie im trauten Hüttlein noch
Bei lieben Eltern wohnte,
Und süßer Gottesfriede noch
Der reinen Seele lohnte;

Als sie so fromm zur Kirche ging,
Und ihre Wange glühte,
Wenn jedes Aug' im Dorfe hing
An ihrer Jugendblüte;

Als sie am lauten Erlenbach
Dem Wilhelm, freudetrunken,
Das erste Wort der Liebe sprach
Und ihm an's Herz gesunken;

Und er sie nannte „süße Braut!" —
„Das alles ist vorüber!"
So dachte sie und schluchzte laut,
Ihr Herz ward immer trüber:

„Es kam der Feind in Sturmeslauf
Mit grimmen Todesstreichen;
Das Hüttlein sank, ein Aschenhauf',
Die Eltern, wunde Leichen.

„Die Eltern tot! Er in die Welt!
Die Thräne rann vergebens,
Ich in die Nacht hinausgestellt
Des unbekannten Lebens! —

* Faden, das Hauptseil, woran die Donauschiffe gezogen werden.

„Da glänzt ein milder Strahl daher
Im hoffnungslosen Dunkel,
Ein böses Irrlicht, lockend sehr
Mit lieblichem Gefunkel:

„„Laß ab zu klagen, Kind, laß ab!
Komm, folge deinem Sterne!
Die Eltern kühlt und heilt das Grab,
Den Bräutigam die Ferne!

„„Bald sollst du als beglückte Frau
Genesen aller Leiden;
Komm, folge mir zur Liebesau
Voll ewig grüner Freuden!““

„Ich wischte mit treuloser Hand
Die Thränen von der Wange,
Und ging — und ging — das Irrlicht schwand
Am furchtbar steilen Hange!

„Nun ist mein Herz so grabesdumpf
Verlassen wie die Wüste,
Seit in den bodenlosen Sumpf
Gesunken ich der Lüste!“

Marie blickt in die Nacht hinein
Aus ihrem stillen Zimmer;
Schon ist am Himmel Sternenschein
Und sanfter Mondenschimmer.

Im Garten ruft die Nachtigall,
Sie scheint in bangen Weisen
Zu klagen um des Mädchens Fall,
Die Unschuld süß zu preisen.

Und leise kommt der Abendwind,
Der ihren Locken schmeichelt,
Als wollt' er trösten, ihr gelind
Die bleiche Wange streichelt.

Geh fort, o West, vom Mädchen geh!
Laß ruhn den welken Flieder!
Du thust ihr mit den Blüten weh,
Die du auf sie streust nieder! — —

Da öffnet sich das Kämmerlein:
Es ruft ein Mann: „Maria!“
Die Freude stößt ihn wild herein:
„O meine Braut Maria!

„Ich habe nun mein Glück erjagt,
Mich durch die Welt getrieben;
Hab' viel gelitten, viel gewagt,
Und bin dir treu geblieben!

„Wenn schier mein Herz vor Leide brach
An lieblos fremdem Orte,
So dacht' ich an den Erlenbach,
Ich dacht' an deine Worte!"

Er preßt sie selig an das Herz;
Sie aber muß sich wenden,
Sie hüllt, zerknickt von ihrem Schmerz,
Das Antlitz mit den Händen.

Und leichenblaß und zitternd bricht
Sie hin zu seinen Füßen;
Er weint, er deckt ihr Angesicht
Mit feurig bangen Küssen.

„Mir nicht den Kuß! bin sein nicht wert;
Tief sank ich in's Verderben!
Bin treulos, Wilhelm, und entehrt!
Zieh fort, und laß mich sterben!" —

Wie also sie zu Wilhelm sprach,
Da schied er, schwer beklommen,
Ging still hinaus zum Erlenbach,
Der ihn mit fortgenommen.

Begräbnis einer alten Bettlerin.

Vier Männer dort, im schwarzen Kleid,
Die tragen auf der Bahre,
Lastträger, ohne Lust und Leid,
Des Todes kalte Ware.

Sie eilen mit dem toten Leib
Hinaus zum Ort der Ruhe.
Schlaf wohl, du armes Bettelweib,
In deiner morschen Truhe!

Dir folgt kein Mensch zum Glockenklang
Mit weinenden Geberden;
Die Not nur blieb dir treu, solang'
Von dir noch was auf Erden.

Dir gab der Menschen schnöder Geiz
Ein Leichentuch, zerfetzet,
Hat ein verstümmelt Christuskreuz
Dir auf den Sarg gesetzet;

Doch kränkt dich nicht der bittre Spott
In deinem tiefen Frieden,
Daß man selbst einen schlechtern Gott
Dir auf den Weg beschieden.

Einst blühtest du im Jugendglanz,
Vom ganzen Dorf gepriesen
Die schönste Maid am Erntetanz,
Dort unten auf der Wiesen.

Folgt keiner dir der Bursche nach,
Die dort mit dir gesprungen?
Wo längst die muntre Fiedel brach,
Die dort so hell geklungen!

Der Raubschütz.*

Nach einer Sage.

Der alte Müller Jakob sitzt
Allein beim Glase Wein.
Schwarzmitternacht, nur manchmal blitzt
Ein Wetterstrahl herein.
Das Mühlrad saust, es braust der Wind;
Doch schlafen ruhig Weib und Kind.

Der Alte thut manch raschen Zug;
Er denkt an Zeit und Tod.
Wie draußen jagt des Sturmes Flug,
So jagen Lust und Not,
Die längst begrabnen, neuerwacht,
Ihm durch die Brust in dieser Nacht.

Die Thür geht auf, er fährt empor:
Wer kommt zu solcher Stund'?
Ein Weidmann mit dem Feuerrohr,

---

* Während des ersten Stuttgarter Aufenthalts 1831 oder 1832 geschrieben. Brief Lenaus vom 21. April 1832.

Mit seinem Stöberhund,
Hahnfeder, Gemsbart auf dem Hut,
Das grüne Wams befleckt mit Blut.

Der Müller starrt, zurückgebeugt,
Dem Jäger in's Gesicht,
Sein Haar entsetzt zu Berge fleugt,
Sein Blut zum Herzen kriecht:
Der Raubschütz ist's, der wilde Kurd,
Der jüngst im Wald erschossen wurd'.

Der finstre Jäger an die Wand
Auf Jakobs Büchse winkt;
Der preßt sein Glas in zager Hand,
Daß es zu Scherben springt;
Gehorchend nimmt er sein Gewehr,
Und schleicht dem Grausen hinterher.

Sie streifen in den Wald hinaus,
Nach süßem Wildesraub;
Stets lauter wird der Winde Braus,
Der Pfade dürres Laub.
Der Jäger ruft voll heißer Gier:
„Komm, Bruder, jagen, jagen wir!"

Sie ziehn fort fort im finstern Wald
Durch Strupp und Strom gar frisch;
Das Wild schrickt auf, die Büchse knallt,
Der Stöbrer im Gebüsch
Rauscht mit arbeitendem Geruch,
Der Jäger ruft: „Such, Hundel, such!"

Doch an des Walds geheimstem Ort,
Auf seinem liebsten Stand,
Wo jüngst die Kugel ihn durchbohrt
Aus meuchlerischer Hand,
Da bleibt er stehn und donnert: „Schau!
Hier schoß er mich wie eine Sau!"

Es ächzt der Wald im Sturm verzagt,
Vom Monde jetzt erhellt;
Der kühn gewordne Müller fragt:
„Was ist's in jener Welt?"
Da murmelt trüben Angesichts
Der Jägersmann: „Es ist halt nichts!"

Warnung im Traume.*

In üppig lauter Residenz
Verschwelgt mit reicher Habe
Ein Jüngling seinen Lebenslenz;
Die Eltern ruhn im Grabe.

Die Mutter lag am Sterbepfühl
Mit matten Herzensschlägen,
Sie legte blaß und todeskühl
Die Händ' ihm auf zum Segen.

Und sie verschwendet noch im Schmerz
Der Kräfte letzten Glimmer,
Daß nun das Kind ihr treues Herz
Verlassen soll auf immer.

Der Mutterliebe ew'ge Macht
Hält sie dem Sohn vereinet,
Wie mildes Mondlicht in der Nacht
Des Wandrers Pfad bescheinet.

Umschwebt sie auch im Geisterflug
Still segnend den Bedrohten,
Gewaltig ist der Sinnenzug,
Und kraftlos sind die Toten.

Sie sah, wie's letzte Röslein sich
Von seiner Wange stehle,
Und wie die Unschuld ihm verblich,
Die Rose seiner Seele.

Sie sah den Sohn die Sinnengier
Stets fesselnder umgarnen;
Ein Trost nur war geblieben ihr:
In Träumen ihn zu warnen.

Nach einem wildverbrausten Tag,
Verbuhlet und vertrunken,
Der Jüngling auf dem Bette lag,
Dem Schlafe heimgesunken.

---

* Wurde laut Lenaus Brief vom 28. März 1834 für den „Musenalmanach" bestimmt.

Da träumt ihm, daß er abends irrt
Durch volkbelebte Straßen,
Wo manche Dirne lockend kirrt
Zu lüsternem Umfassen.

Schon wandelt der Laternenmann
Von Pfahl zu Pfahl und zündet
Dem Laster seine Sterne an,
Das hier sich sucht und findet.

Der Jüngling sieht ein lockend Weib
An ihm vorübergleiten,
Um deren üppig schlanken Leib
Sich Licht und Dunkel streiten.

Das Licht ihm wenig nur erhellt,
Die Lust nach dem zu wecken,
Was ihm das Dunkel vorenthält
Mit reizend schlauem Necken.

Er will den Reizen sein zu Gast,
Sie laden ihn so dringend,
Er eilt ihr nach, der Schritte Hast
Je mehr und mehr beschwingend.

Doch wie er nach der Dirne setz',
Er kann sie nicht erreichen,
Er sieht die Dunkle weiter stets,
Und lockender entweichen.

Sie gleichet einem Nebelbild
Mit leisem, fernem Winken;
Sein Blick dem Sonnstrahl heiß und wild,
Den Nebel aufzutrinken.

Schon haben sie im raschen Zug
Die wache Stadt verlassen,
Und schon durchkreuzt ihr schneller Flug
Der Vorstadt öde Straßen.

Nur hier und dort ein Licht noch brennt
Bei Toten oder Kranken;
Und fort und fort die Dirne rennt,
Er nach mit gier'gem Zanken:

„Was rennst du, Tolle, so geschwind?
Wo steht dein süßes Lager?"
Da pfeift um's Ohr ein kalter Wind
Dem ungestümen Frager.

„Halt an, halt an die tolle Flucht!
Ich will dich fürstlich zahlen!“
Also der Jüngling fleht und flucht,
Schwerkrank an Wollustqualen.

Nun ist kein Haus zu schauen mehr;
Mit argbetroffnen Blicken
Sieht er nur Gräber rings umher,
Und ernste Kreuze nicken.

Da wend't sie sich im Mondenlicht,
Zu seiner Qualgenesung:
Mit grauverwischtem Angesicht
Umarmt ihn — die Verwesung. —

Doch fuhr er kaum vom Schlummer auf,
Hat er den Traum versungen,
Und hat der wüste Lebenslauf
Ihn wiederum verschlungen.

Bald ward des Traumes kalte Braut
Am schweigenden Altare
Dem Jüngling wirklich angetraut,
An seiner Totenbahre.

Gestalten.*

Der ewige Jude.

Ich irrt' allein in einem öden Thale,
Von Klippenkalk umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg' zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Todsgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die toten Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach' auf, blüh' auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebend'gen Liedesglocken,
Die, wehmutweckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Mir nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt', ich wäre
Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!“
Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

* Sämtliche Gedichte dieses Abschnitts sind in den „Neueren Gedichten“ zusammengestellt.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Wolk' an Wolke brausend zugetragen;
Wie zu des Herzens jüngsten Thränen, Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden. —

Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Todsgedanke?
Der Geier muß in einer Ritze ducken,
Solang' die Klagen das Gebirg' durchzucken;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche türmend. — —

Schon sucht' ich in den Bergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch geflogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur waldversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich einschritt in die offne Pforte,
Blickt' ich durch's Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gemsbart weidgerecht zu schlichten,
Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstreiche seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse putzend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trügen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode trutzend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet:
Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Not manch bunter Schmuck verhüllte;
Viel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armut, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zu Herberg' herzlich aufgenommen.

Die Wirte suchten ihren Gast zu ehren
Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
Von Gemsen, wie sie fielen, Luchsen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stutze,
Mit welchen schon sein Vater einst, der Alte,
Als frischer Jung' in diesen Bergen knallte;
Mir wies die Frau, was sie besaß an Putze.

Sie ließ mir, kindlich, bunten Flitter schauen;
Doch mehr als Ringlein, Perlenschnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
In all den reichen kunstgeschmückten Hallen
So klagend an die Seele mir gefallen,
Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein; die Kinder schliefen,
Der Alte murmelte den Abendsegen,
Dann ward es still; vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört' ich noch die Tannen triefen.

Und als ich starrt' auf's mondbestrahlte Bildnis,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebe,
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildnis.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Lüfte,
Die scheue Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrote klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg; doch hören es die andern
Und lauschen schreckhaft mit gespannten Hälsen.

Des toten Tieres zitternde Genossen
Stehn still, solang' die Wiederhalle dauern,
Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
Im Felsgeklüft, ob sie nur Angst durchzittert?
Daß man die Weide ihnen so verbittert,
Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
Mit seinem Raube will davon sich machen,
Hört er's Gerüll' von schweren Tritten krachen,
Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glutversengten, gleichen;
Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!“ mit einer Stimme,
Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
Daß fliehend vom Geklipp die Gemsen fallen,
Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchtenpfade
Und harrt mit hocherhobner Todeswaffe,
Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe,
Und seine ausgeschossne Büchse lade.

Indes in seiner Rechten droht die Keule,
Reißt seine Linke von der Brust die Hülle:
„Schieß her!“ ruft sein toddürstendes Gebrülle,
„Sonst stirb!“ ruft sein todlechzendes Geheule.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster
Und in den Lauf treibt er die Kugel, bleiern.

Er zielt und schießt auf's Herz dem wilden Recken;
Doch wie geprallt an eine Felsenscheibe,
So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der grause Alte,
Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen;
Der Schütze hört noch lang' sein fernes Fluchen,
Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von allen
Kann unglückselig nie die Ruhe finden!
O könnt' ich sterben mit den Morgenwinden,
Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
Mein Widerhall, am Felsen festgenagelt!
Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!
Ein flücht'ger Lichtstrahl, in den Stein gemauert!

„Weh' mir! ich kann des Bilds mich nicht entschlagen,
Wie er um kurze Rast so flehend blickte,
Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!"

Und als es stille war im Felsenschlunde,
Erhob sich scheu und schlich zur grausen Stelle,
Wo seine Kugel traf, der Weidgeselle,
Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirtlichen Genossen
Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer;
Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Heloise.

Im Klostergarten steht ein steinern Bild,
Ein Kruzifix so ernst, versöhnungsmild;
Oft in der Nacht, der ungestörten, späten,
Geht Schwester Heloise hin, zu beten.
Auch heute kniet sie dort am Marmorstamme,
Und fleht um Kühlung ihrer Herzensflamme:
„O Gott! nachdem du hast für uns gelitten,
Geklagt, geweint, empfangen Todeswunden,
Wird unglückliche Liebe noch gefunden?
Hat sie nicht ausgeweint und ausgestritten?
Hilf! rette mich aus diesen Finsternissen
Der Zweifel, die mein blutend Herz umnachten!
Nach Ihm, nach Ihm nur muß ich ewig schmachten,
O Gott! hier liegt mein Herz vor dir zerrissen!
Umsonst, daß ich empfing den frommen Schleier,
Daß ich zum strengen Orden mich bekannte,
Noch immer seh' ich meinen süßen Freier,
Wie er beim letzten Lebewohl sich wandte.
Du selbst hast ihn zum Gatten mir erkoren;
Oft, wenn ich Wort und Küsse mit ihm tauschte,
War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauschte;
Kannst du mich trösten, daß ich ihn verloren?
Du kannst es nicht, muß zitternd ich bekennen,
Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
Dir abgewandt, in dieser Glut verbrennen.
Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte,
Vergib, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
Nach Truggestalten strecke meine Hände,
Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.
Verzeih', wenn ich oft, knieend am Altare
Zu knieen mein' an meiner Freudenbahre,
Und daß in mir verlornes Mutterglück
Aufschreit: gib mir den Bräutigam zurück!
Im Mondlicht seh' ich hier dein Antlitz schimmern,
Die Winde seufzen durch den Blütenstrauch;
Ich kam zu beten, doch im Windeshauch
Hör' ich mein unempfangnes Kindlein wimmern.
Ich bin so arm, verlassen und beraubt,
Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke

Dir bringen, Gott! als daß mein müdes Haupt
Ich hier zu deinem heil'gen Kreuze senke,
Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
Wenn ich die Nacht um Abälard verweine."

Auf meinen ausgebälgten Geier.

I.

Du stehst so still und ernst, mein ausgebälgter Geier,
Ich bringe dir ein Lied mit meiner ernsten Leier.

Zwar hörst du nichts davon, dir geht mein Gruß verloren;
Doch Dichter sind gewohnt, zu singen toten Ohren.

Es lebt ja noch der Geist, der einst dir gab die Schwingen,
Den traf der Jäger nicht, er hört mein Lied erklingen.

Und wenn kein Menschenohr auch meinem Sange lauschte,
So hört mich doch der Geist, der mir das Herz berauschte.

Ich wollt', ich wäre jetzt in fernen Felsenklüften,
Und du hoch über mir, still kreisend in den Lüften;

Ich ließe froh mein Aug' mit deinem Fluge schweifen,
Und wie du niederfährst, die Beute zu ergreifen;

Wie du, atmender Blitz, zu Boden niederzückest
Und mit den Krallen scharf ein warmes Leben pflückest;

Wie du das volle Herz ansetztest als ein Zecher,
Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus Einem Becher.

Traun! milder ist der Tod, trotz Blut und Jammerstimme,
Wo heiße Lebenslust sich paart mit seinem Grimme,

Als wo kein Leben ist beim letzten Hauch zu sehen,
Wo still der Tod uns dünkt ein einsames Vergehen.

Ihr Weinenden am Sarg, an seinem dichten Schleier,
O kommt in's Felsenthal mit mir und meinem Geier!

O kommt, Unsterblichkeit will die Natur euch lehren,
Mit diesem Blute will sie trösten eure Zähren.

Im Kreischen dieses Aars, mag's auch die Sinne stören,
Ist für die Seele doch ein süßer Klang zu hören.

Hier findet Trost ein Mann, ward ihm ein Glück zunichte,
Und näher tritt er hier dem Rätsel der Geschichte.

Der Geist, der heiß nach Blut hieß diesen Geier schmachten,
Es ist der starke Geist zugleich der Völkerschlachten;

Ein rasches Pochen ist's, ein ungeduldigs Drängen
Der Seele, ihren Leib, den Kerker, aufzusprengen.

Den großen Kaiser hat einst dieser Geist durchdrungen,
Er hat ihm hoch sein Schwert zur Völkermahd geschwungen;

Dem Jäger, der als Wild die Menschheit trieb im Zorne
Durch's Dickicht seines Heers und Bajonettendorne;

Der, wie das Schicksal, fest beim Wehgeheul der Schmerzen,
Saatkörner seines Ruhms, warf Kugeln in die Herzen;

Und der auf Helena, wenn rings die Meerflut schäumte,
Beim Sturme sich zurück in seine Schlachten träumte. —

Mehr als ein blut'ger Tod macht es mein Herz erbeben,
Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn über's Angesicht das Spiel vom letzten Schmerze
Hinzittert wie der Rauch der ausgelöschten Kerze.

Doch furchtbar ist der Tod, ein Grauen, nicht zu zwingen,
Wenn eine Seuche kommt, die Völker zu verschlingen.

Der Kaiser liegt im Grab, die Menschen wollen Frieden,
Da ward nach lautem Schreck ein stiller herbeschieden.

Viel tausend Leben hat die Seuche fortgenommen,
Als hätte die Natur Verzweiflung überkommen,

Als wäre die Natur gejagt von einem Fluche,
Daß mit geheimem Gift den Selbstmord sie versuche.

Ein Geier ist der Krieg, Herzblut ist sein Verlangen;
Die Seuche, still und glatt, ist vom Geschlecht der Schlangen.

Wo diese Schlange schleicht, fliegt ihr voran das Grauen,
Weil wir die Schlange nicht und ihren Rachen schauen.

Doch wie der wilde Aar, mit seinen scharfen Fängen,
Will auch die Schlange nur das Leben vorwärts drängen.

II.*

Du, toter Geier, stehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

Den Ganges will ich dort abholen an der Quelle,
Und ziehn mit ihm hinab, sein lauschender Geselle.

Der Ganges rauscht vorbei an einem Totenacker,
Und Geier fliegen schnell heran, die Leichenhacker,

Hier Gentlemen, Hindu und Moslemin beisammen,
Die lustig nach Hurdwar zur lauten Messe kamen.

Die Schlange Cholera, mit mörderischer Tücke
Verschlang sie rasch und spie sie schwarz und kalt zurücke.

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend haften,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften.

Die Raben tummeln sich am Rest des Geiermahls,
Und gierig springen dran Wildhunde und Schakals.

Und Störche ziehn heran, gefiederte Giganten,
Vom strenggemeßnen Schritt geheißen Adjutanten.

Wie sie auf ihren Fraß zuschreiten leis und sacht,
Unhörbar: ist allein, was hier mich grauen macht,

Und wie bedächtig sie den Schnabel klappernd wetzen;
Nur die Methode weckt mir grieselndes Entsetzen.

Dort Leichen führt hinab der Ganges, dumpf erbrausend,
Viel Geier sitzen drauf und schwimmen mit, fortschmausend;

Und andre folgen satt, mit müßigem Geflatter
Dem Leichenzuge nach, wild schwärmende Bestatter.

Hier bin ich rings umbraust von heißem Lebenstriebe,
Natur! hier rauscht dein Kuß der heft'gen Mutterliebe.

---

* Der zweite Teil wurde, laut Brief vom 21. Juni 1838, um diese Zeit in Stuttgart geschrieben.

Hier muß das Grauen selbst der Seuche sich verlindern,
Seh' ich, Natur, wie du hier schwelgst in deinen Kindern!

Fort wird das Bild des Tods vom Lebenssturm getragen,
Der Siegesruf verschlingt mir alle Todesklagen.

Und mit den Geiern dort, die um die Leichen schwanken,
Lass' fliegen ich am Strom Unsterblichkeitsgedanken.

Der gute Gesell.*

Des Menschengeschlechts uralter Gefährte,
Der nie von seiner Seite gewichen
Seit dem Verluste des Paradieses,
Wo er mitleidig sich angeschlossen;
Der nie wird weichen von seiner Seite,
Solang' auf Erden ein Mensch noch atmet;
Der unbekannte, der namenlose
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen,
Er sei gepriesen von meinem Liede,
Der alte, treue, gute Gesell. —
Als der Mensch gebrochen mit seinem Gotte,
Und als der elektrische Schlag der Sünde
Durch die ganze lange Kette der Herzen
Vom ersten Ahne zum fernsten Enkel
Erschütternd schlug das Geschick des Todes
Und die weithin tönende Klage;
Als die ersten Thränen auf Erden flossen,
Der Morgentau des schmerzlichen Tages;
Als hinter dem ersten Menschenpaare
Sich donnernd geschlossen des Edens Pforte:
Da folgte den weinenden Fortgewiesnen
Der gute Gesell, nachtragend heimlich
Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
Das er noch eilig zusammengerafft
Im Eden, für ihre traurige Flucht. —
Kein strenger Richter, kein scharfer Denker,
Kein Weiser ist der gute Gesell;
Doch ist er ein Cicerone der Schöpfung,
Ein wortgewandter, mit warmem Herzen.
Er führt uns an die Werke des Meisters,

---

* Das Gedicht wurde von Lenau als Beitrag zu dem Album gespendet, welches Friedrich Witthauer 1838 zum Besten der Pester Überschwemmten herausgab.

Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimnis,
Vom Sinn und Geiste des ewigen Meisters,
So weiß er von den herrlichen Bildern
Doch süß zu schwatzen, mit funkelndem Auge,
Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiser ist der gute Gesell,
Doch ein zauberkundiger Menschenfreund.
Die Armut schmerzt und der bittre Mangel:
Inmitten der irdischen Güter stehn,
Wie sie blühn und vergehn, und selbst vergehn,
Und sie nie gekannt und genossen haben:
Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise. —
Da kommt der gute Gesell in die Hütte,
Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
Beim Abendmahl sich's behagen läßt,
Den Kienspan zündend und seinem Häuflein
Die Lust am kärglichen Mahl beleuchtend.
Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
In die Schüssel allen Wohlschmack der Erde;
Und der arme Mann ist froh, und betrachtet
Sein Weib, einst schön gepriesen und reizend,
Nun welk von Sorgen und Mutterliebe;
Doch sieht er es nicht, die blassen Wangen
Hat ihr geschmückt der gute Gesell
Mit unverwelklicher Herzensjugend. —
Der einsame Wandrer im fremden Gebirg',
Der, ohne Heimat und Reisepfennig,
Entgegenzweifelt der Nachtherberge:
Mit einmal fühlt er den Mut gehoben
Und schreitet rüstig durch's dämmernde Thal,
Und fester greift er den Wanderstab,
Denn der unsichtbare gute Gesell
Geht mit und lüpft ihm die schwere Bürde,
Und raunt ihm ein lustiges Hoffnungsliedlein;
Er hat die Vögelein aufgestiftet
Und das hüpfende Bächlein angemuntert,
Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein.
Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
So hat's doch wohlgethan zur Stunde;
Der gute Gesell nimmt's nicht so genau. —
Dort liegt an Ketten im finstern Kerker,
Den Tod erwartend, ein Verbrecher;
Jetzt naht dem Unglückseligen leise
Der gute Gesell und schenkt erbarmend

Ihm einen festen, gesunden Schlaf;
Noch steckt er ihm zu den guten Bissen,
Nachsichtig heimlich, hinter dem Rücken
Des bösen Gewissens, der Todesfurcht. —

Er weiß die trüben Erinnerungen,
Die bangen Zweifel, verlorne Sehnsucht
Allmählich der Seele zu entwenden,
Wie die Mutter dem Kind ein schneidend Gerät,
Womit es spielen möchte, verriegelt.
Undankbar hab' ich ihn fortgewiesen,
Wenn er mich heilsam bestehlen wollte,
Wenn er mich freundlich wollte beschenken.
Dann ward er schüchtern und scheu zuletzt,
Und immer seltner kam er und seltner.
Verscheuchter Gefährte meiner Jugend,
O komm zurück und verzeih' den Undank,
Du lieber, milder, guter Gesell! —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
Woher des Wegs, wie heißt sein Name?
Wir spüren ihn alle, doch nennt ihn keiner.
Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,
Und seine Mutter gewiß die Liebe.
Er ist ein heimlicher, namenloser
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen.

Zwei Polen.*

Hippolyt.

Schon sieben Jahre treibst du
Dies wunderliche Wandern
Von einem Ufersaume
Der Welt dahin zum andern?
Solang' aus diesem Schiffe
Trat nie dein scheuer Fuß,
Der lieben, trauten Erde
Zu bringen einen Gruß?
Und wenn das Schiff die Winde
In Landesnäh' getragen,
Wenn du die blauen Berge

---

* Zuerst im „Frühlingsalmanach" 1836 publiziert.

Sahst in die Lüfte ragen,
So bist du kalt geblieben
In deinem Bretterhaus?
So rief kein lautrer Herzschlag
In deiner Brust: hinaus!?
Und sahst du auf den öden,
Den unwirtbaren Wogen,
Wie plötzlich kam ein Vogel
Vom Lande hergeflogen,
Der bald zur Heimat wieder
An dir vorüberglitt,
Nahm der nicht deine Sehnsucht
In seine Wälder mit?
Wenn du in weiter Ferne
Mit seegeschärften Sinnen
Sahst aus den Fluten tauchen
Die grünen Waldeszinnen,
Und unwillkürlich spürend
Den Landgeruch gespürt,
Hat sich in deinem Herzen
Die Waldluft nicht gerührt?

Boleslaw.

Ich haben sieben Jahre
Mich auf der See getrieben,
Werd' auf der See mich treiben
Vielleicht noch einmal sieben.
Solang' mir nicht vom Ufer
Entgegentönt die Kunde,
Daß sich erhob die Menschheit,
Zu heilen jene Wunde,
Die mit dem Falle Warschaus
In thränenwerten Tagen
So tief dem heil'gen Herzen
Der Freiheit ward geschlagen:
Solange wird vergebens
Gebirg und Wald mir winken,
Und auf das Schiff ein Vogel,
Ihr müder Bote, sinken.
Den lieben Bergespfaden,
Der süßen Waldesruh',
Und manchem Freundesherde
Kehr' ich den Rücken zu,
Und knicke tot im Herzen
Den Wunsch nach Wiederkehr,

Und wende meine Blicke
Zurück in's freie Meer.
Hier leb' ich mit den Wellen
Und mit den freien Winden,
Und seh' dahin die Tage,
Die hoffnungslosen, schwinden;
Hier leb' ich mit den Brüdern
Erinnrungsvolle Stunden,
Die dort im heil'gen Kampfe
Beglückten Tod gefunden.

Hippolyt.

O tiefe Meeresstille!
O grenzenloser Frieden!
Auf weiter Wasserheide
Wie einsam, abgeschieden!
Das Meer in seiner Stille
Ist zwiefach unermessen;
Hier haben uns die Winde
Verlassen und vergessen.

Boleslaw.

Der finstre, stumme Himmel
Ist wie mein Vaterland,
Dem jeder Strahl der Freude
Vom Angesichte schwand;
Der stille Meeresboden,
Wo keine Welle wacht,
Ist wie die stille Wahlstatt
Nach unsrer letzten Schlacht.

Hippolyt.

Das stumme, finstre Antlitz
Des Himmels niederstarrt,
Und mit verhaltnem Grolle
Der Zeit des Sturmes harrt. —
Der auf dem Dornenpfühle
Thatloser Schmerzen ruht,
Du wunderlicher Träumer,
Wie wäre dir zu Mut,
Wenn plötzlich über's Meer sich
Zu dir herüberschwänge
Ein Vöglein aus der Heimat,
Und wach den Träumer sänge?
Wenn es ein Lied dir sänge,

Wie sie sich drüben schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach dir im Kampfe fragen?
Du aber bist gebannet,
Gefesselt ist dein Wille
Und mit dem Schiff gewurzelt
Hier in der Meeresstille!

Boleslaw.

Das Vöglein wird nicht kommen,
Und singen, wie sie schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach mir im Kampfe fragen;
Doch käm' es, müßt' ich weinen,
Daß ich daheim nicht wär',
Und würde ungeduldig
Mich stürzen in das Meer.
Mein Geist, entfesselt, eilte
Zur lang' ersehnten Schlacht,
Ein Leitstern meinen Brüdern
In dichter Pulvernacht;
Und wollt' ein Feind im Dunkel
Entfliehn der Schlacht, der heißen,
Würd' ich des Rauches Mantel
Ihm von den Schultern reißen,
Die Kugeln meiner Brüder
Würd' ich im Fluge lenken,
Daß sie sich tief und sicher
In Feindesherzen senken.

Hippolyt.

Schon regen sich die Lüfte,
Und Sturmeswolken ziehn;
Vielleicht ist Polens Freiheit
Auf immer nicht dahin.

Boleslaw.

Die Winde gehn und kommen,
Die Woge ebbt und flutet,
Doch ewig ohne Hilfe
Die tiefe Wunde blutet!

Der traurige Mönch.*

In Schweden steht ein grauer Turm,
Herbergend Eulen, Aare;
Gespielt mit Regen, Blitz und Sturm
Hat er neunhundert Jahre;
Was je von Menschen hauste drin,
Mit Lust und Leid, ist längst dahin.

Der Regen strömt, ein Reiter naht,
Er spornt dem Roß die Flanken;
Verloren hat er seinen Pfad
In Dämmrung und Gedanken;
Es windet heulend sich im Wind
Der Wald, wie ein gepeitschtes Kind.

Verrufen ist der Turm im Land,
Daß nachts, bei hellem Lichte,
Ein Geist dort spukt in Mönchsgewand,
Mit traurigem Gesichte;
Und wer dem Mönch in's Aug' gesehn,
Wird traurig und will sterben gehn.

Doch ohne Schreck und Grauen tritt
In's Turmgewölb' der Reiter,
Er führt herein den Rappen mit,
Und scherzt zum Rößlein heiter:
„Gelt du, wir nehmen's lieber auf
Mit Geistern, als mit Wind und Trauf?"

Den Sattel und den nassen Zaum
Entschnallt er seinem Pferde,
Er breitet sich im öden Raum
Den Mantel auf die Erde,
Und segnet noch den Aschenrest
Der Hände, die gebaut so fest.

Und wie er schläft, und wie er träumt
Zur mitternächt'gen Stunde,
Weckt ihn sein Pferd, es schnaubt und bäumt,
Hell ist die Turmesrunde,
Die Wand wie angezündet glimmt;
Der Mann sein Herz zusammennimmt.

---

* Nach einer Sage, welche der Schwede Hagberg dem Dichter während seines persönlichen Umgangs mit ihm 1838 erzählte.

Weit auf das Roß die Nüstern reißt,
Es bleckt vor Angst die Zähne,
Der Rappe zitternd sieht den Geist
Und sträubt empor die Mähne;
Nun schaut den Geist der Reiter auch
Und kreuzet sich nach altem Brauch.

Der Mönch hat sich vor ihn gestellt,
So klagend still, so schaurig,
Als weine stumm aus ihm die Welt,
So traurig, o wie traurig!
Der Wandrer schaut ihn unverwandt,
Und wird von Mitleid übermannt.

Der große und geheime Schmerz,
Der die Natur durchzittert,
Den ahnen mag ein blutend Herz,
Den die Verzweiflung wittert,
Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
Im Aug' des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „O sage, was dich kränkt?
Was dich so tief beweget?"
Doch wie der Mönch das Antlitz senkt,
Die bleichen Lippen reget,
Das Ungeheure sagen will,
Ruft er entsetzt: „Sei still! sei still!" —

Der Mönch verschwand, der Morgen graut,
Der Wandrer zieht von hinnen;
Und fürder spricht er keinen Laut,
Den Tod nur muß er sinnen;
Der Rappe rührt kein Futter an,
Um Roß und Reiter ist's gethan.

Und als die Sonn' am Abend sinkt:
Die Herzen bänger schlagen,
Der Mönch aus jedem Strauche winkt,
Und alle Blätter klagen,
Die ganze Luft ist wund und weh —
Der Rappe schlendert in den See.

Weib und Kind.

Ein schwüler Sommerabend war's, ein trüber,
Ich ging fußwandernd im Gebirg' allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerschein,
Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernsten Thale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernste nah';
Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
Daß sich noch alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt sei Jesus Christus!" sprach sie mir;
„In Ewigkeit!" so dankt' ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf dunkeln Wegen.

Ihr folgt' ein kleines Mägdlein, halb erschrocken,
Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;
Sie mühte sich, mit einem Bissen Brot
Ein zögernd Kälblein mit sich heim zu locken.

„Kumm, Kalberl, kumm!" * so rief das Kind dem Tiere;
Das klang so innig, lieblich und vertraut,
Daß ich der Unschuld heimatlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Lang' blickt' ich ihnen nach, bis sie verschwunden.
Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

Der Steirertanz.**

Robert.

Laß, Freund, uns übernachten
In jenem Jägerhause,
Das uns entgegenklinget
Mit Geigen und Gesängen.

---

* Österreichische Mundart.

** Erschien zuerst im „Frühlingsalmanach" 1836. Lenau hatte eine große Vorliebe für die steirischen Ländler und schreibt darüber am 28. Januar 1832 an Mayer: „Hörst Du einen wahren Steirerländler, so hörst Du mitten aus dem Getümmel der irdischen Freude die allmächtige Stimme der Sehnsucht heraustönen, der Sehnsucht nach dem Heimatlichen, Göttlichen. Ja gewiß liegt ein gewisses Heimweh in diesen Gebirgsmelodien."

Heut' ließ die Sonne sprühen
Die sommerscharfen Pfeile,
Es war ein heißes Wandern
Auf steilen Bergespfaden;
Wir wollen uns erfrischen.
Und sind des Leibes Mühen
Am raschen Wanderstabe
Belohnt mit wackerm Imbiß
Und manchem Becher Weines,
Erquicken wir die Seele
Mit heiteren Gesprächen.

Heinrich.

Es war ein herrlich Wandern;
Den Abgrund überspringend,
Die Felswand überkletternd,
Fand ich in seiner hohen
Geheimnisvollen Heimat
Manch schönes Alpenblümlein,
So einsam, bis zur Stunde
Gekannt nur von den Lüften,
Besucht nur von den Wolken,
Erblickt von Sternenaugen.

Robert.

Es war ein herrlich Wandern;
Vom Klippenast des Kalkes,
Vom schwarzen Beet des Abgrunds
Hab' ich gepflückt Gedanken,
Niewelke Blumen Gottes,
Die werden freudig duften
Mir durch mein ganzes Leben.
(Sie treten in's Haus.)

Jäger.

Seid schön gegrüßt, ihr Herren,
Glückselig guten Abend!

Robert.

Wollt ihr zwei müde Wandrer
Herbergen für die Nacht?

Jäger.

Willkommen mir von Herzen!
Nur ist's in meiner Hütte
Ein wenig toll und voll,

Wir haben heute Hochzeit;
Ihr müßt euch schon begnügen,
Ein Plätzchen wo zu nehmen,
Das nicht die Lust besetzt hat,
's wird freilich knapp genug sein.

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überschauen.
Sieh dort den Jägerburschen,
Den schlanken, schönen, flinken
Auf seinem grünen Hute
Gemsbart und Hahnenfeder;
Aus seinem festen Auge
Blitzt ihm ein Siegesstrahl;
Die Gemse, die sein Blick faßt
In ihrer Felsenheimat,
Wird nicht mehr lange weiden
Die frischen Alpenkräuter;
Die Dirne, die sein Blick faßt,
Wird nicht mehr lange wandeln
Auf ihrer grünen Alpe
Mit leichtem, freiem Herzen.

Robert.

Das ist der beste Schütze
Im steirischen Gebirge.
Ich wollte, Freund, es schlügen
Entschlüsse mir und Thaten
So scharf getreu zusammen,
Wie diesem wackern Jäger
Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich.

Er ist der beste Schütze,
Und ist der feinste Tänzer
Von diesen Burschen allen.
Wie er die schöne Dirne
So leicht und sanft und sicher
Im frohen Kreise tummelt!
Uns läßt das lust'ge Paar
Hintanzen vor den Augen,
Harmonischer Bewegung,
Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen

Hoch über ihrem Haupte
Den Finger, und sie dreht sich
Um seine Faust im Kreise,
Die Anmut um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen,
Leicht wechselnd, aus der Rechten
In seine Linke gleiten,
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in seinem Rücken,
Läßt sich von ihr umtanzen,
Als wollt' er sich umzirken
Rings um und um mit Liebe,
Und ihr im Tanze sagen:
Du schließest mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!

Robert.

Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,
Sich durch die Arme schlüpfend,
Und blicken sich dabei
Glückselig in die Augen,
Als wollten sie sich sagen:
So wollen wir verbunden,
Uns ineinander schmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durch's wechselvolle Leben!

Heinrich.

Hörst du den Jäger jauchzen?
Zu enge sind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrausen
Die Fluten des Entzückens.

Robert.

Siehst du die Erd' ihn stampfen?
Im Freudenübermute
Gibt er der Erde schallend
Den Fußtritt der Verachtung;
„Du kriegst nur unsre Asche!"
Ruft ihr sein helles Jauchzen,

Und flammend blickt sein Auge
Der Liebsten in das Auge,
Unsterblichkeitsgewiß:
„Wir haben uns auf ewig!“
Die Blicke dieser beiden
Sind mir gewisse Bürgschaft
Für mein unsterblich Leben.
Was sich geliebt auf Erden,
Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub' ich nimmermehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenosse,
Mit dir durchstreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmlischen Gebirge,
Und dort sie alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie diese Musikanten
Auf Geig' und Zither spielen
Den lust'gen Steirertanz,
Den ersten Teil des Walzers
Im zweiten wiederholend,
Nur wechselnd in der Tonart:
Meinst du, der alte Geiger,
Dem die Gestirne tanzen
Zur starken Weltenfiedel,
Wird unser Erdenleben,
Wenn's einmal abgespielt ist,
Noch einmal 'runterspielen,
Nur höher, in der Quinte? —

Robert.

Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton
Im schönen Liede Gottes;
Doch wie das schöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen sie am Grabe:
Und was im Erdenleben

Mit ihm zusammenklang,
Wird einst mit ihm erklingen
Zu freudigen Akkorden
Im Strom des ew'gen Liedes.

Die drei Zigeuner.*

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichten dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

* Erschien zuerst 1838 in dem „Album für die Pester Überschwemmten".

Die nächtliche Fahrt.

Zu öd' und traurig selbst den Heidewinden
Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
Singvögel sind geflohn von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Rabe,
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eisesklammern;
Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüfte,
Ein jeder trägt das werte Probezeichen
Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume
Am Schlitten, trüb, wie schnellvergessne Träume,
Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Renner sind mit Eis behangen,
Das klirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
Der Rosse Rücken ist mit Reif umgittert:
Der Tod will sie mit kaltem Netze fangen.

Gekauert sitzt, gehüllt vom Bärenkragen,
Der Wojewod im Schlittenkorbgeflechte
Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
Ein zweiter nach, mit gleichgeschwinden Rennern,
Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
Und auf der Heide klingelt seine Schelle.

Die Nacht ist grimmig kalt; o Wandrer, meide
Den Schlaf; hörst du das Glöcklein nicht mehr schlagen,
So wird's vom Rosse dir vorangetragen
Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Heide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter;
Gib, Wandrer, acht, daß nicht auch deine Seele
Zu ihrem Grunde sich hinunterstehle,
Wenn du einnickest; Wandrer, halt dich munter!

Bist du ein Jäger, denke an ein Wildern;
Hast du ein Lieb, denk' an ihr süßes Lager;
Wenn Haß dich wurmt, der scharfe Herzensnager,
So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Ha! Wölfe! seht, ein ganzes Rudel Tode!
Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette,
Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es kracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
Doch schneller sind, Gottlob! die braven Hengste,
Die Rappen sind im Drang der Todesängste
Plötzlich wie junge Raben flügg' geworden.

So fliehn sie weite Strecken, angstgetrieben;
Die Männer schießen schreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Nun halten sie; die Pferde dampfend schwitzen
Und schnauben aus den Nüstern sich das Bangen;
Drei treten in die Schenke und verlangen
'nen Becher Wein, doch bleibt der Woiwod sitzen.

Da springt der Wirt, ein Jude, an den Schlitten
Und macht dem Gaste tiefe Reverenzen:
„Darf ich, Herr Wojewod, euch nicht kredenzen
Wein, Brot und einen feinen Bratenschnitten?"

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:
„Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Roter,
Der ißt nicht, trinkt nicht, friert nicht, ist ein Toter,
An dem, Hebräer, wirst du nichts gewinnen?

„Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Russe, hat ihn totgeschossen;
Ich fahre meinen schweigenden Genossen
Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

„Bald aber hätt' ich ihm die Treu' zerrissen,
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
So hätt' ich ihn nicht weiter mitgenommen,
Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeschmissen.

„Ich meine immer noch sein Blut zu schauen,
Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie sich's nicht bergen konnte in den Schollen;
Das Bluteis darf im Frühling erst zertauen!"

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel,
Fort über Brücken, Zäune, Teich' und Bäche,
Denn alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche,
Und gleichgefegt der Wind mit seinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutscher nach dem Toten;
Noch sitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
Wie er gesessen, unbekümmert, schweigend,
Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällte
Und stecken blieb in seinem Eingeweide;
Der Schnee, der rings bedeckt Podoliens Heide;
Sein Herz — sind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und rasselt an der Föhre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Zaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das tote Polen durch die Heide fahren.

Vision.*

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mähn' und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnputz;
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stutz.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durch's Land Tirol allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Kaum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß die Sporn,
An den vergessnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege dort ein Kruzifix,
Des Unglücks Herberg', ragt,
Seitwärtsgewandten, finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durchs Land Tirol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, leb' wohl! leb' wohl!
Du siehst mich nimmermehr!"

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu! Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundert Neun.

---

* Im Juni 1838 in Stuttgart gedichtet.

Liebesklänge.*

Neid der Sehnsucht.

Die Bäche rauschen
Der Frühlingssonne,
Hell singen die Vögel,
Es lauschen die Blüten,
Und sprachlos ringen
Sich Wonnedüfte
Aus ihrem Busen;
Und ich muß trauern,
Denn nimmer strahlt mir
Dein Aug', o Geliebte! —
Nicht über den Wellen
Des Ozeanes,
Nicht über den Sternen,
Und nicht im Lande
Der Phantasien
Ist meine Heimat;
Ich finde sie nur
In deinem Auge!
Was je mir freudig
Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht:
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage,
Und meiner Jugend
Himmlische Träume,
Von meinen Toten
Trauliche Grüße,
Und meiner Gottheit

* Sämtliche Gedichte dieses Abschnitts erschienen zuerst in den „Neueren Gedichten".

Stärkenden Anblick,
Das alles find' ich
In deinem Auge,
O meine Geliebte!
Nun bist du ferne,
Und bitter beneiden
Muß jeden Stein ich,
Und jede Blume,
Beneiden die kalten
Menschen und Sterne,
An die du vergeudest
Die süßen Blicke.

An die Entfernte.

1.

Diese Rose pflück' ich hier,
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich in's Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

2.

Rosen fliehen nicht allein,
Und die Lenzgesänge,
Auch dein Wangenrosenschein,
Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Thor, ein Thor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

Meine Rose.

Dem holden Lenzgeschmeide,
Der Rose, meiner Freude,
Die schon gebeugt und blasser
Vom heißen Strahl der Sonnen,
Reich' ich den Becher Wasser
Aus tiefem Bronnen.

Du Rose meines Herzens!
Vom stillen Strahl des Schmerzens
Bist du gebeugt und blasser;
Ich möchte dir zu Füßen,
Wie dieser Blume Wasser,
Still meine Seele gießen!
Könnt' ich dann auch nicht sehen
Dich auferstehen.

Kommen und Scheiden.*

So oft sie kam, erschien mir die Gestalt
So lieblich, wie das erste Grün im Wald.

Und was sie sprach, drang mir zum Herzen ein
Süß, wie des Frühlings erstes Lied im Hain.

Und als Lebwohl sie winkte mit der Hand,
War's, ob der letzte Jugendtraum mir schwand.

---

* Nach E. Niendorfs Angabe („Lenau in Schwaben", S. 143) bezieht sich dieses im Frühling 1840 entstandene Gedicht auf Agnes, welcher auch die folgenden Strophen gewidmet sind.

An Agnes.*

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Tau von Thränen sinket
In die Stille nieder,
Und hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen deine Lieder.

Die entflohn und nicht mehr kamen,
Freuden mit verlornen Namen,
Kannst du wiederbringen;
Lauschend treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen,
Hören sie dich singen.

Liebesfrühling.

Ich sah den Lenz einmal,
Erwacht im schönsten Thal;
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.

Und seh' ich sie am Ort,
Wo längst der Frühling fort,
So sprießt ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.

---

* Schwester der unter dem Pseudonym Emma Niendorf als Schriftstellerin bekannten Frau von Suckow, gebornen Freifrau von Callatin. Agnes, welche Lenau 1840 in Stuttgart kennen lernte, war, wie er schreibt, „sehr liebenswürdig, besonders durch ihren ganz eigentümlichen, sehr schönen Gesang". Am 6. Juni 1840 schrieb er ihr die Verse in's Stammbuch. Wahr seien sie wenigstens, sagte er, es hätte lange in ihm geschwiegen, sie habe ihn wieder zum Dichten begeistert. Im Stammbuch hatte das Gedicht noch die folgende, später im Druck weggelassene Strophe:

„Schwieg mir dann die süße Kehle,
Sucht' ich, aufgeschreckt, die Seele,
Die so schön geklungen,
Und es hat die wunderbare
Noch in deinem Augenpaare
Stille fortgesungen!"

Agnes, die ihren Wohnsitz in München hatte, starb nach langer Krankheit Anfang 1845, als Lenau bereits dem Wahnsinn verfallen war.

Sophie.

An …

Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Der schwere Abend.

Die dunkeln Wolken hingen
Herab so bang und schwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht,
So ganz, wie unsre Liebe,
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Traurige Wege.

Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald so froh!
Alles grün, die Vögel sangen,
Und das scheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Rings von allen Zweigen schallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren;
Ach, wie war die Nacht so mild!
Auf der Flut, der sanften, klaren,
Wiegte sich des Mondes Bild.

Lustig scherzten die Gesellen;
Unsre Liebe schwieg und sann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberrann. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze strich der West,
Als wir einst am Kirchhof gingen;
Ach wie schliefen sie so fest!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;
Sahen uns die Toten weinen,
Als wir dort vorbeigewallt?

Einsamkeit.

Wild verwachsne, dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einsam deine Klage singt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer schweigen bliebe,
Klage, klage fort; es weht,
Der dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!

Wunsch.

Urwald, in deinem Brausen
Und ernsten Dämmerschein
Mit der Geliebten hausen
Möcht' ich allein — allein!

Von deinen schlankften Bäumen
Baut' ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsräumen;
O komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
Aus tiefster Schlucht empört!
Für sie den Feind erschlagen,
Der unsern Frieden stört!

Ich würd' in Mondesnächten,
Beim stillen Sternentanz,
Von wilden Liedern flechten
Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben stehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund stürzen sehn;

Und weit hinunter blicken
Ließ' sie mein starker Arm;
Wie würd' ich sie dann drücken
An's Herz so fest und warm!

Meine Furcht.

O stürzt, ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund nur hinab!
O reißt, ihr Sturmesflüche,
Die Wälder in ihr Grab!
O flammt, ihr Blitzesgluten,
O rase, Donnerklang!

Ihr könnt mich nicht entmuten,
Mir wird vor euch nicht bang.
Wenn ihr auf's Herz mir zielet,
Euch acht' ich Kinder nur:
Daß ihr Vernichten spielet,
Entsprangt ihr der Natur!
Wohl spott' ich Sturmesgrimme,
Und wildem Donnerscherz;
Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz;
Die schnell das Herz mir bräche,
Die Stimme fürcht' ich sehr,
Wenn die Geliebte spräche:
Ich liebe dich nicht mehr!

Wunsch.

Fort möcht' ich reisen
Weit, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit dir allein!

Die Dränger und Lauscher
Und kalten Störer,
Sie hielt' uns ferne
Der wallende Abgrund,
Das drohende Meer,
Wir wären so sicher
Und selig allein.
Und käme der Sturm,
Ich würde dich halten
An meiner Brust.
Wenn donnernde Wogen
Zum Himmel schlügen,
Doch höher schlüge
Mein trunkenes Herz;
Und meine Liebe,
Die ewige, starke,
Sie würde frohlockend
Dich halten im Sturm.
Du würdest zitternd
Mir blicken in's Auge,
Und würdest erblicken,

Was nimmer scheitert
In allen Stürmen,
Und würdest lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer sinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Wassern
Ist tiefe Stille.
Da ruhst du sinnend
An meiner Brust.
So tiefe Stille:
Mein lauschendes Herz
Hört Antwort pochen
Dein lauschendes Herz.
Wir sind allein,
Doch flüsterst du leise,
Um nicht zu stören
Das sinnende Meer.
Nur sanft erzittern
Die Lippen dir,
Die schwellenden Blätter
Der süßen Rose;
Ich sauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der süßen Rose.
Im Osten hebt sich
Der klare Mond,
Und Gott bedecket
Den Himmel mit Sternen,
Und ich bedecke,
Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den schönern Himmel,
Mit feurigen Küssen.

An den Wind.

Ich wandre fort in's ferne Land;
Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
Und sah, wie sie den Mund geregt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief sie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinem trüben Gang,
Doch hört' ich nicht den liebsten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlassen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Ist's nicht genug, daß du mir auch
Entreißest ihren letzten Gruß?

An …

O wag' es nicht, mit mir zu scherzen,
Zum Scherze schloß ich keinen Bund;
O spiele nicht mit meinem Herzen;
Weißt du noch nicht, wie sehr es wund?

Weil ich so tief für dich entbrannte,
Weil ich mich dir gezeigt so weich,
Dein Herz die süße Heimat nannte,
Und deinen Blick mein Himmelreich:

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der süßer Heimat sich entreißt,
Dem Himmel, mit verschwiegnem Kummer,
Auf immerdar den Rücken weist.

Frage nicht.

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
Ich weiß es nicht, und will nicht fragen;
Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie tief es dein im Grunde.

O still! ich möchte sonst erschrecken,
Könnt' ich die Stelle nicht entdecken,
Die unzerstört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe.

Zueignung.

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die, liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfaßlich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
In deines Wortes süßem Klange.

Und durft' ich ahnend in den Bronnen
Der göttlichen Gedanken sinken,
So sah ich klar die dunkeln Wonnen
In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel taut in finstern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen sah ich weinen
Herab auf meine bangen Lieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreise
Gesenkt, geschwellt, in trauter Nähe,
Ist's, ob ich deine Seele leise
Die Luft der Tugend atmen sehe.

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es sprengen,
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüten und Gesängen.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der schönen Blume
Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.

Tod und Trennung.

Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Thränen schauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh' dem Thränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durch's ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tiefrer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen.

An eine Freundin.

Dichterherzen können segnen,
Wen sie lieben; fremd und rauh
Meinem Herzen zu begegnen,
Hüte dich, du schöne Frau.

Eine Sage läßt dich grüßen,
So ich im Gebirg' vernahm,
Als ich einst, vor Wettergüssen
Flüchtend, in ein Hüttlein kam.

In den tiefsten Einsamkeiten,
Zwischen Felsen, ruht ein See;
Dem entstieg ein Geist vor Zeiten,
Kam den Menschen in die Näh'.

Kam in's Dorf, erschien beim Feste,
Brachte Segen in das Haus,
Und es blickten Wirt und Gäste
Oft gar sehnlich nach ihm aus.

Plötzlich stand er unter ihnen
Trug ein dunkles Mönchsgewand!
Und der Mann mit ernsten Mienen
Freud' an ihrer Freude fand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
Nickte, und verlor sich sacht
In den See, zum stillen Grunde
Taucht' er heim um Mitternacht.

Glücklich ward die Braut gepriesen,
Wenn er kam und ihr zum Tanz
Brachte von verborgnen Wiesen
Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
Schöner blühte dann die Braut,
Ward im gleichen Jugendschimmer
Viele Jahre noch geschaut.

Mutter ward sie guter Kinder,
Haus und Feld gedieh; bis spät
Sie d Tod, ein leiser, linder,
Überraschte beim Gebet.

Einst mit rauher Ungebühre
Sprach ihm eines was zu leid;
Traurig schwieg er, und zur Thüre
Schwand der Saum von seinem Kleid.

Und sie sahn vom Ufer nieder,
Riefen, klagten je und je;
Doch es kam der Geist nie wieder,
Blieb in seinem tiefen See.

Thränenpflege.*

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen;
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

---

* Im Mai oder Juni 1838 in Stuttgart geschrieben (Brief vom 21. Juni 1838 an Sophie).

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen,
Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch,
Ich hör' ihn im Herzen schreien.

Pfleg' deinen Schmerz mit Thränen lind,
Als eine weinende Aja,
Einschläfre ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaya.

Sie legt das Kind im Sachttengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend;
Die leisen Tropfen schläfern es ein,
Ihm auf die Wangen tauend.

Die Blumenmalerin.*

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Bog der Freund sich auf den Todessiechen,
Aufzuküssen seinen letzten Hauch.
Blumen, nicht im einsam wilden Grase,
Blumen, euch in der kristallnen Vase
Fiel ein schönes Los im Sterben auch!

Eure holden Äuglein blicken trüber,
In den bleichen Todesschlaf hinüber
Neigt ihr schon die Häupter traurig matt;
Während eure Blätter sich entfärben,
Während eure schönen Blüten sterben,
Blüht ihr auf an diesem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke flehen:
„Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!
Tröste unser flüchtiges Geschick!
Deinen zauberischen Pinsel tauche
Eilig noch in unsre Sterbehauche,
Küss' die Seele auf in deinen Blick!"

Und sie blickt und malt und blicket wieder,
Blum' an Blume neigt getrost sich nieder,

---

* Sophie besaß Fertigkeit im Malen und schmückte oft ihre Briefe an Lenau mit Darstellungen von Blumen.

Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
Und es wagt die lieblichste der Frauen
Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
Vom besiegten Blumenuntergang.

Erinnerung.

Einst gingen wir auf einer Bergeswiese;
Tief atmend tranken wir die Blumenseelen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergeßnen Traum vom Paradiese.

Wir sahn das Abendrot die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte,
Doch wandt' ich mich nach deinem Angesichte,
Das strahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entschwunden,
Und wird vielleicht so schön nie wieder kommen;
Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
Ich sah ihn nicht in allen spätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
Der Widerschein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch besser wär's, mir hätt' er nicht geschienen.

Sonette.*

Frage.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher in's Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum war's in der Nacht;
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hast du dich einst der Erdennacht entschwungen,
Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
Verloren sein des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage,
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Jugend und Liebe.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden;
Wenn, jung getrennt, sich wiedersehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernsten Falten
Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden.

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne schwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir suchen immer noch den Traum zu halten,
Nur stiller sei geworden sein Empfinden.

* Die Sonette erschienen sämtlich zuerst in den „Neueren Gedichten".

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Lüften;
Noch leichter als die Jugend flieht die Liebe,
Die nur des Blattes wonnereiches Düften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen.

Der Salzburger Kirchhof.

O schöner Ort, den Toten auserkoren
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Toten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Toten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.*

Nachhall.

Ein Wandrer läßt sein helles Lied erklingen:
Nun schweigt er still und schwindet in den Föhren;
Ich möchte länger noch ihn singen hören,
Doch tröst' ich mich: er kann nicht ewig singen.

Der Wandrer schweigt, doch jene Felsen bringen
Mir seinen Widerhall in dunkeln Chören,
Als wollten sie sein Lied zurückbeschwören,
Nun ist es still — den Quell nur hör' ich springen.

* In den „Neueren Gedichten" lauten die zwei letzten Verse:
„Bis sie zu neuem Leben einst erwarmen,
Wann sie der Morgenruf vor Gott entboten".

Der Wandrer schwieg und schied; ich sprach gelassen:
Fahr wohl! warum denn fühl' ich jetzt ein Trauern,
Daß länger nicht sein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menschen Tod will mich's erfassen,
Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
Hier, dort noch einer nennt — bis alle schweigen.

Die Asketen.

O spottet nicht der traurigen Asketen,
Daß sie den Leib mit scharfen Leiden plagen,
Die süßen Erdenfreuden sich versagen,
Die flüchtigen, nur allzuschnell verwehten!

Nebst solchen, die das Futter gierig mähten,
Seit des verlornen Paradieses Tagen,
Hat eine Schar von Herzen stets geschlagen,
Die, abgewandt, die Weide hier verschmähten.

Ein schüchternes Gefühl: „wir sind gefallen!"
Hält sie vom lauten Freudenmarkt zurück,
Heißt sie den Pfad einsamer Dornen wallen.

Es wächst ihr Ernst, wenn sie vorüberstreifen
An einem unverdienten Erdenglück;
Die Scham verbietet, keck danach zu greifen.

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.

Nur eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr alles sagen;
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die eine aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden.

I.

Stimme des Windes.

In Schlummer ist der dunkle Wald gesunken,
Zu träge ist die Luft, ein Blatt zu neigen,
Den Blütenduft zu tragen, und es schweigen
Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie stille Traumesfunken
Den Schlaf durchgaukelnd, schimmern in den Zweigen,
Und süßer Träume ungestörtem Reigen
Ergibt sich meine Seele, schweigenstrunken.

Horch! überraschend saust es in den Bäumen
Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
Ich höre plötzlich ernste Stimme sprechen;

Die aufgeschreckte Seele lauscht dem Winde
Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

II.

Stimme des Regens.

Die Lüfte rasten auf der weiten Heide,
Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
In eins gefallen sind die nebelgrauen,
Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
Und mein und dein vergessen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder,
Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
Und eine Wehmut fühlt er, nicht zu sagen.

III.

Stimme der Glocken.

Den glatten See kein Windeshauch verknittert,
Das Hochgebirg', die Tannen, Klippen, Buchten,
Die Gletscher, die von Wolken nur besuchten,
Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Das dürre Blatt vom Baume hörbar zittert,
Und hörbar rieselt nieder in die Schluchten
Das kleinste Steinchen, das auf ihren Fluchten
Die Gemse schnellt, wenn sie den Jäger wittert.

Horch! Glocken, in der weiten Ferne tönend,
Den Gram mir weckend und zugleich versöhnend,
Dort auf der Wiese weiden Alpenkühe.

Das Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
Der von der Erd' auf immer ist geschieden
Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

IV.

Stimme des Kindes.

Ein schlafend Kind! o still! in diesen Zügen
Könnt ihr das Paradies zurückbeschwören;
Es lächelt süß, als lauscht' es Engelchören,
Den Mund umsäuselt himmlisches Vergnügen.

O schweige, Welt, mit deinen lauten Lügen,
Die Wahrheit dieses Traumes nicht zu stören!
Laß mich das Kind im Traume sprechen hören,
Und mich, vergessend, in die Unschuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauschen,
Mit dunkeln Lauten hat mein Herz gesegnet,
Mehr als im stillen Wald des Baumes Rauschen;

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die stille Heide regnet,
Wenn im Gebirg' die fernen Glocken hallen.

Doppelheimweh.

Zwiefaches Heimweh hält das Herz befangen,
Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn,
Und in die Grabesnacht hinuntersehn
Mit trüben Augen, todeshohlen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
Daß Lust und Leid der Erde muß vergehn;
Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Dies Doppelheimweh tönt im Lied der Schwäne,
Zusammenfließt in unsre letzte Thräne
Ein leichtes Meiden und ein schweres Scheiden.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
In dem sich wunderbar zwei Welten schneiden.

Einsamkeit.

1.

Hast du schon je dich ganz allein gefunden,
Lieblos und ohne Gott auf einer Heide,
Die Wunden schnöden Mißgeschicks verbunden
Mit stolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entschwunden,
Wie einem Jäger an der Bergesscheide
Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
Wie's Vöglein zieht, daß es den Winter meide?

Warst du auf einer Heide so allein,
So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
Daß er umarmend stürzt an einen Stein;

Daß er, von seiner Einsamkeit erschreckt,
Entsetzt empor vom starren Felsen springt,
Und bang dem Winde nach die Arme streckt.

2.

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
Der Stein ist tot, du wirst beim kalten, derben,
Umsonst um eine Trosteskunde werben,
So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen;

Bald siehst du sie, dein ungewahr, erblassen,
Beschäftigt nur mit ihrem eignen Sterben.
Geh weiter: überall grüßt dich Verderben
In der Geschöpfe langen, dunkeln Gassen;

Siehst hier und dort sie aus den Hütten schauen,
Dann schlagen sie vor dir die Fenster zu,
Die Hütten stürzen, und du fühlst ein Grauen.

Lieblos und ohne Gott! der Weg ist schaurig,
Der Zugwind in den Gassen kalt; und du? —
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Palliativ.

Ist Gras gewachsen über die Geschichte,
Weiß nicht mehr recht, wie sie sich zugetragen;
Nur manchmal schwebt mir's vor im Dämmerlichte,
Als hätt' ich einer Schuld mich anzuklagen.

Doch abgewandt vom störenden Gesichte,
Ruf' ich's nicht an und will es nicht befragen,
Weil Blick und Mut ich in die Zukunft richte;
Ich schlage mich nicht gern mit alten Tagen.

„Wenn dir der Sensenmann den Leib hinstrecket,
Wird er auch säuberlich das Gras dir mähen,
Das jene Schuldgeschichte dir verdecket.

„Kehr' mutig um zu den verlassnen Bühnen,
Die Schuld mit scharfem Reueblick zu sehen;
Soll sie dir sterben, eile sie zu sühnen."

Vermischte Gedichte.

Die Thränen.

Thränen, euch, ihr trauten, lieben,
Bring' ich diesen Dankgesang!
Seid ja auch nicht ausgeblieben,
Wenn mein Herz im Liede klang;

Schlichet die bekannten Gleise
Still herab, als wolltet ihr
Meinen Schmerz behorchen leise,
Und das Lied quoll sanfter mir.

Wenn der Dolch im Busen wühlte,
Tief vom Unglück eingebohrt,
Kam der Trost von euch und spülte
Linde die Verzweiflung fort.

O flieht keinen Wildumdrohten
Von Orkan und Wetterschein!
Naht ihm, naht ihm, Friedensboten,
Laßt den Armen nicht allein!

Ist die Nacht vorbei, so fehle
Ihm doch eure Treue nicht,
Und die Traufe seiner Seele
Netze mild sein Angesicht.

Mit der Wehmut süßen Tropfen,
Daß sein Herz, war's auch gequält,
Nie verlerne doch zu klopfen
Dieser schönen Gotteswelt. —

Nicht nur, wo der Herzensnager
Gram wühlt, habt ihr euern Lauf,
Auch wo Lust ihr Reiselager
Schlägt in einem Busen auf:

Ha, wie wogt das Festgetümmel
In dem engen Kämmerlein,
Wenn der ganze reiche Himmel
Überfüllend will hinein!

Und die Thränen seh' ich blinken
Auf der Wang' im Freudenglast,
Und sie zittern und sie winken
Alle Welt herein zu Gast. —

Als ich einst am Sterbebette
Eines lieben Freundes stand,
Und der Tod die Freudenkette
Kalt uns aus den Händen wand,

Weint' ich ihm die letzte Ölung
Und — schon lag er still und bleich;
Doch in seines Auges Höhlung
War noch eine Thräne weich;

War so heilig anzuschauen,
Wies die Sehnsucht himmelan,
Wie der Engel, den die Frauen
Einst am Grabe Jesu sahn.

In der Krankheit.*

1.

Nacht umschweigt mein Krankenlager;
An der morschen Diele nur
Reget sich der kleine Nager,
Und es pickt die Pendeluhr,
Die eintönig mich bedeutet,
Wie das Leben weiter schreitet.

Über trübe, heitre Stellen
Schreitet's unaufhaltsam hin,
Wie des Stromes rasche Wellen
Blum' und Dorn vorüberziehn.
Immer senkt die Bahn sich jäher,
Kommt der Schritt dem Tode näher.

* Bezieht sich auf die Krankheit, eine gefährliche Halsentzündung, von welcher Lenau um Weihnachten 1825 befallen wurde. Das Gedicht scheint auch in dieser Zeit entstanden zu sein.

Mir auch senkt sie sich, und schaurig
Weht es aus der Niederung;
Und, noch Jüngling, hör' ich traurig,
Wie aus banger Dämmerung
Meines Herzens matten Schlägen
Rauscht die Todesflut entgegen.

2.

Einsamkeit! mein stilles Weinen
Rinnt so heiß in deinen Schoß;
Doch du schweigst und hast nicht einen
Seufzer für mein trübes Los!
Legen schon die Jugendjahre
Abgeblüht mich auf die Bahre,
Wird kein Auge feuchten sich?
Wird kein Busen bänger schlagen,
Wenn sie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich?
Heißer strömt es von der Wange:
Keines, keines! fühl' ich bange.

An die Melancholie.

Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
Wo der Adler einsam haust,
Tannen starren in die Lüfte,
Und der Waldstrom donnernd braust.

Meiner Toten dann gedenk' ich,
Wild hervor die Thräne bricht,
Und an deinen Busen senk' ich
Mein umnachtet Angesicht.

Einem Freund in's Stammbuch.

Rüstig wandelst du fort die Alpenpfade der Edlen,
Wo die reinere Luft Busen und Stirne dir kühlt;
Pflückest vom Felsengeklipp, vom schmalen Rande des Abgrunds
Duftende Blumen und schlingst sie zum harmonischen Kranz,
Ihn zu tragen, ein Opfer, zum Hochaltare der Menschheit,
Ach, um welchen es stets stiller und einsamer wird.
Traurig flüstern auf ihm die Kränze der wenigen Edlen,
Totenkränze nunmehr schöner verblichener Zeit.
Aber du wandle hinan getrost, und wäre dein Leben
Auch nur Feier des Tods schöner verblichener Zeit.
Kommt auf deinen Pfaden dir einst der Donner entgegen,
Dräuend im nächtlichen Flug, fahren Orkane dich an:
Freund, dann flattre dies Blatt vor deinen Blicken im Sturme,
Und es rausche dir zu: „Denke des liebenden Freunds!“

Vergänglichkeit.

Vom Berge schaut hinaus in's tiefe Schweigen
Der mondbeseelten schönen Sommernacht
Die Burgruine; und in Tannenzweigen
Hinseufzt ein Lüftchen, das allein bewacht
Die trümmervolle Einsamkeit,
Den bangen Laut: „Vergänglichkeit!“

„Vergänglichkeit!“ mahnt mich im stillen Thale
Die ernste Schar bekreuzter Hügel dort,
Wo dauernder der Schmerz in Totenmale,
Als in verlassne Herzen sich gebohrt;
Bei Sterbetages Wiederkehr
Befeuchtet sich kein Auge mehr.

Der wechselnden Gefühle Traumgestalten
Durchrauschen äffend unser Herz; es sucht
Vergebens seinen Himmel festzuhalten,
Und fortgerissen in die rasche Flucht
Wird auch der Jammer; und der Hauch
Der sanften Wehmut schwindet auch.

Horch' ich hinab in meines Busens Tiefen,
„Vergänglichkeit!" klagt's hier auch meinem Ohr,
Wo längst der Kindheit Freudenkläng' entschliefen,
Der Liebe Zauberlied sich still verlor;
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinstirbt der letzte frohe Klang.*

Trias harmonica.

Drei Seelen hab' ich offenbar,
Denn eine kann drei Dinge nicht
Zugleich vollbringen, wie sogar
Der weise Psychologe spricht.

Die eine hängt voll Liebesglut
An schönen Munds Korallenrand,
Die andre schwimmt auf Weinesflut
Hinüber an den Götterstrand;

Die dritt' in freudigem Tumult
Braust ihre Dithyramben laut,
Und schleudert ihren Katapult
An's kalte Herz, metallverbaut.

So geht's, bis an den Bettelstab
Sie ihren Wirt, den Leib, gezehrt;
Bis jubilierend dann hinab
Die tolle Drei zur Hölle fährt.

* In der ersten Auflage folgt hier noch:
„Vergänglichkeit! Dein Hauch als Sturmeswüten
Wirft hingeschmettert Eisen in den Staub;
Dein Hauch als linder West entführt die Blüten
Dem Rosenstrauch in schmeichlerischem Raub.
Wie Blüten hier, so fächelt dort
Dein Hauch die welken Sterne fort."

Den Stoff des Gedichts gewann Lenau auf einer nächtlichen Bergtour, die er im Jahr 1827 mit seinem Schwager Schurz nach Gutenstein und auf den Schneeberg machte. Der Weg führte die Wanderer vorüber an einem Kirchhof „mit geneigten, vom Mond übersilberten Kreuzen, der wie ein ernster, sinniger Wächter am Eingang der Schlucht stand". Schurz a. a. O., I, S. 88.

Zögerung.*

Beschritten schon von seinem Reiter,
Rafft auf der Weide noch das Roß
Die letzten Halme, will nicht weiter,
Bis ihm der Sporen scharfer Stoß
Gewaltig in die Seiten dringt
Und es im Sturm von dannen zwingt.

Und fühlt der Mensch mit bleichem Beben
Den Tod ihm sitzen am Genick,
So klammert sich sein Fuß an's Leben,
Er bettelt um den Augenblick,
Bis rauh der Tod die Geißel schwingt
Und ihn mit Macht von dannen zwingt.

An die medisierenden Damen.**

Sproßt ihr wie des Frühlings junge Triebe,
Ahmt die Wange seiner Rosen Glut,
Soll das Herz auch ahmen seine Liebe,
Wie das Herz des Frühlings mild und gut.
Medisiert das Blümlein auf der Wiese
Seinem unverlornen Paradiese?
Thun's im Wald die jungen, grünen Blätter,
Wenn sie beim Gedröhn der Frühlingswetter
Wonnig rauschen und zusammenschauern?
Geht und lauscht und lernet euch bedauern!
Liebe singt der Vogel von den Zweigen,
Und im frohen Jugendreigen
Rauben liebestrunken Maienlüfte
Aufgeblühten Blumen ihre Düfte,
Aber keinen guten Namen.
Medisiert nicht, junge Damen!

Saß ich einst in einem Mädchenkreise,
Da begann in ihrem Blütenkranze
Erst geheim zu zischeln, klug und leise,

---

* Dieses und die vorhergehenden Gedichte der Abteilung sämtlich in der ersten Auflage erschienen.

** In Castellis „Almanach" (wann? jedenfalls vor 1835) publiziert, wurde von Lenau nicht in die Gedichtsammlung aufgenommen.

Doch bald laut die Schlange: Medisance.
Und sie rümpften ihre feine Nase,
Ekel zuckte mancher Rosenmund,
Weil ein Name, wacker und gesund,
Von dem Biß der Schlange ward zum Aase.
Ist der Name krank, so laßt den Kranken
Ungeneckt an euch vorüberschwanken,
Wollt ihr lindern nicht die Namenswunde
Mit des Frauenmitleids weichem Öle,
Laßt ihn ziehn! doch nicht in eure Runde
Reißt ihn, als in eine Räuberhöhle! —

Wandelt ihr im Herbste eurer Tage,
Ist in jedem Mienenzug zu lesen
Des Verwelkens untröstbare Klage,
Daß ihr nimmer seid, was ihr gewesen;
Dann, ihr Damen, lernt vom Herbst die Wehmut,
Lernet die gedankenvolle Demut,
Nehmet mit Bedacht
Euer Grab in acht,
Statt in andrer Fehlern schnöd' zu kramen;
Medisiert nicht, alte Damen!

Fliegt ein schuldlos Vöglein unbewußt
Über Guas-Upas' gift'gen See,
Stürzt es schnell; die liedervolle Brust
Ist verstummt in bittrem Todesweh.
In dem Brodem eurer Kessel, Kannen,
Flutet Guas-Upas: Thee, Kaffee,
Und es zog kein Name heil von dannen,
Dessen Flug verirrt an diesen See.
Klang der arme Flattrer auch
Erst im heimatlichen Strauch
Wie das Lied des Vogels rein und gut,
Stürzt er tot in eure braune Flut. —
Aber, gilt es auch nicht gleich den Namen,
Noch vor einem hütet euch, ihr Damen:
Flieht auch vor dem spöttischen Belächeln,
Diesem Schleicher, weichbesohlten Diebe,
Diesem Vampir, der mit leisem Fächeln
Lullt in Schlaf die Achtung und die Liebe;
Wenn sie einnickt, aus den Adern ihr
Saugt das Herzblut mit verstohlner Gier.

An eine Dame in Trauer.

Vom Grabe deines treuen Mannes
Ist noch die Schaufel feucht;
O Weib, o nichts von einem Weibe!
Dein Aug' ist nicht mehr feucht?

Hinab! zuchtloses Blut der Wangen!
In's Herz, du Schandeborn!
Kann dich des Gatten Tod nicht jagen,
So jage dich mein Zorn.

Das Thränenschild, den Flor herunter,
Mit dem du dich behängt!
In dieser Kneipe wird die Thräne,
Die edle, nicht geschenkt.

An Mathilde.

Schon verrauscht der Tag, und des Abends sanftere Seele
Fließt, wie süße Musik, sänftigend uns in die Brust.
Horch, Mathilde, wie leise der West durch Blüten dahinscherzt,*
Leiser noch weht sein Hauch, kost er um deine Gestalt.
Sieh die Biene, sie wandelt von Blume zu Blume geschäftig,
Süße Bereicherung lockt weiter die summende stets;
Also wandelt die Seele dereinst von Blume zu Blume,
Welche zum strahlenden Kranz sich der Unendliche wand:
Also wandelt sie einst von Welten weiter zu Welten,
Näher dem liebenden Gott, liebender, göttlicher stets.
Aber die Wechselgestalten des Lebens, sie teilen nicht alle
Gleich der Unsterblichkeit Los, wenn uns der Ewige winkt;
Nur das Schönste des Lebens, worin der Himmel uns kund wird,
Nimmt die Seele mit fort, schwingt sie den Sternen sich zu.
Doch die trüben Gestalten verhüllt Nacht, ewige Nacht dann.
Heil der Stunde, die selbst dann noch uns wonnig umstrahlt!
O Mathilde, dein Auge voll himmlischer, tiefer Bedeutung
Blickt mir in's Auge so ernst, und so entzückend zugleich,
Daß die Seele mir bebt, o Geliebte! ahnet dir etwa,
Daß auch diesen Moment hüllen nicht werde die Nacht?

---

* In der ersten Auflage: „durch Blüten dahinseufzt".

Einem Knaben.

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickest bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindestraum.

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus,
Und prüfest rings die Sprossenwände
Und fragst: „Wie kam er nur hinaus!“

An jenem Baume hörst du singen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst trauernd einst,
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobte,
Dir säuselte so manche Lust;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückest deinem Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entflohn, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her;
Neigst hin dich nach den süßen Weisen:
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr! —

Der Indifferentist.

Ob du, ein Sokrates, den Schierlingsbecher
Auf's Wohl des Vaterlandes lächelnd trinkst;
Ob du, ein schnöder, teuflischer Verbrecher,
Vom Henkerbeil getroffen, fluchend sinkst;

Ob dein Genie sein Werk den raschen Zeiten
Geschleudert, ein Gebirg', in ihre Bahn,
Daß sie an seinem Fuß vorüberschreiten,
Und grauend seine Gipfel starren an;

Ob nichts dein langes Leben war hienieden,
Als für's Gewürm des Grabes eine Mast;
Ob du, der Menschheit Fesseln anzuschmieden,
Ein toller Held, die bange Welt durchrast:

Ist just so wichtig, als: ob nur im Kreise
Einförmig stets das Aufgußtierchen schwimmt,
Ob es vielleicht nach rechts die große Reise,
Vielleicht nach links im Tropfen unternimmt.

An die Hoffnung.

Hoffnung! laß allein mich wallen,
Gaukle nicht um meine Bahn!
Deine Sterne sind gefallen,
Und mich täuscht kein holder Wahn!

Dieser streckt nach einer Krone
Seine Hand verwegen aus;
Doch ihn stößt der Tod mit Hohne
In sein enges, kühles Haus.

Und ein andrer hat errungen,
Was der erste nur gewollt;
Hat die höchste Höh' erschwungen:
Throne wanken, wenn er grollt.

Hoffnung! o warum entzündest
Du sein Herz zum stolzen Plan,
Da du schmeichelnd ihm verkündest
Einen Weltteil unterthan?!

Über Völkern klirrt die Kette,
Da sein Schritt nach Osten stürmt;
Bang ruft eins dem andern: rette!
Von der Schreckensmacht umtürmt.

Nun ergreift ihn sein Verhängnis,
Reißt ihm Kron' und Purpur ab,
Schleudert ihn in's Meergefängnis;
Bald verschlingt ihn dort sein Grab. —

In der Nächte stiller Feier
Hebt der heiligen Natur
Kühn ein Forscher ihre Schleier,
Und verfolget Gottes Spur.

Denn du lässest schön erglänzen
Ihm ein Mal der Ewigkeit,
Enkel seine Gruft bekränzen; —
Und ihn lohnt — Vergessenheit!

Nach der Liebe treuem Glücke,
Das er nirgends finden soll,
Kehrt ein andrer seine Blicke,
Dir vertrauend, sehnsuchtsvoll.

Ach, sie liebt ihn, der Entglühte
Hält sie wonnevoll umstrickt;
Doch der Liebe zarte Blüte
Wird im Rausche bald zerknickt! —

All dein Wort ist Windesfächeln;
Hoffnung! dann nur trau' ich dir,
Weisest du mit Trosteslächeln
Mir des Todes Nachtrevier!

In das Stammbuch einer Künstlerin.*

Erinnerung an einen Spaziergang.

Nach langem Wege durch die Sommerschwüle
Rauscht' uns ein Wald entgegen seinen Gruß,
Uns übergoß die Luft mit süßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.

---

* Emilie, Tochter des Geheimrats Hartmann in Stuttgart, mit dem Hofrat Reinbeck daselbst verheiratet.

Und wie wir aus den heißen, hellen Triften,
Wo mühend sich der Mensch dem Leben weiht,
In's Waldgeheimnis weiter uns vertieften,
Und in den Schatten Gottes: Einsamkeit; —
So flohen deine heiteren Gespräche
Fort von des Lebens wüstem, steilem Hang
Waldein, und wanden sich als klare Bäche
Durch's Labyrinth der Kunst mit leisem Klang.
Auf ihren Wellen bebten die Gestalten
Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt;
Ich aber sah, nachhängend ihrem Walten,
Die froherstaunte Seele mir entführt.

Einem Ehrsüchtigen.

Laß das Ringen nach der Ehre;
Lieber all dein heißes Streben
In den eignen Busen kehre,
Und du lebst ein schönres Leben.

Frage.*

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!

Der Selbstmord.**

Scheitert unsre Brust an Klippen,
Hingeschellt von Sturmeswut;
Trinkt mit aufgerissnen Lippen
Unsre Wunde Schmerzensflut;

Schöpft das Herz dann hastig bange
Aus der Brust den Thränenguß,
Weil es sonst, vom Wellendrange
Überströmt, versinken muß:

* Diese Zeilen erschienen zuerst in der zweiten Auflage der Gedichte, die vorhergehenden alle (mit der bezeichneten Ausnahme) schon in der ersten Auflage.

** In der ersten Auflage betitelt: „Das Herz“.

Dann wird auch der Sturm beschworen,
Helle wird die Finsternis,
Es vertünchen milde Horen
An der Brust den Wundenriß.

Aber ist das Herz ein zages,
Wenn die Brust die Woge trinkt,
Starrt es ob des Klippenschlages
Störrisch, müßig — und versinkt.

Ist's ein wildes, ungezäumtes,
Wird es im Tumulte scheu,
Todestrunken glüht und schäumt es,
Und zertrümmert sein Gebäu.

Wenn dann auch der Himmel heiter
Und mit lindem Hauche weht,
Sanft der Strom hinwiegt die Scheiter;
Für die Toten ist's zu spät.

Doch ihr Schifflein, hört, ihr andern!
Seid ihr auch dem Sturm entwischt,
Ruhig mögt ihr weiter wandern,
Aber nicht gehöhnt, gezischt:

„Wie der Nachen ward zertrümmert!
Wie das Herz im Strom ersoff!
Warst wohl auch zu leicht gezimmert!
Warst wohl auch aus schlechtem Stoff!"

Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Rest;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Nest.

An J. Klemm.*

O säume nicht, mit Wein, Gesang und Kosen
Dein Herz zu frischen! sieh, die Jugend flicht
In deinen Strauß schon ihre letzten Rosen,
Bald wendet sie das holde Angesicht,
Und flieht und schwindet tief und tiefer immer
Im Hain Vergangenheit — und kehret nimmer.

---

* Lenaus Jugendfreund, mit welchem er in Ungarisch-Altenburg 1822 zusammen studierte.

Dann gilt's, empor zur Lebenshöh' zu dringen,
Dann hörst du hinter dir im Blütenthal
Das „Gaudeamus igitur!" verklingen,
Und deine Bahn wird glühend, schroff und kahl:
Am Strauße, den die Jugend dir gewunden,
Ist bald so Duft wie Farbenpracht verschwunden.

Doch wallst du einst zur Abendherberg' nieder,
Tränkt kühler Tau den welken Blumenstrauß,
Dann blüht er neu mit Duft und Farbe wieder;
Du setzest müde dich vor's stille Haus,
Spielst mit dem Strauß, dem Kinde schöner Zeiten,
Und schlummerst ein — die Blumen dir entgleiten.

Zuflucht.

Thut man Kindern was zuleide,
Fliehn zur Mutter sie voll Schrecken,
Sich in ihrem Faltenkleide
Vor dem Quäler zu verstecken.

Weiche Herzen bleiben Kinder
All ihr Leben, und es falle
Ihnen auch das Los gelinder,
Als den Herzen von Metalle.

Jagt sie Unglück, wie zum Fluche,
Fliehn sie bang und immer bänger,
Bis sie hinter'm Leichentuche
Sich verbergen ihrem Dränger.

Der Greis.

Durch Blüten winket der Abendstern,
Ein Lüftchen spielt im Gezweige;
Der Greis genießt im Garten so gern
Des Tages süße Neige.

Dort seine Enkel, sie jagen frisch
Im Grase hin und wieder;
Die Vöglein singen im Gebüsch
Nun ihre Schlummerlieder.

Es lieben Kinder und Vögelein,
— Die Glücklichsten auf Erden! —
Bevor sie abends schlafen ein,
Noch einmal laut zu werden.

Da schlängelt der schnelle Kinderkreis
Sich blühend durch blühende Bäume,
Sie gaukeln um den stillen Greis
Wie selige Jugendträume.

Sein Auge folgt am Wiesenplan
Der Unschuld fröhlichen Streichen;
Da jauchzt ein Knabe zu ihm heran,
Ihm eine Blume zu reichen.

Der Alte nimmt sie lächelnd hin
Und streichelt den schönen Jungen!
Und will liebkosend ihn näher ziehn;
Der aber ist wieder entsprungen.

Und wie der Greis nun die Blume hält
Und ansieht immer genauer,
Ihn ernstes Sinnen überfällt,
Halb Freud' und milde Trauer.

Er hält die Blume so inniglich,
Die ihm das Kind erkoren,
Als hätte seine Seele sich
Ganz in die Blume verloren;

Als fühlt' er sich gar nah' verwandt
Der Blume, erdentsprossen,
Als hätte die Blum' ihn leise genannt
Ihren lieben, trauten Genossen.

Schon spürt er im Innern keimen wohl
Das stille Pflanzenleben,
Das bald aus seinem Hügel soll
In Blumen sich erheben.

Abendheimkehr.

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
Der Arme heimgetragen;
Der frohe Knecht die Geißel schwingt
Am erntevollen Wagen.

Die milchbeladne Herde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
Der lustige Geselle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der rasche;
Und Has' und Wachtel guckt heraus,
Zu prahlen, aus der Tasche.

Den Dichter sieht man aus der Nacht
Der Eichen selig schwanken;
Er taumelt heim mit seiner Tracht
Unsterblicher Gedanken.

Vanitas.

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein bißchen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.

Gastlich bot dir auf der Reise
Die Natur ihr Heiligtum;
Doch du stäubtest fort im Gleise,
Sahst nach ihr dich gar nicht um.

Blütenduft und Nachtigallen,
Mädchenkuß und Freundeswort
Riefen dich in ihre Hallen;
Doch du jagtest fort und fort.

Eine Thörin dir zur Seite
Trieb mit dir ein arges Spiel,
Wies dir stets in's graue Weite:
„Siehst du, Freund, dort glänzt das Ziel!"

War es Gold, war's Macht und Ehre,
Was sie schmeichelnd dir verhieß:
Täuschung war's nur der Hetäre,
Eitel Tand ist das und dies.

Sieh! noch winkt sie dir in's Weite,
Und du wardst ein alter Knab'!
Nun entschlüpft dir dein Geleite,
Und du stehst allein — am Grab.

Kannst nicht trocknen mehr die Stirne,
Da du mit dem Tode ringst;
Hörst nur ferne noch der Dirne
Hohngelächter — und versinkst!

Fragmente.

Der Jüngling.

Der Jüngling stößt vom Strand im leichten Kahne,
Die Sehnsucht hat die Segel ihm gebreitet;
Wie rasch im Phantasien-Ozeane,
Von Westen fortgekost, dahin er gleitet!
Schon weht auf neuen Welten seine Fahne,
Wo selig er durch Paradiese schreitet
Und Blumen pflückt, wie nimmer sie geboren
Im reichsten Lenz die heimatlichen Horen.

„Willkommen, Jüngling, von der fernen Reise!"
Begrüßt ihn tückisch wieder nun das Leben,
Und kosend naht ein Weib, unmerklich leise
Der Liebe Gaukelmacht um ihn zu weben.
Sie hält ihn festgebannt in ihrem Kreise
Mit Seufzerformeln, heuchelndem Ergeben:
Froh schmückt er ihr mit seinen Traumesblüten
Die Brust, um welche Todeslüfte brüten.

Der falsche Freund.

„O sei mein Freund!" so schallt's vom Heuchelmunde
Dem Falschen, der mit heimlichem Behagen
Den Vorteil überzählt von solchem Bunde;
Du traust ihm, und — schon hast du eingeschlagen,
Ein edler Thor! Naht einst die Wetterstunde,
So siehst den Schurken du mit bleichem Zagen
In seines Ichs bequeme Hütte springen,
Hinausgesperrt magst mit dem Sturm du ringen.

Die schlimme Jagd.

Das edle Wild der Freiheit scharf zu hetzen,
Durchstöbert eine finstre Jägerbande
Mit Blutgewehren, stillen Meuchelnetzen
Der Wälder Heiligtum im deutschen Lande.

Das Wild mag über Ström' und Klüfte setzen,
Und klettern mag's am steilen Klippenrande:
Der Weidruf schallt durch Felsen, Ström' und Klüfte,
Empört verschleudern ihn die deutschen Lüfte.

Der feile Dichter.

Die Muse muß zur Metze sich erniedern,
Der Dichter sendet sie zum Mäcenaten,
Und, frechgeschürzt, mit schaugestellten Gliedern,
Der Göttlichkeit vergessend, tief entraten,
Umtanzt sie ihn mit schnöden Schmeichelliedern,
Liebäugelnd mit den blinkenden Dukaten.
Sie muß den Gott in ihm zum Schlaf bethören,
Das Tier zu wilder Glut und Flamm' empören.

Der geldgierige Pfaffe.*

Der Pfaffe weiß mit Dampf, Gesang und Glocken,
Mit Mummerei, Gebärd' und schlauem Segen
Den Pöbel zum Guckkasten hinzulocken,
Worin sich Höll' und Himmel bunt bewegen.
Derweil, entzückt, der Pöbel und erschrocken
An's Wunderloch nun thut das Auge legen,
Umschleichet ihn der Pfaffe, aus den Taschen
Die schweißgetränkten Kreuzer ihm zu haschen.

Auf einen Professor philosophiae.

Seht ihr den Mann mit stäubender Perücke?
Wie sprudelt ihm die hochgelahrte Kehle!
Seht, an der morschen Syllogismenkrücke
Hinkt Gott in seine Welt; die Menschenseele
Ist ewig, denn sie ist aus einem Stücke!
Und daß der Argumente keines fehle,
Hat er ein weises ergo noch gesprochen:
Der Mensch ist frei, die Fesseln sind gebrochen!

---

* Das Gedicht wurde von Lenau nur in die erste Auflage, in die folgenden aber nicht mehr aufgenommen.

Theismus und Offenbarung.*

Vom Saatenfeld die Lerche zieht
Froh himmelwärts mit ihrem Lied;
Die Stolze meidet Busch und Baum,
Der Blüten schönen Frühlingstraum,
Durch deren säuselndes Gewimmel
Hereinblickt der gebrochne Himmel;
Sie sucht den vollen Morgenschein,
Sie will bei ihren Liederfesten
Dem Himmel auch von Blütenästen
Entgegen nicht gehalten sein.
Doch sucht die holde Nachtigall
Der Blüten heimliche Verwahrung;
Ihr weckt den süßern Liederschall
Der Liebe Frühlingsoffenbarung.

Abmahnung.**

Laßt ab, laßt ab! bauwütig rauhe Leute,
Und störet mir die liebe Stelle nimmer,
Wo spielend sich des Städtchens Jugend freute
In seines Glückes flücht'gem Morgenschimmer.

Hier spielten eure Väter, eure Ahnen;
Hier hat sie abgerufen einst das Leben
Auf seines Ernstes dornenvolle Bahnen;
O wollet euch der Stelle fromm begeben!

Wohl heilig ist zu achten solche Stätte,
Wo sich vom Ahn zum fernen Kind gewunden
Der Jugendspiele goldne Freudenkette,
Wo viele lebten ihre liebsten Stunden.

---

* Bei einem Spaziergang hatte Mayer Lenau darauf aufmerksam gemacht, daß die Lerchen unmittelbar vom Feld auf oder darauf zurückfliegen, selten aber sich auf einen Baum oder Busch niederlassen; daraus hatte Lenau später das obige Gleichnis gebildet und es in Mayers Exemplar der Gedichte mit der Bemerkung eingeschrieben: „Erinnerung an unsern schönen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen im Mai 1832". Das Gedicht wurde in der zweiten Auflage erst veröffentlicht.

** Nach einer Notiz in E. Niendorfs Buch, S. 85 sollen dieses und die drei folgenden Gedichte in Amerika geschrieben sein. „Waldestrost" und „Der Unentbehrliche" werden auch bei Schurz a. a. O., I, S. 206 als in Amerika entstanden bezeichnet.

Doch wollt ihr bauen, bauet Kirchhofwände,
Daß man den Toten hier zu seinem Grabe,
Zugleich zur Stätte seiner Jugend sende,
Daß er sein Bestes hier beisammen habe!

Warnung und Wunsch.

Lebe nicht so schnell und stürmisch;
Sieh den holden Frühling prangen,
Höre seine Wonnelieder;
Ach, wie bleich sind deine Wangen!

Welkt die Rose, kehrt sie wieder;
Mit den lauen Frühlingswinden
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden sie dich wiederfinden? —

„Könnt' ich leben also innig,
Feurig, rasch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verschwunden!"

Waldestrost.

Im Walde schleicht ein alter Mann,
Allein mit seinem Leid,
Er ist so ärmlich angethan
Mit einem Lodenkleid.

Er blickt so traurig um sich her,
An seinen Stab gelehnt;
Dem Manne ist's im Herzen schwer,
Wonach er wohl sich sehnt?

Den Bäumen nimmt der Herbst das Laub,
Der Tod im Walde tost,
Der Alte starret in den Staub,
Als sucht' er dort sich Trost.

Vom Dickicht rauscht vor ihn ein Reh,
Und hält, und will nicht fliehn,
Als wär's gerührt von seinem Weh,
Als wollt' es trösten ihn.

Schau tief dem Reh, du armer Mann,
In seinen Kindesblick,
Vielleicht der Blick dir lindern kann
Dein trauriges Geschick!

Der Unentbehrliche.

Könnt' ich tausendfach mich teilen,
Schnell mit allen Winden eilen,
Überall zugleich zu walten,
Wo's die Welt gilt zu gestalten!
Würden nicht durch meine Kräfte
Rasch gedeihn der Zeit Geschäfte?
Doch, so läßt mich mein Geschick
Schauen nur im Zeitungsblick;
Ohne mich in fernen Reichen
Die verlassnen Völker schleichen! —
Von den Sternen möcht' ich wissen,
Ob sie mich nicht schwer vermissen?

An Fräulein Charlotte von Bauer.*

Bei Übersendung meiner Gedichte.

Laß dich von dem bunten Häuflein
Meiner Herzenskinder grüßen!
Ist darunter auch ein Teuflein,
Schmiegt es sich zu deinen Füßen.
Wenige davon sind munter,
Und die meisten werden kommen
Ernst und mürrisch, Kopf vorunter;
Doch es fehlt auch nicht an frommen.
Aber wenn dir von dem Völklein
Hier die tollen und verwegnen,
Dort leichtfertige begegnen,
Wie verblas'ne Pfeifenwölklein;
Oder wenn dir meine Kleinen
Plötzlich oft zusammenschaudern,

* Hofdame der Königin von Württemberg, Künstlerin an der Staffelei wie am Piano. E. Niendorf, S. 16. Das Gedicht erschien zuerst in der zweiten Auflage.

Gar zu viel vom Tode plaudern,
Wenn sie dir im Hause weinen:
Greife mächtig in's Klavier,
Zauberin im Klangrevier,
All den Braus mit deinen Tönen
Mildmelodisch zu versöhnen.
Könnt' ich dann dich still belauschen,
Wie der Töne rasche Wellen
Unter deinen Fingern quellen
Und bewundernd dich umrauschen!

Schwärmer.

Diese Blumen ohne Duft und Farben,
Und von ihr, an deren Brust sie starben,
In den Staub geworfen und vergessen,
Magst du sie noch an die Lippen pressen?
Soll die Blüte ihnen wiederkehren,
Daß du sie betaust mit Liebeszähren?
Schwärmer, den ein welkes Blatt entzückt,
Das im Spiel ein schönes Kind zerknickt!

„Schwärmer! denkst du noch an jene Leiche?
O wie mochtest du die welke, bleiche
Überweinen und zur Lippe pressen!
War sie nicht verlassen und vergessen
Von der schönen Seel' in flücht'ger Eile,
Die damit gespielet kurze Weile?"

An einen Langweiligen.*

Unnahbar sind die Mächte, unbezwingbar,
Die dir getreu, gleich Sklaven, schwerbejochten,
An deine Ferse, deinen Wink geflochten,
Zu mächtig schier, als daß sie mir besingbar.
Mein Saitenspiel auch darf nur zagend hoffen,
Von ihrem Sieg zu bleiben ungetroffen.

* Brief von Stuttgart, 12. Januar 1832 an Schurz: „Auf † habe ich erst gestern ein Sonett gemacht. Ich fuhr mit zwei fürchterlich langweiligen Philistern von Mannheim nach Heidelberg. Ich wußte mich nicht zu retten; da half ich mir endlich in der Verzweiflung damit, daß ich im stillen eine Untersuchung anstellte, welcher von beiden der langweiligere sei; doch umsonst! Da dachte ich an †, der sie beide übertrifft, und machte ein Sonett, und das half mir hinüber über diese zwei Gebirge von Langeweile."

Doch Tyrannei ist Mutter der Empörung;
Drum wagt' ich einst mit lustigen Gesellen,
Gemacht, den Kater Cato selbst zu prellen
Um einen Schwank, — wir wagten die Verschwörung,
Uns in der Schenk' an deinen Tisch zu setzen,
Mit Scherz und Witz dich einmal scharf zu hetzen.

Weh uns! da quoll der Murmelbach der Rede
Hervor aus deines Kopfes finstrer Nacht,
Und unsre plänkelnde Vorpostenwacht,
Der Scherz, der Witz erlagen in der Fehde;
Von Wassergeistern ward der Witz umnebelt,
Von ihnen ward im Hui! der Scherz geknebelt.

Da trat, für uns zu Schmach und argem Spotte,
Die hohe Fürstin der Dämonenschar,
Mit faulen Schritten, trägem Zottelhaar,
Es trat aus deines Hirnes Felsengrotte
Die Langeweile, griff uns ohne Gnade,
Des Murmelbaches gähnende Najade.

Stille Sicherheit.

Horch, wie still es wird im dunkeln Hain,
Mädchen, wir sind sicher und allein.

Still versäuselt hier am Wiesenhang
Schon der Abendglocke müder Klang.

Auf den Blumen, die sich dir verneigt,
Schlief das letzte Lüftchen ein und schweigt.

Sagen darf ich dir, wir sind allein,
Daß mein Herz ist ewig, ewig dein!

Bestattung.*

Schöner Jüngling, bist als Held gefallen;
Sieg und Ruhm in deiner letzten Stunde
Fächeln dir die heiße Todeswunde,
Draus die Seele muß von hinnen wallen.

---

* Im letzten Quartal 1833 in Wien geschrieben.

An den Schultern narbenvolle Viere
Tragen dich auf deinen Grabeswegen,
Zu der Trommel trauerdumpfen Schlägen
Folgen finster deine Grenadiere.

Schöner Jüngling, dir am Grabe schallen
Ehrend die Kanonen ihr Geschmetter,
Wie im Walde sommerschwüle Wetter
Auf den toten Frühling niederhallen!

Lebewohl an Eugenie.

Lebewohl! ach jene Abendstunde,
Und mein Glück ist schnell verrauscht,
Wie das holde Wort aus deinem Munde,
Dem mein zitternd Herz gelauscht;
Wie der Wellen dunkle Sprachen,
Die umbrausten unsern Nachen.

Lebewohl! kein räuberisch Geschicke
Meinem Herzen rauben kann,
Wie in deinem seelentiefen Blicke
Auf mein Glück der Himmel sann.
Stund' und Welle rauschten nieder,
Und wir sehen uns nicht wieder!

Aus!

Ob jeder Freude seh' ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht;
Was ich geliebt, gesucht im Leben,
Es ist verloren oder tot.

Fort riß der Tod in seinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur;
Das Menschenherz hat keine Stimme
Im finstern Rate der Natur.

Ich will nicht länger thöricht haschen,
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab' aus den Augen mir gewaschen
Mit Thränen scharf den letzten Traum.

Laß mich ziehn!

Ich bin kein Freund von Sterbensehen;
Wenn deine Liebe soll vergehen,
So sterbe sie allein, ich will
Mit meiner sein allein und still.

Gedächtnis weiß getreu von Jahren
Die Liebeszeichen zu bewahren;
Wenn eins dir nach dem andern weicht,
Seh' ich, wie Tod dein Herz beschleicht.

Du merkst es nicht, viel ist geblieben;
O Gott! es war ein reiches Lieben!
Viel hat der Tod zu knicken doch,
Bis alles aus; er knickt es noch.

Du merkst es nicht; mein sind die Schmerzen;
Doch leichter wird es deinem Herzen,
Da du von mir dich scheidest los,
Denn Lieben ist ein banges Los.

Wie Tod sich mag mit Liebe messen,
Bei dir, die ich nicht kann vergessen,
Will ich's nicht schaun, wenn ich's auch seh'
Im Schmerze, daß allein ich steh'.

Gut ist's, vor's Aug' die Hände schlagen,
Ist nicht ein Anblick zu ertragen;
O könnte so das Herz dem Licht
Entfliehn beim Anblick, der es bricht!

Ich glaub' es nicht, daß deiner Seele,
Der schönsten, ew'ge Liebe fehle;
Doch traur' ich, bis die Gruft mich deckt,
Daß meine Lieb' sie nicht geweckt.

Zweifel und Ruhe.

Der Mensch auf halbem Weg entschlief
Im Schatten eines alten Baumes,
In Banden eines süßen Traumes,
Schlief manche Wanderstunde tief.
Das Laub des Baumes rauschte mild
Und bat den Schlaf: o bleibe lang!

Zum Traume sprach der Vögel Sang:
O male fort dein buntes Bild;
Daß uns der Schläfer nicht erwache,
Er weile unter diesem Dache!

Da kam der Zweifel, ihn zu wecken;
Er klopft ihm auf die Schulter sacht
Und spricht: Steh auf, bevor es Nacht,
Zum Ziele sind noch weite Strecken.
Ich bin dein Freund, ein rauher zwar,
Doch treu, und warne vor Gefahr.

Er führt ihn fort durch stille Heiden,
Wo Lust und Zier des Lebens scheiden,
Natur blüht abseit seinem Herzen,
Ihn fassen unversöhnte Schmerzen.
Wie sonst vom stillen Heideland
Der Wandrer Vögel scheucht empor,
So rauscht ihm an des Zweifels Hand
Von Fragen auf ein wilder Chor,
Die schreiend fort zur Ferne dringen,
Doch Antwort nicht zurück ihm bringen.
Dann wird es öder, stiller immer,
Dämm'rung versagt den letzten Schimmer;
Der Wandrer schreitet trüb und sacht
Mit seinem Führer durch die Nacht.

Doch wenn ihm auf dem Gang nicht graut,
Und wenn er kräftig horcht und schaut
In seines Herzens tiefsten Grund,
So wird ihm hier der Himmel kund.
Da unten strömt der ew'ge Quell,
Da klingt es hold, da strahlt es hell,
Er schaut den Brunnen und das Meer,
Und frägt nicht mehr: wohin? woher?

Mein Herz.

Schlaflose Nacht, der Regen rauscht,
Sehr wach ist mir das Herz und lauscht
Zurück bald nach vergangnen Zeiten,
Bald horcht es, wie die künft'gen schreiten.

O Herz, dein Lauschen ist nicht gut;
Sei ewig, Herz, und hochgemut!

Da hinten ruft so manche Klage,
Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! was sterblich war, sei tot!
Naht Sturm! wohlan! — wie einst das Boot
Mit Christus Stürme nicht zerschellten,
So ruht in dir der Herr der Welten.

Lenz.

Die Bäume blühn,
Die Vöglein singen,
Die Wiesen bringen
Ihr erstes Grün.

Schier thut's mir leid,
Zu treten die Erden
Und ihr zu gefährden
Ihr neues Kleid.

Sie hat nicht acht,
Ob Knospenspringen
Und Frühlingssingen
Mich traurig macht.

Das Kreuz.

Ich seh' ein Kreuz dort ohne Heiland ragen,
Als hätte dieses kalte Herbsteswetter,
Das stürmend von den Bäumen weht die Blätter,
Das Gottesbild vom Stamme fortgetragen.

Soll ich dafür den Gram, in tausend Zügen
Rings ausgebreitet, in ein Bildnis kleiden?
Soll die Natur ich, und ihr Todesleiden
Dort an des Kreuzes leere Stätte fügen?

Nüchterner Blick.*

Im Grund begraben wird hier, dort gefunden
Vergangner Pflanzen steingewordne Spur,
Gebein von Tierart, die vorlängst entschwunden,
Die abgelegten Kleider der Natur.
Und wollt ihr dann in staunenden Gedanken
Die Gliedermassen euch zusammenfügen,
Sind's Riesen, überragend alle Schranken,
Ihr schaut Urwelt in großen Schreckenszügen.
Der Riese wandelt — und es bebt der Grund;
Er zürnt — sein Sturmesodem glüht und qualmt,
Von seinem Tritt wird jeder Feind zermalmt;
Wie freut ihr euch, daß tot der große Fund!
So dünkt euch schier des Mittelalters Glaube
Ein Ungetüm, das einst von Land zu Land
Verheerend zog, und von der Erde schwand;
Ihr wünscht dem Tode Glück zu seinem Raube.
Doch stehn, von allen Stürmen unerschüttert,
Die Münster da, der klugen Zeit ein Grauen,
Wie hohe Felsenkrippen anzuschauen,
Wo jenes Ungeheuer ward gefüttert.

Einem Autographensammler.

Fährtenkundig, kennt der schlaue
Jäger aus der Spur im Schnee
Von dem Hirsche, Wolf und Reh
Die verräterische Klaue.

Ja! das Pedeskript des Wildes
Gibt ihm auf dem weißen Grund
Auch des Tieres Größe kund
Im Kontur des Klauenbildes.

Aus dem Schnitt der Fährtenränder
Weiß der Weidmann scharf genau,
Wer gewandelt durch die Au:
Spießer oder Sechzehnender.

---

* Mayer erwähnt in seinem Buch „Lenaus Briefe an einen Freund", daß Lenau in seinen Gesprächen im ganzen für die bildende und die Baukunst des Mittelalters wenig Neigung verraten habe.

Meinst du, Autographenheger,
Daß dein Blick in dieser Schrift
Spuren meines Geistes trifft,
Wie das Wild beschleicht der Jäger?

Der Räuber im Bakony.*

Der Eichenwald im Winde rauscht,
Im Schatten still der Räuber lauscht,
Ob nicht ein Wagen auf der Bahn
Fern rollt heran.

Der Räuber ist ein Schweinehirt,
Die Herde grunzend wühlt und irrt
Im Wald herum, der Räuber steht
Am Baum und späht.

Er hält den Stock mit scharfem Beil
In brauner Faust, den Todeskeil:
Worauf der Hirt im Wurfe schnellt
Sein Beil, das fällt.

Wählt aus der Herd' er sich ein Stück,
So fliegt die Hacke in's Genick,
Und lautlos sinkt der Eichelmast
Entseelter Gast.

Und ist's ein Mensch mit Geld und Gut,
So meint der Hirt: es ist sein Blut
Nicht anders, auch nur rot und warm,
Und ich bin arm.

Das Dilemma.

Er streckt dir sein Dilemma stracks entgegen;
Ist's eine Gabel, logisch mich zu spießen?
Sind's Arme zwei, die Wahrheit einzuschließen? —
So zweifelst du, verschüchtert und verlegen.

---

* Wald in Ungarn. Lenau las das Gedicht am 31. Mai 1842 in Stuttgart vor, die Abfassung wäre also in diese Zeit zu setzen. Gesprächsweise fügte er hinzu: „Die ärgsten Räuber sind in Ungarn die Schweinehirten. Da treiben sie so ruhig ihre Schweine vor sich hin und gehen an dem Reisenden vorüber. Dann wenden sie sich geschwind und werfen ihm ihre Hacke in's Genick, daß er augenblicklich umfällt. Sie treffen so sicher, sie üben sich aber auch genau, um die rechte Stelle zu finden, im Werfen nach jungen Eichenstämmen. Auch die Schweine treffen sie so. Wenn man eins heraussucht aus der Herde — mitten heraus, mit einem Wurfe fällt es um!" E. Niendorf a. a. O., S. 138.

Mich aber mahnt der Zweizack dieses Weisen
An eine Fahrt auf mondbestrahlten Bahnen;
Ein Fuhrwerk war's, wie bei den Altgermanen
Ein schlichter König pflegt' umherzureisen.

Sacht ging es fort auf heugewohntem Wagen,
Der Bauer ließ die Ochsen langsam schreiten;
Die Nacht ist schön, und durch die Seele gleiten
Die Bilder mit idyllischem Behagen.

Ha! zwischen des Gespannes Hörnern leuchtet
Das Horn des Mondes, scheinbar eingefangen,
Wie zwischen des Dilemmas beiden Stangen
Ein Himmelslicht dir eingeschlossen deuchtet.

Einem Freunde.*

Spät hab' ich dich gefunden,
Und muß das Los beklagen,
Das nicht in Jugendtagen
Mein Herz an dein's gebunden.

Verklungen sind die Feste,
Die Jugendträume ferne;
Wie hätt' ich sie so gerne
Mit dir geteilt, das Beste!

Und konnt' uns nicht vereinen
Der Lenz in seinen Blüten,
So will's der Herbst vergüten
In seinen welken Hainen.

Der Luft entblätternd Wehen,
Der Himmel, kühler, trüber,
Macht, daß wir nicht vorüber
Am warmen Herzen gehen.

Die Korybanten.

Betäubendes Erzgerassel,
Und sprühendes Feuergeprassel,
Hoch kommen die Dämpfe geschnoben
Vom rollenden Opferherde

* Lenau las das Gedicht im April 1844 seinen Stuttgarter Freunden vor, die Abfassung dürfte daher in diese Zeit zu setzen sein.

Der alten Göttin Erde,
Und ihre Priester — sie toben.

Wie einst sich selber entmannten
Berauschte Korybanten
In rasenden Lustgetümmeln,
So toben, mit Wut geschlagen,
Erdpriester in unsern Tagen,
Bis sie sich geistig verstümmeln.

Als Rhea gebar den Kroniden
Für Hellas zum Heil und Frieden,
Erhoben ein Rauschen und Klingen
Des Kronos kecke Betäuber,
Daß der Götter Vater und Räuber
Das Zeuskind nicht möge verschlingen.

Drum geht im greulichen Lärme
Entbrannter Kuretenschwärme
Der Mut mir nimmer verloren;
Es wird bei diesem Geschmetter
Für uns der olympische Retter,
Der neue Gott geboren.

Traumgewalten.

Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
So tief erschütternd, unendlich traurig,
Ich möchte gerne mir sagen:
Daß ich ja fest geschlafen hab',
Daß ich ja nicht geträumet hab',
Doch rinnen mir noch die Thränen herab,
Ich höre mein Herz noch schlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
Ich finde mein Tuch durchnäßt am Kissen,
Wie man's heimbringt von einer Bestattung;
Hab' ich's im Traume hervorgerissen
Und mir getrocknet das Gesicht?
Ich weiß es nicht.
Doch waren sie da, die schlimmen Gäste,
Sie waren da zum nächtlichen Feste.
Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,
Sie führten darin ein wüstes Leben.

Nun sind sie fort, die wilden Naturen;
In diesen Thränen find' ich die Spuren,
Wie sie mir alles zusammengerüttet,
Und über den Tisch den Wein geschüttet.

Einem Greis.*

Das Haar schneeweiß,
Die Wangen so hohl,
Bald, bald Lebwohl;
Und noch die Stirne so heiß?

Dein Schifflein stoßt
Schon in's Meer, zum Land
Streckst du die Hand
Noch, überhangend, um Trost;

Um Trost und Genuß,
Um Hab' und Halt,
Und bist schon so alt:
„O daß man sterben muß!"

Zieh' ein die Hand!
Den Blick hinaus
In's Meer! nach Haus!
Denk' an den ewigen Strand!

Nicht scheide so schwer:
Wenn du rückverlangst,
Und überhangst,
So sinkst du hinab in's Meer.

An die Biologen.

Die Wahrheit hat die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Als winz'gen Zettel
In eine Nuß gethan,
Und warf den Bettel
In den Ozean.
Das Meer ist groß, die Nuß ist klein;
Hat wohl am kleinen Wunderschrein

---

* Mit Brief vom 6. Juni 1838 von Stuttgart aus an Sophie geschickt, das Gedicht wurde also wohl in diesen Tagen geschrieben.

Schon ein Pilot vorbeigeflucht?
Sucht! Sucht! —
Die Wahrheit schrieb die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Wohl einem Vöglein auf den Kopf,
Unter'n Schopf,
Auf des Hirnes glatte Schale;
Das Vöglein flog in alle Welt,
Ihm ward durch Berg' und Thale
Bis jetzt vergeblich nachgestellt.
Nur zugeforscht! wer weiß denn auch,
Ob nicht der Vogel euren Strauch
Zu seinem Sitze auserkiest,
Und, frohgelaunt, bei Frühlingswettern
Von seinen schopfgeborgnen Lettern
Euch singend was herunterliest!
Ist auch das Vöglein auf der Flucht,
Sucht! Sucht!

Kruzifix.

Hält der Mensch die Blicke himmelwärts,
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an sein Herz,
Hat er sich zur Kreuzigung bereitet.

Solche Lieb' ist selten auf der Erde;
Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz die Menschheit eilig fest,
Jesus, deine liebende Gebärde!

Scheu.

Unglück hat sein Herz gespalten,
Laßt den stillen Mann allein;
Wie sich nicht genaht die Alten
Einem blitzgetroffnen Hain.

Stört mit Worten nicht des Streites,
Nicht mit Liebe seinen Schmerz;
Ehret als ein blitzgeweihtes
Enelysion* dieses Herz.

* Ort, wo der Blitz eingeschlagen hat.

Heimatklang.

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
Kam jeder Seele eine Melodie
Zum Lebewohl süß schmerzlich nachgeklungen,
Darauf umschloß die Erdenhülle sie.
Noch ist das Lied nicht völlig uns verdrungen,
Doch tönt es leiser stets auf Erden hie.
Gib acht, o Herz, daß in den Schütterungen
Dir nicht des Liedes letzter Hauch entflieh'!
Ein Nachhall dieses Liedes ist entsprungen
Des Morgenlandes süße Poesie;
Von Jugendträumen wird's manchmal gesungen,
Doch dunkel, unbewußt woher? und wie?
Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimatmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Zuflucht.*

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimatlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!

* In Kerners Gartenhaus zu Weinsberg geschrieben, — wann? Ursprünglich betitelt: „An einen jungen Freund" und Theobald Kerner gewidmet, der damals noch Gymnasiast war. „Es sollte diesem gleichsam eine Mitgabe auf die Universität, in das bewegte Leben hinaus sein; zugleich eine Huldigung für die Hausfrau, ein Denkmal für zwei Mütter: für die von Lenau und für Kerners Gattin." Niendorf a. a. O., S. 133.

Zeiger.*

Meiner Schwester liebe Sprossen,
Ha, wie seid ihr aufgeschossen,
Seit ich über Berg und Thal
Von euch schied das letzte Mal!
Da ihr wachset und euch dehnet,
Sonnenzeiger unsrer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Das ihr fest und ewig wähnet.
Kinderwuchs und Abendschatten
Zeigt dem Wandrer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige.

Frühlingsgrüße.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind.

Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.

Und doch der schönen Tage liebes Pfand
Ist mir noch werter aus des Unglücks Hand.

So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

An Luise.**

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier im Waldesdämmern
Einsam gerührt an deinen Tod.

---

* Im Briefe vom 17. Oktober 1833 von Wien aus an Mayer wird derselbe Gedanke auch in ungebundener Rede ausgesprochen. Das Gedicht wird wohl in dieser Zeit geschrieben worden sein.

** 1835 in Hütteldorf gedichtet, veranlaßt durch den am 8. Mai erfolgten Tod der Dame, „einer jungen, edlen Freundin und tüchtigen Beethovenspielerin“. Wer sie war, hat der ängstliche Schurz, der die Angelegenheit a. a. O., I, S. 304 berührt, verschwiegen. Luise gehörte der Familie Sophiens an.

Nun läuten die Begräbnisglocken,
Der Wind, bewegt von ihrem Klang,
Flieht in den Wald, und Blütenflocken
Streift er von allen Zweigen bang.

Die jungen Blüten zittern leise
Und freudig nieder in den Staub,
Als das Gefolge deiner Reise
Sind gerne sie des Todes Raub. —

Du bist mir nah' im Waldesgrunde
In der Erinnrung ew'gem Strahl,
Wie einst in jener Abendstunde,
Als ich dich sah zum letzten Mal!

Ich schau' dein Angesicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermut überzieht,
Ich schau' dein Aug', dein dunkles, weiches
Wie es in andre Welten sieht;

Und wie du in's Klavier versunken,
So träumerisch, so ernst und mild,
Und wie dem Liede, himmelstrunken,
Du selber wirst ein schönes Bild;

Wie dich der große Geist umranket,
Den sie Beethoven nannten hie,
Wie deine zarte Bildung schwanket
Im Sturme seiner Melodie;

Der Geist, dem seliges Verderben
Das Erdenleben sich entlauscht,
In dessen Lied viel süßes Sterben
Und Harmonie des Todes rauscht.

Sein Herz, von Sehnsuchtsqual zerklüftet,
Zieht dich hinab in seinen Brand,
Und deine trunkne Seele lüftet
Der Erdenhülle leichtes Band.

Mir ist das Scherzo nicht verklungen,
Wo nach Adagios wildem Schrei
Der heiße Schmerz sich mattgerungen
Zu träumerischer Tändelei:

So spielt der Jüngling an der Bahre
Der Braut, wenn schon das Herz ihm bricht,
Noch tändelnd mit dem Lockenhaare,
Und starrend in ihr tot Gesicht. —

Du bist dahin! Nichts konnte retten
Und halten dich bei uns zurück,
Kalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geschick.

Es brachte dir in Sterbensstunden
Die frommgetäuschte, gute Frau
Im letzten Wahn, du sollst gesunden,
Noch einen Becher Maientau.

Aufblüht die Heideblume wieder,
Die schon dem Tode nickte zu,
Weint still die Nacht ihr Mitleid nieder,
Doch nicht, gebrochne Blume, du! —

Mich Fernen auch erfaßt die Klage,
Die mich dem Waldesgrund entreißt,
Mir flieht das Bild vergangner Tage,
An deinem Sarge steht mein Geist.

Um den sie alle weinen müssen,
Du Jungfrau hold! zu deinem Schrein
Drängt sich, dich einmal noch zu küssen,
Dein Herzensfreund, der Frühling, ein.

Das bange Scherzo hör' ich klingen
Um dich, so starr und still du auch,
Mit deines Haares dunklen Ringen
Spielt schmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Jetzt aber wird der Sarg geschlossen,
Auf immer deine Lichtgestalt
Aus unserm Angesicht verstoßen;
Im Schollenwurf dein Lied verhallt.

Nur deine Mutter hör' ich weinen;
O schwiege doch der Freunde Trost!
Für eine Mutter gibt es keinen,
Ein Dolch in's Herz ist ihr sein Frost.

Dem Schmerz nach ihrem lieben Kinde
Bleibt bis zum Tod ihr Herz geweiht,
Wenn auch des Trostes kühle Rinde
Den Freunden einst dein Grab verschneit.

Und soll sie einst dich wiederhaben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daß sie dich hier so früh begraben,
Im Himmel noch ein leiser Schmerz.

Täuschung.

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felsenritze
Und grüßt mit seinem Lied des Himmels wilde Blitze.

Als wie ein schwarzer Aar, deß Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regenflut, der finstern Nacht entsunken,
Manchmal im Wetterschein wie diamantne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterschein des Unglücks sich verklären.

Verfangen in der Schlucht, die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolkenschlacht die Riesentuba blasen.

Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Kauz und Wind scheint er zugleich zu singen. —

Doch nein! mich täuscht mein Sinn, als ob zum Wettergrimme
Mit kläglichem Geschrei das Felsenkäuzlein stimme;

Daß Wolkenschlachtmusik die lauten Winde keuchten,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten;

Und daß der Felsenbach den Wetterstimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Widerhallen.

Einsame Klagen sind's, weiß keine von der andern,
Wenn sie zusammen auch im wilden Chore wandern.

Drum ist die Erde ja um's Paradies betrogen,
Daß ihre Luft ertönt von dunkeln Monologen.

Wenn alle Klagen einst in diesen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander sich verstünden:

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenschrei das Klaggewirr zerronnen.

Trotz allem Freundeswort, und Mitgefühlsgeberden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

An die Verstockten.

Thorenangst und Narrenzittern,
Auspärieren hin und her,
Macht den Binsenschaft zum Speer,
Schlägt die Laffen erst zu Rittern.

Wenn ein muntrer Spatz am Dache
Lärmet über eurem Haus,
Springet ihr zum Fenster aus,
Ob der Bau zusammenkrache.

Schweift in euren Waldesgründen
Von Leuchtkäfern eine Schar,
Ha, wie schreckt euch die Gefahr,
Daß sie euch den Wald anzünden.

Die Metaphern und die Tropen,
Die da pfeift ein loser Wicht,
Wandeln euch die Schafe nicht
Um zu scheuen Antilopen,

Oder gar zu wilden Bären;
Ruhig mögt ihr und noch lang,
Trotz dem kecken Sang und Klang,
Eure Horden scheren, scheren.

Doch vor einem zittert, Thoren!
Wenn er an den Pfeilern rührt,
Wenn er seine Flammen schürt,
Wahrt euch, sonst seid ihr verloren!

Hört ihr's im Gebälke knarren,
Baut ein neues Haus geschwind,
Eh' mit Habe, Weib und Kind
Euch begraben eure Sparren.

Funken sind des Feuers Boten,
Funken jagen durch das Land,
Und den großen Gottesbrand
Dämpft ihr nicht mit euren Pfoten.

Zitternd seht ihr und erschrocken
Funken, die der Witz gefacht,
Die das Volk, indem es lacht,
Haucht in tote Aschenflocken;

Aber nicht wollt ihr erschrecken,
Wenn es blitzt im Herzensgrund,
Wenn die Sklaven, kettenwund,
Doch den Gott in sich entdecken.

Hört, es kann die Stunde kommen,
Wo das Lamm ein Löwe heißt,
Wo es brüllend euch zerreißt;
Laßt euch Gottes Zeichen frommen! —

Herbstlied.

Rings trauern die Entlaubten,
Vom kalten Wind durchweht,
Die Tannen nur behaupten
Ihr dunkles Grün so spät.

Wenn's Vöglein baut sein Lager,
So grünt das Tannenreis,
Und grünt, wenn's Wild sich, hager,
Scharrt Wurzeln aus dem Eis.

Die Buche seh' ich schwinden
Im Froste, lebenssatt,
Wie sie den kalten Winden
Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
Die Buche besser stimmt,
Daß sie den Winterschauer
Sich so zu Herzen nimmt.

Schlaflose Nacht.

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!
Denn seine Herde treibt der laute Tag
In unsern grünenden Gedankenhag,
Die schönsten Blüten werden abgefressen,
Zertreten oft im Keime und vergessen.
Trägt aber uns der Schlaf mit weicher Hand
Ins Zauberboot, das heimlich stößt vom Strand,
Und lenkt das Boot im weiten Ozean

Der Traum herum, ein trunkner Steuermann,
So sind wir nicht allein, denn bald gesellen
Die Launen uns der unbeherrschten Wellen
Mit Menschen mancherlei, vielleicht mit solchen,
Die feindlich unser Innres tief verletzt,
Bei deren Anblick sich das Herz entsetzt,
Getroffen von des Hasses kalten Dolchen;
An denen gerne wir vorüberdenken,
Um tiefer nicht den Dolch in's Herz zu senken. —
Dann wieder bringen uns die Wellenfluchten,
Wohin wir wachend nimmermehr gelangen,
In der Vergangenheit geheimste Buchten,
Wo uns der Jugend Hoffnungen empfangen.
Was aber hilft's? wir wachen auf — entschwunden
Ist all das Glück, es schmerzen alte Wunden.
Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!

An eine Witwe.*

Nach einem heftigen Gewitter
Wandl' ich allein im tiefen Haine,
Und blicke durch das nasse Gitter
Der Blätter auf zum Sternenscheine.

Die sturmesmüden Bäume schweigen;
Nur manchmal rauschen Windeshauche,
Wie eine Mahnung in den Zweigen,
Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.

So fand ich, nach den Schmerzgewittern,
Dich müd' versenkt im stillen Grame;
Doch sah ich deine Thränen zittern,
Wenn dir erklang sein teurer Name.

Der Frühling kam, vor seinem Strahle
Suchst du des Schmerzes traute Schatten,
Und führest nach dem fernen Thale
Die Kinder an das Grab des Gatten.

---

* In den „Neueren Gedichten" (1840) lautet der Titel: „An Natalie, die Witwe meines Freundes Friedrich Kleyle". Kleyle war im Januar 1836 vom Tod hingerafft worden. Das Gedicht ist übrigens erst später entstanden.

Du wanderst mit den Vaterlosen,
Mit Thränen neu das Grab zu tränken,
Auf das du deiner Wangen Rosen
Gestreut zum treuen Angedenken.

O bring' zum Grabe deines Lieben
Von mir auch einen Gruß, und sage,
Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
Bring' ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug' dir Thränen brechen,
Möcht' ich am Grabe dich begrüßen,
Mit dir von seiner Tugend sprechen,
Und möchte seine Kinder küssen.

Auf eine goldne Hochzeit.*

Kennt ihr sie nicht, des Nordens alte Sage:
Von jenem Wunder an der Grönlandsküste,
Vom Lenz, den rings umstarrt die bleiche Wüste,
Des eis'gen Todes nie gelöste Klage?

Durch eines ruhenden Vulkanes Spalten
War dort ein warmer Quell hervorgesprungen,
War aus der Tief' ein Lebenshauch gedrungen,
Die nördliche Oase zu erhalten.

Dort war ein Kloster, grüne Lämmerweide,
Ein Garten prangte frisch mit Blumen, Früchten,
Und singend kamen Vögel, hinzuflüchten
In ein Asyl vor winterlichem Leide.

Im Kloster wohnte friedlich die Gemeine;
Sie führten ihre treue warme Quelle,
Die milde Freundin, traut durch jede Zelle,
Durch Wies' und Feld und durch die grünen Haine.

War Winter auch ringsum in alle Ferne,
Aus dieses Klosters frohen Paradiesen
War durch den Quell der rauhe Gast verwiesen;
Nur heller strahlten dann bei Nacht die Sterne.

---

* Auf die goldne Hochzeit von Sophiens Eltern. Das Gedicht erschien zuerst unter den „Neueren Gedichten".

Zur Wehmut führen gerne solche Kunden
Auf des entflohnen Glückes dunkeln Fährten;
Begrub das Eis nicht längst die schönen Gärten?
Sind Quell und Kloster nicht schon längst verschwunden?

Sie sind es nicht! kein Winter wird sie morden;
Ob äußres Leben auch im Frost zerstiebe,
Im Innern die Oase schützt die Liebe,
Die warme Quelle in des Alters Norden.

Das Kloster ist das Bündnis guter Herzen.
Dies mag getrost die strenge Zeit erwarten,
Umrankt von einem immergrünen Garten,
Wo Blumen blühn und Frühlingslieder scherzen.

An den Tod.

Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen,
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen!

Brich ihn schnell, nicht langsam wühle;
Deinen Sänger laß entschweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle.

Herbstlied.

Ja, ja, ihr lauten Raben,
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft!

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und stiere
In diese trübe Ruh',
Ich bin allein und friere,
Und hör' euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag' ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüten prangen
An meinem Reiserbund,
Und schöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick;
Den Freuden nachzuklagen,
Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Rest ich geizen,
Und mit dem Reisig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
Mic nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Vorwurf.

Du klagst, daß bange Wehmut dich beschleicht,
Weil sich der Wald entlaubt,
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht

O klage nicht, bist selber wandelhaft;
Denkst du der Liebesglut?
Wie nun so traurig ruht
In deiner Brust die müde Leidenschaft!

Der Jäger.

Es zwittert schon im Thale
Grau zwischen Tag und Nacht,
Doch sucht mein Dachs noch immer
Umspürend flink und sacht.

Der Hund will mir was liefern
Noch heute vor's Gewehr,
Der kleine Todeskuppler
Sucht überall umher.

Umsonst! ist nichts zu finden,
Mein Waldmann, als Verdruß;
Wir bringen nichts nach Hause
Als noch im Rohr den Schuß.

Will nicht die Flint' ausschießen
Mißmutig in die Luft,
Weil ich nicht mag verscheuchen
Das Wild in ferner Schluft.

Auf morgen will ich sparen
Den Schuß, mein guter Hund,
Bis wir herausgekommen
Vielleicht zur bessern Stund'.

Das ist ein schlechter Jäger,
Der sich das Wild verstört,
Der ohne Ziel und Beute
Sich gerne knallen hört.

Und schieß' ich morgen nimmer,
Weil krank ich, oder tot,
So wird ein andrer schießen,
Dem's Weidmannsheil sich bot.

Mein Türkenkopf.*

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
Von beiden schöner welche?
Bist du die schönre Rose mir
Mit deinem Glutenkelche.

---

* Im Mai 1835 in Hütteldorf gedichtet. Lenau war ein leidenschaftlicher Raucher.

Denn wie die Rose duftend blüht
Im Grün der Frühlingsbäume,
Also mein Pfeifchen duftend glüht
Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
Ein schmerzlich Angedenken,
Hilfst du zu kurzer Rast einmal
Was ich verlor — versenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh',
So dünket mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Vom stillen Thal des Lethe.

Drum, Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Der Hagestolz.

Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind
In meiner öden Stube,
Hier tönt's nicht: „Guten Morgen!" lind,
Hier tobt kein muntrer Bube.

Und auch kein treuer Hund mir naht
Mit schmeichelndem Gewedel;
Der Rauch nur ist mein Kamerad,
Und dort der Totenschädel.

In Ringlein blau der Rauch verweht;
Des Hirnes leerer Tiegel
Dort auf dem Schrank am Spiegel steht,
Ein fortgesetzter Spiegel.

Ich habe weislich mir gepflanzt
Den Freund auf die Kommode,

Vor allzuheißem Wunsch verschanzt
Hab' ich mich mit dem Tode.

Den Rauch betrachtend, Rad an Rad,
Und dort den bleichen Knochen,
Hat noch ein dritter Kamerad
Wildkalt in mir gesprochen:

Was ist es auch, was thut es auch,
Daß Weib und Kind dir fehle,
Bald wird ja doch, wie dieser Rauch,
Verblasen deine Seele!

Die Schädelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.

Einst Wolken blies der alte Pan
Aus diesen schlechten Scherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgethan,
Die Menschen heißen's Sterben.

Der Schädel dort, so häßlich itzt,
So kahl und hohl zur Stunde,
War einst, wer weiß, wie schön geschnitzt,
Als Pan ihn hielt am Munde.

Das Bild am Kopf ist abgewischt;
War's dumm, war's ein gescheites,
Es wird nicht wieder aufgefrischt
's ist einerlei nun beides.

Und ob es Glück, ob Unglück hieß,
Ob Kummer oder Segen,
Was Pan hier in die Lüfte blies,
Ist wenig dran gelegen.

Vom Rauche, den der Wind vertrieb,
Vom Feuer, windverschlungen,
Nichts als ein Bild erhalten blieb
In Pans Erinnerungen. —

Das Lebensglück ist nicht geglückt,
Die Menschen mir's zertraten,
Nun will ich, in mich selbst gedrückt,
Auch einen Hund entraten.

Wenn sie mich unbeweint zuletzt
Weib=, kinderlos verscharren,
Ich zünde meinen Knaster jetzt,
Dem Rauche nachzustarren.

Der Schmerz.

Sie ließ sich überraschen
Von diesem Trauerwort,
Und ihre Thränen waschen
Die rote Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange,
Du zeigst, der Schminke bar,
Des Lebens welke Wange;
O Schmerz, wie bist du wahr!

An den Frühling 1838.

Lieber Frühling, sage mir,
Denn du bist Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einst zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungestümer Hast,
Frißt die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geschlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küsse deinen letzten Kuß,
Frühling, süß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeschwind und schnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüt' und Andacht unter's Rad,
Sausend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Über Freie scheinst?

Oder ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied,
Unser Eisenband?

Braust dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüberschnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

Amselruf und Finkenschlag
Jubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Braut.

Das Lied vom armen Finken.*

Der Finkler ist ein Schlauer;
Wann dürr die Blätter sinken,
Dann sperrt er in den Bauer
Den eingefangnen Finken.

Er macht den Finken kirre,
Daß er zu finden lerne
Das Wasser im Geschirre,
Und seines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein
In seinen Sprossenwänden
Bescheid in jedem Winklein,
Dann geht es an ein Blenden.

Der Vögelpotentate
Brennt nun dem armen Tropfe
Mit glutgehitztem Drahte
Die Äuglein aus dem Kopfe.

Und fragst du nach dem Witze
Von solchem schnöden Werke?
Ei, daß im Kerkersitze
Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Vogler kann nicht brauchen
Des Finken Schlag im Märzen,
Daß Lust und Lied ihm tauchen
Aus lenzgewecktem Herzen.

Da sitzt er nun gefangen
Im traurigen Verstecke,
Gar fleißig überhangen,
Daß ihn kein Lüftlein wecke.

Und sollte seine Seele,
Die doch den Frühling spüret,
Sich wagen auf die Kehle,
Wenn sich der Sänger rühret:

---

* Lenau, in seiner Jugend ein leidenschaftlicher Vogelfänger, lebte im September 1834 einige Tage auf dem Eisenwerk Neuberg in Steiermark, wo sein Schwager Schurz in amtlicher Sendung sich aufhielt. „Der damalige Kassierer des Werks, ein feiner, kluger alter Herr, war ein durchtriebener Vogelfänger, daher für Lenau ein wahrer Fund. Aus des erstern Gesprächen entsproß dieses Gedicht.“ Schurz a. a. O., I, S. 274. Es erschien erst in den „Neueren Gedichten“.

Vertreibt ihm bald sein Dränger
Die frohen Lenzgedanken,
Er spritzt dem kecken Sänger
Kalt Wasser in die Flanken.

Und läßt sich nicht bezwingen
Der Fink mit kalten Bädern,
Will selbst der Nasse singen,
So rupft man ein paar Federn.

Er soll sein lautes Schlagen
Und seinen Frühlingsglauben
Bis in den Herbst vertagen,
Wo sich die Hain' entlauben.

Dann wird er singen dürfen,
Und seine Flügel dehnen,
Die Waldeslüfte schlürfen,
Und sich im Frühling wähnen.

Dann auf dem Vogelherde
Beginnt der Narr zu preisen
Die freudenwelke Erde
In frohen Frühlingsweisen.

Dann hören sein Frohlocken
Und seine Frühlingslüge,
Verwirrt und süß erschrocken,
Der Vögel Wanderzüge.

Und voller Lenzverlangen,
Dem Finkler zum Ergetzen,
Fallen sie ein und fangen
Sich auch in seinen Netzen. —

Nun ist es Lenz, nun sitzet
Der Fink in seiner Steige,
Der Vogler rupft und spritzet,
Daß er den Lenz verschweige.

Ich aber vorempfinde,
Was droht aus Ost und Norden,
Das Heer der kalten Winde,
Die unsre Wälder morden.

In den zerstörten Hagen
Hör' ich am Vogelherde
Auch schon den Finken schlagen:
„Wie schön ist Gottes Erde!“

Doch wird's dann wieder heller
Nach trüben Winternissen,
Wenn einst dem Vogelsteller
Sein altes Garn zerrissen.

Hypochonders Mondlied.

Singt ihr in eurem Freudenliede:
Der heitre Mond am Himmel lacht,
Und ihm entstrahlt ein süßer Friede —
So habt ihr nie den Mond bedacht.

Seht ihr ihn dort herüberschweben,
Bleich, ohne Wasser, ohne Luft;
Er zieht mit ausgestorbnem Leben,
Ein Totengräber samt der Gruft.

Dort dringt der Mond mit seinem Schimmer
Still dem Nachtwandler in's Gemach,
Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
Der Schläfer folgt ihm auf das Dach,

Und huscht, geschlossner Augenlider,
Hin, her, des Daches steilsten Bug,
Als hielte geistiges Gefieder
Enthoben ihn dem Erdenzug.

Der Mond zieht traurig durch die Sphären,
Denn all' die Seinen ruhn im Grab;
Drum wischt er sich die hellen Zähren
Bei Nacht an unsern Blumen ab.

Darum durchschleicht er Fenster, Thüren,
Auf Diebessohlen leis und lind,
Der Erde heimlich zu entführen
Im Schlafe dies und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
Sucht er sein feines Silbernetz,
Und sie zu sich hinaufzuschwingen;
Doch seine Fäden reißen stets.

Und ewig wird es ihm mißglücken,
Zu stehlen sich ein Spielgesind',
In seine Wüste zu entrücken
Ein lebenswarmes Erdenkind.

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
Der Erde zu entlocken sucht;
Er will mit schwärmerischem Kosen
Bereden sie zu früher Flucht.

Oft wenn ich ging durch Wald und Wiesen,
Log mir der Mondenschein so lang,
Ich sei auf Erden nur verwiesen,
Bis ich hinweg mich sehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu stehlen,
Nicht wachend, nicht in Schlafesruh',
Schickt er mit Blicken, stieren, scheelen,
Der Erde Todeswünsche zu.

Als Knabe schon konnt' ich nicht schauen
Zum stillen, blassen Mond empor,
Daß nicht ein wunderliches Grauen
Mir heimlich das Gebein durchfror.

Nirgends, auf Wald und Feld und Straßen,
Frohlockt so hell des Mondes Licht,
Wie auf dem Kirchhof, wo verlassen
Ein armes Herz vor Leide bricht.

Ja, Gräber sind für ihn die Stelle,
Und an Ruinen Dorngesträuch;
Doch vor des Mondes schlimmer Helle
Bewahrt das Brautbett, rat' ich euch.

Laßt ihr den Mond in's Brautbett scheinen,
Ist euer künftig Kind bedroht,
Denn viele Stunden wird es weinen,
Und wünschen wird es sich den Tod.

Wenn Schiffer nachts das Meer befahren,
Umhüllen sie das Haupt genau,
Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, gewetzt im Mondenschein,
Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mittendurch in's Herz hinein.

Und jene grausen alten Weiber,
Die man nicht gern genauer nennt,
Weil ihnen sonst die dürren Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt,

(— Wenn auch von Ärzten, Philosophen,
Ein volkverwirrendes Komplott
Sie Hexen nennt und Teufelszofen,
Der aufgeklärten Zeit zum Spott —)

Die ziehn auf mondbestrahlten Heiden,
Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böses Tränklein wird gebraut.

Bergjäger, der kein Raubschütz, meidet
Den Mond; ein Wild, im Mondenstrahl
Geschossen oder ausgeweidet,
Verwest so frühe noch einmal.

Und eine Tann', im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm — das Schiff versinkt.

Tief in den höchsten Steirerfelsen
Kenn' ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.

Dort meint man auch, wenn Mondsgefunkel
Die Spinnerin am Rad umspinnt
Und widerglänzt von ihrer Kunkel,
Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, in's Zimmer glotzend,
Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,
Hab' ich Poet, hinwieder trotzend,
Dies Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßt' ich viel von ihm zu melden,
Doch seh' ich dort im Untergang
Hinunterducken meinen Helden,
Bevor ich noch das Schlimmste sang.

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreist,
Und kehrte nicht heim, und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaist,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank stand offen, ich fand ihn noch heut',
Wie sie, abreisend, ihn eilig gelassen,
Wie alles man durcheinander streut,
Wenn vor der Thür die Pferde schon passen.

Ein aufgeschlagnes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geschrieben;
Von ihrem Frühstück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeschlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zusammen sucht' ich den Speiserest,
Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter,
Und hätt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Prolog.*

Der Winter stand, ein eiserner Tyrann,
Nie lösend seine Faust, die festgeballte,
Die eisig sich um Berg' und Thäler krallte;
Ihr Leben lag erstarrt in seinem Bann.
Als frostbedeckt die Berg' und Thale ruhten,

* Gesprochen in einem Konzert zur Unterstützung der 1838 in Ungarn durch Überschwemmung Verunglückten. Der Prolog wurde dem zu gleichem Zweck von Fr. Witthauer herausgegebenen Album vorangestellt.

Gesellig drängte doch das Menschenleben
In Lust und Spiel zusammen seine Gluten,
Ließ Freudenfeste über'm Tode schweben.
Zum Tanz berauschend sangen helle Geigen,
Die schöne Jugend drehte sich im Reigen,
Nicht denkend an ein Scheiden und Vergehen,
Sorglos, wie sich die Stern' am Himmel drehen.
Und über's blanke Feld des Eises glitten
Mit Geißelknall und Schellenklang die Schlitten.
So war es jüngst noch im Magyarenlande,
Am segenüberhäuften Donaustrande.
Wer hätte wohl in so beglückten Stunden
Den Donnerschlag des Unglücks vorempfunden?
Wer hörte damals in den Schlittenschellen
Prophetisch grause Totenglöcklein gellen?
Kein Tänzer ahnte dort beim Taumelfeste
Im Wassersturme tanzende Paläste.
Die Jubeltage waren bald verflogen,
Die Freude senkte die erregten Wogen,
Die Zeit des holden Frühlings war gekommen,
Die alle Herzen spüren, süß beklommen,
Die Zeit, wo aus dem Eis die Knospen springen
Und hell vom Liebesfest die Wälder klingen.
O Frühling, alle Herzen harrten dein,
Auf deine Lieder, deinen Sonnenschein;
Wie schrecklich aber täuschtest du ihr Hoffen,
Mit welchen Liedern hast du sie getroffen!
Sturmläuten, Jammerruf und Hilfeschreien,
Und Flutendonner, schlagend an die Wände,
Sind diesmal, Frühling, deine Melodeien;
Und deine Blumen sind gerungne Hände,
Und rings verzweiflungsblasse Angesichter;
Diesmal bist du gekommen als Vernichter!
Danubius, der starke Riese, hat
Schon längst gebuhlt um diese schöne Stadt;
Der Riese hat an hellen Sommertagen
Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,
Er trug ihr Bild, gefaßt in Strahlenflimmer;
Wie hat es doch so bang gezittert immer!
Zu Winter hielt er einen festen Schlaf,
Bis weckend ihn der Hauch des Frühlings traf.
Urplötzlich ward vom Schlaf Danubius munter,
Er springt nach seiner Braut mit offnen Armen,
Sie jammert auf, er faßt sie oh'n' Erbarmen
Und reißt sie jauchzend in sein Bett hinunter.

Er brachte ihr, als reiche Morgengabe,
Die wüsten Trümmer mit von manchem Grabe:
Waldstämme, Dächer und zerrissne Mühlen
Ließ er heran zu ihren Füßen spülen,
Und Leichen rollt er, frische, längstversenkte,
Die nun die Flut aus ihren Grüften drängte.
Die Welle, die vordem so mild und zahm
Als treue Magd in's Haus des Menschen kam,
Die noch im Herbst als Müllerin geschaltet,
Hat jetzt sich zur Hyäne umgestaltet,
Sie wühlt hervor, was alte Gräber bergen,
Und treibt heran die Wiegen mit den Särgen.
Durch alle Schranken stürzen sich die Fluten,
Sie steigen immer höher an die Wände,
Und unaufhaltsam sieht der Mensch sein Ende,
Wie seine Jahre schrumpfen zu Minuten.
Dort auf die Dächer klettern die Bedrohten:
So sammeln sich die Schwalben auf den Dächern,
Enteilend ihren gastlichen Gemächern,
Wenn über's Meer der Süden sie entboten.
Es werden diese angstgetriebnen Seelen,
Den Schwalben gleich, des Weges nicht verfehlen,
Sie flüchten in die Heimat über's Meer,
Von wannen aber keine Wiederkehr.
Ein Schrei, ein Krach — und alles ist verschwunden
Nun todesstill — nie wird die Spur gefunden.
Im Element verschwunden ohne Spur
Ist hier der Menschen Werk und all ihr Glück,
Als träumte wieder einmal die Natur
In ihre wilde Jugend sich zurück.
Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt,
Als hätte dürres Laub der Sturm verfegt;
Die alten Steppen werden aufgefrischt,
Wo eines edlen Volkes Freude stand,
Als eine leere Tafel blieb das Land,
Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.
Und weinend wandeln auf der wüsten Heide,
Dem stillen Grab von so viel Glück und Leide,
Das Elend und der Kummer, eng verschlungen,
Und spät verblutende Erinnerungen.
Hier lernt das Herz erträumten Schmerz vergessen,
Hat ihm ein Hauch des Schicksals weh gethan;
Wir lernen unsern kummervollen Wahn
An dem furchtbar gediegnen Unglück messen.
O, haltet euer Herz an die gekettet,

Die aus dem Sturm als Bettler sich gerettet!
O gebt mit sanftem Wort und weichen Händen
Dem Kummer Trost, dem Elend eure Spenden!
Das ist ein böser Frühling für die Armen,
Und unersetzlich ist, was er genommen;
Doch eure Liebe wird dem Unglück frommen,
Denn Balsam jeder Wunde ist Erbarmen.
Die milden Gaben, eure Liebesboten,
Sie heilen nicht die unheilbaren Schäden,
Und nicht erwecken können sie die Toten;
Doch können sie den großen Schmerz bereden,
Daß er sich allgemach zur Wehmut mildre,
Und daß er zur Verzweiflung nicht verwildre.
Die Armen schauen mit verweinten Blicken,
Gerührt, auf ihrem Schutt des Mitleids Blüte;
Der Herzenshauch von euch wird sie erquicken;
Der schönste Frühling ist die Herzensgüte!

An den Frühling.

Noch immer, Frühling, bist du nicht
Gekommen in mein Thal,
Wo ich dein liebes Angesicht
Begrüßt das letzte Mal.

Noch stehn die Bäume dürr und bar
Um deinen Weg herum
Und strecken, eine Bettlerschar,
Nach dir die Arme stumm.

Frühblumen wähnten dich schon hier,
Frost bringt sie um ihr Glück,
Sie sehnten sich heraus nach dir,
Und können nicht zurück.

Die Schwalbe fliegt bestürzt umher,
Und ruft nach dir voll Gram,
Bereut schon, daß sie über's Meer
Zu früh herüberkam.

An ein schönes Mädchen.

Wie die Ros' in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüt!

Mädchen, wenn dein Herbst gekommen,
Und das ganze Paradies
Deiner Blüte dir genommen,
Und dich aus dir selbst verwies;

Wenn du in des Welkens Tagen
Nicht den frohen Mut mehr hast,
Rosen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen sie verblaßt;

O dann zaubert dein Gemüte,
Wenn du's vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüte,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Der schwarze See.*

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammen,
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Rohr, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebewohl, ein düstrer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt, das Erdenweh,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

---

* E. Niendorf, S. 27, 14. Juni 1840: „Lenau erzählte vom Wandern in seinem lieben Steiermark, vom schwarzen See, also genannt wegen seiner nächtigen Farbe. Dort sieht man viele Wasserrosen. Sie sind gelb und duften wundersam. Die Seefrauen machen ihre Pomade davon." Das Gedicht erschien zuerst in den „Neueren Gedichten".

O Hoffnungen, hinab! zerrissne Traumgeflechte!
O Liebe, süßer Schmerz der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich seh' ihn durch's Gewässer streichen;
Will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüstert mir so bange,
Im Winde bebt der Wald am steilen Uferhange.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
In's Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: o Thor! was hat dein Wahn beschlossen!
Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen!

Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
So mußt du selber dich in seine Fluten senken!

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingesenke,
Der Reiter führt sein Roß zur lang ersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluten fließen,
In heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
Wie es die Flut einzieht in lustgedehnten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
Und wie sie, eingeschlürft, das heiße Blut ihm kühlen.

Der Rappe möchte gern im durstenden Verlangen
Jeglichen Wasserguß, der ihm enteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Lauschen
Den reichen Überfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er starrt auf Alpen hin, ihr seliges Umnachten,
Das leise Zauberspiel des Lichtes zu betrachten;

Wie mit den fernen Höhn die Strahlen dort verkehren,
Und sich in stiller Glut im letzten Kuß verzehren.

Und auf den Wandrer sinkt, den düstern, sehnsuchtkranken,
Der frische Seelentau der himmlischen Gedanken.

Es strömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
Es kann sein durstend Herz nicht fassen jede Welle;

Doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom behausen,
So hört er oben schon die ew'ge Fülle brausen.

Reiterlied.

Wir streifen durch's Leben im schnellen Zug,
Ohne Rast wie die stürmische Welle;
Wir haschen die Frucht im Vorüberflug,
Und schlummern nicht ein an der Quelle;
Wir pflücken die Rose, wir saugen den Duft,
Und streuen sie dann in die flatternde Luft.

Der Friedliche sitzet und lauert bang,
Bis das Glück ihm poch' an die Thüre.
Noch späht er beim Sterbeglöckleinklang,
Ob das Glück an der Klinke nicht rühre;
Wohl rührt sich die Klink', und es tritt herein,
Erschrick nicht, du Armer — es ist Freund Hein!

Der Reiter verfolgt das entlaufende Glück,
Er faßt's an den fliegenden Locken
Und zwingt es zu sich auf den Sattel zurück,
Und umschlingt es mit wildem Frohlocken:
„Mußten reiten mit mir durch Nacht und Graus,
Durch Strom und Geklüft zum blutigen Strauß!"

Wir sprengen hinein in die laute Schlacht,
Es tanzen die wiehernden Rosse

Dahin, wo der Donner am stärksten kracht,
Weit voran dem trippelnden Trosse:
Dem Reiter kredenzt auf sein stürmisch Gebot
Den ersten, den feurigsten Trunk der Tod!

Husarenlieder.*

1.

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzliebster Schatz;
Sie winkt, mit einem Satz
Ist er da, trara!

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein Wein; flink! flink!
Säbel blink! Säbel trink!
Trink Blut! trara!

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzliebster Klang,
Sein Leibgesang,
Schlafgesang, trara!

2.

Der leidige Frieden
Hat lang gewährt,
Wir waren geschieden,
Mein gutes Schwert!

Derweil ich gekostet
Im Keller den Wein,
Hingst du verrostet
An der Wand allein.

---

* Im Juli 1838 in Ischl gedichtet.

Von Sorte zu Sorte
Probiert' ich den Wein,
Indessen dorrte
Das Blut dir ein.

Ist endlich entglommen,
Der heiße Streit,
Mein Schwert, und gekommen
Ist deine Zeit.

Ich gab deiner Klingen
Den blanken Schliff,
Ich lasse dich singen
Den Todespfiff.

Im Pulvernebel
Die Arbeit rauscht,
Wir haben, o Säbel,
Die Freuden getauscht.

Im brausenden Moste,
Mein durstiges Erz,
Betrinke dich, koste
Von Herz zu Herz.

Derweil du gekostet
Das rote Blut,
Ist mir eingerostet
Der Hals vor Glut.

3.

Den grünen Zeigern,
Den roten Wangen,
Den lustigen Geigern
Bin ich nachgegangen
Von Schenk' zu Schenk'
Solang' ich denk'.

Am Tschako jetzt trag' ich
Die grünen Äste,
Rote Wangen, die schlag' ich
Den Feinden auf's beste,
Kanonengebrumm
Musiziert herum.

4.

Da liegt der Feinde gestreckte Schar,
Sie liegt in ihrem blutroten Blut;
Wie haut er so scharf, wie haut er so gut,
Der flinke Husar!

Da liegen sie, ha! so bleich und rot,
Es zittern und wanken noch husch! husch!
Ihre Seelen auf seinem Federbusch,
Da liegen sie tot.

Und weiter ruft der Trompetenruf,
Er wischt an die Mähne sein nasses Schwert,
Und weiter springt sein lustiges Pferd
Mit rotem Huf.

Die Drei.

Drei Reiter nach verlorner Schlacht,
Wie reiten sie so sacht, so sacht!

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
Es spürt das Roß die warme Flut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum,
Und spült hinunter Staub und Schaum.

Die Rosse schreiten sanft und weich,
Sonst flöß' das Blut zu rasch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht gesellt,
Und einer sich am andern hält.

Sie sehn sich traurig in's Gesicht,
Und einer um den andern spricht:

„Mir blüht daheim die schönste Maid,
Drum thut mein früher Tod mir leid."

„Hab' Haus und Hof und grünen Wald,
Und sterben muß ich hier so bald!"

„Den Blick hab' ich in Gottes Welt,
Sonst nichts, doch schwer mir's Sterben fällt."

Und lauernd auf den Todesritt
Ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Sie teilen kreischend unter sich:
„Den speisest du, den du, den ich“.

Der Küraß.*

„Wollt Ihr nicht einen Küraß kaufen,
Herr Husar! mein Herr Husar?
’s ist doch besser im Küraß raufen,
Als im schleißigen Tuch, nicht wahr?“

Lacht der Husar dem Judengauche:
„„Hast du den Hafendeckel gebracht,
Daß die Seele mir nicht ausrauche,
Wenn sie mir kocht im Feuer der Schlacht?““

„Kauft den Küraß! wie wär’s doch schade
Um den schönen gewichsten Bart,
Wenn er um eine schlechte Parade
Noch so schwarz schon würde verscharrt!“

„„Jude, kennst du Husarenhiebe?
Säbel und Schild und Küraß zugleich
Führt meine Faust; Jud’, schiebe dich, schiebe,
Sonst verkostest du meinen Streich.““

Und der Husar den blanken Säbel
Kreuzend und kreisend um’s Haupt sich schwingt,
Daß es wie ein eiserner Nebel
Vor den Augen des Juden springt.

„Bravo, Husar! Doch besser ist besser;
Kauft den Küraß, helft Euch und mir.
Seht, dort reiten drei Eisenfresser,
Weh’, drei Feinde! bald sind sie hier.“

„„Ei, so komm““, so ruft der Magyare,
„„Will dir helfen, du armer Tropf!““
Und er packt ihn an seinem Talare,
Setzt ihn vor sich auf den Sattelknopf.

---

* Im „Nachlaß“ zuerst veröffentlicht.

„„O du ärmster Jude auf Erden!
Ich bin hinten, und du bist vorn;
Du mußt selber mein Küraß werden!““
Und er gibt dem Rosse die Sporn.

Wild verzweifelnd schreit der Hebräer,
Doch der Husar hält fest; hu! hu!
Reitet näher und näher und näher
Auf die drei feindlichen Reiter zu.

Hält den Juden mit seiner Linken,
Mit der Rechten führt er das Schwert,
Und die drei Reiter vom Rosse sinken,
Und der Jude blieb unversehrt.

Sanft hinab vom schäumenden Hengste
Setzt den Juden jetzt der Husar,
Für die Gefahren und Todesängste
Reicht er den Beutel voll Goldes ihm dar.

„„Keinen Küraß mehr dem Husaren!““
Ruft der Husar und reitet davon;
Zitternd noch von den Todesgefahren,
Zählt der Jud' die Dukaten schon.

An den Ischler Himmel im Sommer 1838.

Ein Scherz.

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
Bist du so gehässig und regennässig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

Gurgelst wieder herab die schmutzigen Lieder,
Hängen vom Leibe dir die Fetzen nieder,
Taumelst gleich einem versoffenen, zitternden Lumpen,
Hin von Berge zu Berge mit vollem Humpen!

Warfst den Bergen die Kinder aus ihren Betten,
Alle Bäche heraus, und plump zertreten
Hast du die reifende Saat den armen Bauern;
Unband! wie lange noch soll dein Unfug dauern?

Wenn doch endlich tüchtige Winde brausten,
Und dich rasch von dannen peitschten und zausten!
Aber du wirst von Stunde zu Stunde noch frecher,
Lümmelst schon dich herein bis auf unsre Dächer.

Hast an harten Felsen den Kopf zerschlagen,
Und noch bist du nicht hin! seit vierzehn Tagen!
Blinder Unhold! es ist das Auge der Sonnen
Und das Auge des Monds dir ausgeronnen.

Ungastfreundlicher Strolch! die schönsten Frauen
Kamen zu baden, und das Gebirg' zu schauen;
Baden können sie gnug, doch den Hals nie strecken
Aus dem Thale, dem riesigen Badebecken.

Hätte Ischl nur dich und seine Solen,
Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen;
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!*

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer,
Und es irrt der Wind verlassen,
Weil kein Laub zu finden mehr,
Rauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
Von der kühlen, lebensmüden,
Freudig ruft er's, daß die Spur
Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbstesfrost
Schickt der Lenz aus fernen Landen
Dem Zugvogel seinen Trost,
Heimlich mit ihm einverstanden.

O wie mag dem Vogel sein,
Wenn ihm durch das Nebeldüster
Zückt in's Herz der warme Schein,
Und das ferne Waldgeflüster!

* Sophie befand sich gleichzeitig dort im Bad.

Hoch im Fluge über's Meer
Stärket ihn der Duft der Auen;
O wie süß empfindet er
Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen!

Nebel auf die Stoppeln taut;
Dürr der Wald; — ich duld' es gerne,
Seit gegeben seinen Laut
Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab' ich gleich, als ich so sacht
Durch die Stoppeln hingeschritten,
Aller Sensen auch gedacht,
Die in's Leben mir geschnitten;

Hab' ich gleich am dürren Strauch
Andres Welk bedauern müssen,
Als das Laub, vom Windeshauch
Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Gram und Groll
Blick' ich nach den Freudengrüften,
Denn das Herz im Busen scholl,
Wie der Vogel in den Lüften;

Ja, das Herz in meiner Brust
Ist dem Kranich gleichgeartet,
Und ihm ist das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Das dürre Blatt.

Durch's Fenster kommt ein dürres Blatt,
Vom Wind hereingetrieben;
Dies leichte, offne Brieflein hat
Der Tod an mich geschrieben.

Das dürre Blatt bewahr' ich mir,
Will's in die Blätter breiten,
Die ich empfangen einst von Ihr;
Es waren schöne Zeiten!

Da draußen steht der Baum so leer;
Wie er sein Blatt im Fluge,
Kennt sie vielleicht ihr Blatt nicht mehr,
Trotz ihrem Namenszuge.

Der toten Liebe Worte flehn,
Daß ich auch sie vernichte;
Wie festgehaltne Lügner stehn
Sie mir im Angesichte.

Doch will ich nicht dem holden Wahn
Den Wurf in's Feuer gönnen;
Die Worte sehn mich traurig an,
Daß sie nicht sterben können.

Ich halte fest, zu bittrer Lust,
Was all mein Glück gewesen,
In meinen schmerzlichen Verlust
Will ich zurück mich lesen.

Das dürre Blatt leg' ich dazu,
Des Todes milde Kunde,
Daß jedes Leiden findet Ruh',
Und Heilung jede Wunde.

Gutenberg.*

„Schon weht es kühler auf Erden;
Es möchte Abend werden,
Es möchte werden Nacht,
Bevor durchrungen die Schlacht,
Der Menschheit altes Gefecht
Um Freiheit, Licht und Recht.
Ich reiche beiden Heeren
Beschleunigend Waffen und Wehren,
Es soll ihr letztes wagen
Die Höll', und werden erschlagen;
Daß noch ein Stündlein Frieden
Der Menschheit sei beschieden."

So dachte der Genius, der die Menschheit führt,
Als er die Stirne Gutenbergs berührt.

---

* Im Jahr 1835 zu dem „Schiller=Album" beigesteuert, welches sein Freund Reinbeck in Stuttgart veranstaltete.

Im Vorfrühling.

Am Grab E. Mikschiks.*

Ringsum sind die Berge noch verschneit,
Aber Blumen seh' ich hier, die frühen!
Blumen, schön, daß ihr gekommen seid,
Hier auf seinem frühen Grab zu blühen.

Freudig stieg er manchen Berg hinan,
Um des Frühlings Grüße zu empfangen!
Weil der Tote nicht mehr kommen kann,
Ist nun ihm der Frühling nachgegangen. —

Blumen! ob ihr nicht die Freuden seid,
Die dem Toten hätten kommen sollen?
Die, gehüllt in euer lichtes Kleid,
Noch auf seinem Grabe blühen wollen?

Bei Übersendung eines Straußes.

In den trüben, in den kalten
Tagen, die uns heimgesucht,
Hat der Herbst auf ihrer Flucht
Letzte Blumen aufgehalten,
Um sie dir zu schenken!
Diesem Herbste will ich gleichen:
Wenn auf meine lauten Wälder,
Blumigen Gedankenfelder
Mir die Todeslüfte streichen
Daß sie schweigen und verblühn,
Will ich mit dem letzten Grün
Deiner noch gedenken.

Der einsame Trinker.

1.

„Ach, wer möchte einsam trinken,
Ohne Rede, Rundgesang,
Ohne an die Brust zu sinken
Einem Freund im Wonnedrang?"

---

* Der Verstorbene gehörte zu Sophiens Familienkreis.

Ich; — die Freunde sind so selten;
Ohne Denken trinkt das Tier,
Und ich lad' aus andern Welten
Lieber meine Gäste mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
Wühlt ihr mir den Schlamm empor,
Wie des Ganges heil'ge Wellen
Trübt ein Elefantenchor.

Dionys in Vaterarme
Mild den einzlen Mann empfing,
Der, gekränket von dem Schwarme,
Nach Eleusis opfern ging.

2.

Ich trinke hier allein,
Von Freund und Feinden ferne,
In stiller Nacht den Wein,
Und meide selbst die Sterne:

Da fährt man gerne mit
In Blicken und Gedanken,
Und könnt' auf solchem Ritt
Das volle Glas verschwanken.

Der Kerzen heller Brand
Kommt besser mir zu statten,
Da kann ich an der Wand
Doch schauen meinen Schatten.

Mein Schatten! komm, stoß an,
Du wesenloser Zecher!
Auf, schwinge, mein Kumpan,
Den vollen Schattenbecher!

Seh' ich den dürren Schein
In deinem Glase schweben,
Schmeckt besser mir der Wein
Und mein lebendig Leben;

So schlürfte der Hellen
Die Lust des Erdenpfades,
Sah er vorübergehn
Als Schatten sich im Hades.

3.

Schatten, du mein Sohn,
Hast dich nicht verändert,
Warst vor Jahren schon
Ebenso gerändert.

Was auf Stirn' und Wang'
Zeit mir eingehauen:
Jugenduntergang
Lässest du nicht schauen.

Einen Berg ich sah
Spät im Herbste ragen,
Umriß war noch da
Wie zu Frühlings Tagen.

Nicht mit seinem Grat
Gibt der Berg zu wissen:
„Meine Wälder hat
Mir der Sturm zerrissen.

„Meine Herde schied
Mit den Glockenklängen,
Still das Abendlied
Auf den Wiesenhängen."

Hohen Angesichts
Blickt der Berg in's Ferne,
Nahm der Herbst doch nichts
Seinem Felsenkerne.

Froh in's ferne Land
Will wie er ich blicken;
Und mein fester Stand
Trotze den Geschicken.

Süßes Traubenblut
Fließt auf meiner Schanze;
Rebe, teures Gut!
Seelenvolle Pflanze!

Soll für Recht und Licht
Andres Blut einst fließen,
Minder freudig nicht
Will ich meins vergießen.

4.

Redlich, Schatten, kannst du heben
Den Pokal, mich lassen leben;
Wenn sie meinen Leib bestatten,
Bist du mitvergangen, Schatten!

Manches Auge möchte weinen;
Schatten, doch ich wüßte keinen
Auf dem weiten Erdenringe,
Der wie du mit mir verginge.

Weil dem Sünder ohne Reue
Soll gebrochen sein die Treue,
Lassen tiefempfundne Mären
Den Verbrecher dich entbehren.

Treuer Freund, sei mir gepriesen!
Hast mir Liebes oft erwiesen;
Will zu stolz das Herz mir glänzen,
Zeigst du still mir meine Grenzen.

Frühling.

Die warme Luft, der Sonnenstrahl
Erquickt mein Herz, erfüllt das Thal.
O Gott! wie deine Schritte tönen!
In tiefer Lust die Wälder stöhnen;
Die hochgeschwellten Bäche fallen
Durch Blumen hin mit trunknem Lallen;
Sein bräutlich Lied der Vogel singt,
Die Knosp' in Wonne still zerspringt;
Und drüber goldner Wolken Flug:
Die Liebe ist in vollem Zug.
An jeder Stelle möcht' ich liegen;
Mit jedem Vogel möcht' ich fliegen,
Ich möchte fort und möchte bleiben,
Es fesselt mich und will mich treiben.*
O Lenz, du holder Widerspruch:
Ersehnte Ruh' und Friedensbruch,

---

* In den „Neueren Gedichten" folgt hier noch:
„Dem Herzen wird so wohl, so bang,
Umglüht, umrauscht vom Frühlingsdrang,
Es fühlt des Lenzes Widerspruch:
Ersehnte Ruh' und Friedensbruch."

So heimatlich und ruhebringend,
So fremd, in alle Ferne dringend.
Das Frühlingsleuchten, treu und klar,
Erscheint dem Herzen wunderbar
Ein stehngebliebner Freudenblitz,
In Gottes Herz ein offner Ritz;
Und wieder im Vorübersprung
Ein Himmel auf der Wanderung;
Ein irrer Geist, der weilend flieht
Und bang das Herz von hinnen zieht.
Ich wandle irr, dem Himmel nach,
Der rauschend auf mich niederbrach;
O Frühling! trunken bin ich dein!
O Frühling! ewig bist du mein!

An die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen;
Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück steht ein Gnadenbild
Zwischen Felsen heimlich eingeschlossen,
Eine Kluft ist's, einsam, tief und wild,
Durch den Abgrund ist ein Quell gestoßen.

Wie die Brust Marias schwertdurchbohrt
Ist zu schaun in christlicher Kapelle,
So Natur, der heil'gen Mutter dort
Schien das Herz durchschnitten von dem Quelle.

Grauer Felsen ewig starrer Blick
Hängt hinab zur tiefgerissnen Wunde,
Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
In des Stroms zerbrochenen Akkorden,
Und aufhorchend ist des Menschen Herz
Seiner eignen Klage still geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt:
Hat der Kummer seinen Groll verloren;
Rauschend hat mich's an der Kluft gemahnt,
Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe ist des Menschen Teil,
Der dem Weltgeschick nicht feig entwichen;
Zieht er aus dem Busen sich den Pfeil,
Ist er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
Schildert sie der Zukunft schönen Traum;
All ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Heimweh ist es, wenn die Liebe naht,
Ist der Grund des nie gestillten Fragens,
Heimweh jede große Menschenthat,
Und die Wunder himmlischen Entsagens. —

Alpen, o wie stärkte mich die Rast,
Lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen,
Kräuterdüfte fächelten den Gast,
Eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Lerche sang ihr lustverwirrtes Lied,
Schweigend strich der Adler durchs Gesteine,
Und die Gipfel, als die Sonne schied,
Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Herde irrt' am Wiesenhang,
Kühe weidend pflückten ihre Beute,
Und die Glock an ihrem Halse klang
Für die Kräuter sanftes Sterbgeläute.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo so hoher Friede überall,
Ließ die Ruh' in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Mut zu jedem Kampf und Leid
Hab' ich thalwärts von der Höh' getragen;
Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

Einem Gemütskranken.

Seitdem du mit den höchsten Mächten
Begannst zu hadern und zu rechten,
Kann dir der kleinste, stillste Wurm
Im Herzen wecken einen Sturm,
Wie einst in jenen Frühlingstagen,
Die dir kein Gott zurück mehr ruft.
Ein grünes Blatt, ein Hauch der Luft
Dir oft gebracht ein seliges Behagen.

An einem Grabe.*

Kühl herbstlicher Abend, es weht der Wind,
Am Grabe der Mutter weint das Kind,
Die Freunde, Verwandten umdrängen dicht
Den Prediger, der so rührend spricht.
Er gedenkt, wie fromm die Tote war,
Wie freundlich und liebvoll immerdar,
Und wie sie das Kind so treu und wach
Stets hielt am Herzen; wie schwer dies brach.
Daß grausam es ist, in solcher Stund'
Die Toten zu loben, ist ihm nicht kund,
Der eifrige Priester nicht ahnt und fühlt,
Wie er im Herzen des Kindes wühlt.
Es regnet, immer dichter, herab,
Als weinte der Himmel mit, auf's Grab,
Doch stört es nicht den Leichensermon,
Auch schleicht kein Hörer sich still davon.
Die Tote hört der Rede Laut
So wenig als, wie der Regen taut,
So wenig als das Rauschen des Winds,
Als die Klagen ihres verwaisten Kinds.
Der Priester am Grabe doch meint es gut,
Er predigt dem Volk mit Kraft und Glut,
Verwehender Staub dem Staube,
Daß er an's Verwehen nicht glaube.

---

* Lenau las im April 1844 seinen Stuttgarter Freunden das Gedicht vor und bemerkte dazu, daß es das Unerquickliche einer protestantischen Leichenpredigt anschaulich machen solle. E. Niendorf a. a. O., S. 169.

Veränderte Welt.

Die Menschheit ist dahinter kommen,
Trotz aller Gaukelei der Frommen,
Daß mit dem Leben vor dem Grabe
Man endlich Ernst zu machen habe.

Zerbrochen ist des Wahnes Kette,
Die Erde sei nur Übungsstätte,
Nur Voltigierbock sei das Leben,
Auf's Roß werd' uns der Himmel heben.

Auf freiem, grünem Erdengrunde
Wird jeder bald schon hier, zur Stunde,
Bevor das Grab ihn deckt mit Schollen,
Sein Rößlein weiden, tummeln wollen.

Naturbehagen.

Der Seerab' hat ein gutes Leben!
So über'm Wasser hinzuschweben,
Wo lustig plätschern, zierlich kreisen,
Einladend, seine leckern Speisen.
Sein scharfes Auge weiß auf Strecken
Die feinsten Fischlein zu entdecken,
Sein treues Auge sieht bei Zeiten
Am Strand den Jäger lauernd schreiten,
Und plötzlich unter taucht der Rab',
Schwimmt unsichtbar vom Jäger ab,
Und taucht erst fröhlich wieder auf,
Wohin nicht reicht der Flintenlauf.
Sanft fällt des Jägers Schuß dort nieder,
Wie schlafergriffne Augenlider,
Den Augenlidern gleich des Raben,
Der nach genossnen Meeresgaben
Am sichern Fels, im Sonnenschein,
Beim Wellenmurmeln schlummert ein.

Trinksprüche.

Ihr stoßet an, die Gläser klingen,
Ihr lasset leben manchen Mann;
Und morgen schon denkt keiner dran,
Ihm eine Freud' in's Herz zu bringen.

Ich hör' ein Pereat! euch brüllen,
Auf Tod habt ihr das Glas geleert,
Doch keinem ist der Mut beschert,
Das Grab des Feindes anzufüllen.

Ich trinke nicht zum Segensspruche,
Wo nicht mein Herz beglücken will;
Zum bösen Wunsche bleib' ich still,
Wenn nicht die Klinge folgt dem Fluche.

Studentenreise.*

Wir hatten im Sacke nur wenig Geld,
Doch lachend wogte das goldne Feld
In lustigen Sommerwinden,
Das übrige würde sich finden.

Die Rößlein schlichen den lahmsten Trab,
Als wäre die Erde ein weites Grab,
Und fürchteten sie zu versinken
Auf Tote zur Rechten und Linken.

Der Fuhrmann schmauchte schlechten Tabaks,
Er war hartmäulig, stumpfen Geschmacks,
Wie seine Gäule nicht wissen,
Daß sie werden im Maule gerissen.

Doch ging es auch langsam, ging es doch froh,
Wir rauchten bessern, mein Studio
Schrie mir Homerische Zeilen,
Wie die Helden sich tapfer zerkeilen.

Das Straßenpulver ward Schlachtenstaub,
Rings tobte die Rache um Helenas Raub,
Die Reiter stürzten zur Erde,
Drum schlichen so traurig die Pferde.

---

* Wurde im April 1844 den Stuttgarter Freunden vorgelesen.

Der dampfende Kutscher auf seinem Thron,
Ein rauchender Turm von Ilion;
Nur Helena konnt' ich nicht schauen
Vor Staub, die schönste der Frauen.

Da dacht' ich, sie zu finden geschwind,
An ein vielleicht noch schöneres Kind,
Homerische Klänge versäumend,
Zum seligen Paris mich träumend.

Der arme Jude.*

1.

Armer Jude, der du wandeln
Mußt, von Dorf zu Dorf hausierend,
Schlecht genährt und bitter frierend,
Allwärts rufend: „Nichts zu handeln?"

Holt die Seuche Mann und Frauen,
Ziehst du nach auf ihrer Fährte,
Und die Kleider, die sie leerte,
Schleppst du fort, dir darf nicht grauen.

Auf dem Baume krächzt der Rabe,
Hunde zerren dich am Rocke,
Schneegestöber, Flock' an Flocke,
Fleißig wanderst du am Stabe.

Ein Jerusalem, papieren,
Bauen deine Stammgenossen,
Doch für dich ist es verschlossen,
Wandern mußt du, darben, frieren.

Jene haben's hoch getrieben,
Du verschacherst alte Kleider;
Aber alle seid ihr leider
Ein geknicktes Volk geblieben.

---

* Lenau las es im Mai 1842 seinen Stuttgarter Freunden vor und bezeichnet es als ein Lebensbild. E. Niendorf, S. 59.

2.

Jud' ist an ein Kreuz gekommen,
Speist am fremden Heiligtume
Auf der Bank ein Stücklein Krume,
Ruhe soll den Gliedern frommen.

Nickend träumt er: seine Väter
Jubeln um das Kreuz im Ringe,
Und er hört die Silberlinge
Klirren Judas, dem Verräter.

Zieht ein Jäger, heimbeflissen,
Doch es schnüffelt noch sein Hündlein
Um den Schläfer, um das Bündlein,
Stiehlt ihm aus der Hand den Bissen.

Zieht des Wegs daher ein Bauer,
Und er rüttelt wach den Armen:
„Schlaf' nicht!" ruft er mit Erbarmen,
„Sonst erfrierst im Winterschauer.

„Leg wahrhaftig deine Bürde
Hin am Kreuze, samt dem Fluche;
Jude, irres Schäflein, suche
Jesu Christi warme Hürde.

„Jude, wolle dich bekehren!
Dir vom ganzen Alten Bunde
Blieb dies Bündlein nur zur Stunde,
Dich zu schützen, dich zu nähren.

„Laß dich taufen und verwandeln;
Mancher that's, und mit vier Rossen,
Hornklang kommt er nun geschossen,
Der einst umrief: nichts zu handeln?

„Nimm mich an zu deinem Paten;
Nebst dem Angebind', dem werten,
— Gott gesegnet's dem Bekehrten —
Labst du dich an Wein und Braten."

Drauf der Jude spricht, der echte:
„Laß mich nie und nimmer taufen.
Wollt ihr nicht Gewänder kaufen,
Für die Dirnen, für die Knechte?

„Mancher trägt das Kreuz am Rücken,
Jude noch im Herzensgrunde,
Schwerer als des Bündels Pfunde;
Wählt euch was von meinen Stücken!“

Doch er sieht den Bauer scheiden,
Und sein Bündel schnürt er wieder,
Müde senkt er drauf sich nieder,
Traurig von des Weges Leiden.

Wieder hat am Kreuz den Armen
Schlaf und froher Traum befallen,
Eine Stimme hört er schallen,
Süß, wie himmlisches Erbarmen:

„Harret, meine Kinder, harret!“
Ruft Messias, näher, näher. —
Wandrer finden den Hebräer
Liegen an dem Kreuz erstarret.

Der kriegslustige Waffenschmied.

Spritze Funken, Säbelklinge,
Werde meinen Hammerschlägen
Hart geschmeidig, scharf, du Degen,
Daß dich froh der Reiter schwinge!

Schwert, wie dir mein Hammerschwingen
Helle Funken ausgetrieben,
Sollen bald von deinen Hieben
Seelen aus den Leibern springen.

Friede ist ein falscher Engel,
Unkraut wuchert auf zu Wäldern,
Steuern wachsen auf den Feldern
Mehr als Korn und Weizenstengel.

Friede hat das Menschenleben
Still verwahrlost, sanft verwüstet;
Wie er seiner That sich brüstet!
Alles hängt voll Spinneweben.

Ha! nun fährt der Krieg dazwischen;
Klafft und gähnt erst manche Wunde,

Gähnt man seltner mit dem Munde,
Kampf und Tod die Welt erfrischen.

Feige Lüge aus dem Herzen
Treibt der Krieg, der offne, scharfe,
Weil der Tod zerreißt die Larve,
Weil die Wunden ehrlich schmerzen.

Wieder soll in Kampfgewittern
Frische Luft der Wahrheit wehen
Tote werden auferstehen,
Menschentreter werden zittern.

Der Pechvogel.

Ein Stück des Lebens ward verträumt,
Das beste Glück hab' ich versäumt,
Die Winde sausen durch die Stoppeln,
Ich möchte meinen Schritt verdoppeln.

Doch sausen sie mir lange gut,
Ich ändre drum nicht meinen Mut,
Und nicht erhitz' ich meine Sohlen,
Um das Versäumte nachzuholen.

Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.

Drei Wünsche blieben mir versagt,
Doch sei's mit keinem Hauch beklagt;
Das Glück, mir feindlich allerwegen,
Hätt' sie gewendet zu drei Schlägen.

Mich hätt', eh' ich den Ruhm geschmeckt,
Die erste Kugel hingestreckt,
Nachdem mein Söhnlein mir gestorben,
Mein Weib treulos mir's Bett verdorben.

Der Kranke im Garten.

Noch eine Nachtigall, so spät?
Schon sind die Blüten längst verweht,
Der Sommer reift die Felder schon,
Und noch ein Frühlingston?

O Lenz, ward es dir offenbar,
Daß ich noch sterbe dieses Jahr?
Und riefest aus der Ferne du
Noch einen Gruß mir zu? —

Beethovens Büste.*

Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einsam düstres Zimmer,
Überraschend drin entgegen
Blinkte mir ein Freudenschimmer.

Mit dem sichern Blick der Liebe
Hatt' ein Freund den Spalt getroffen,
Wo des Unmuts düstre Zelle
Blieb dem Strahl der Freude offen.

Ha! ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlosen Meere.

Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Ozeane,
Und das große Herz Beethovens,
Laut im heiligen Orkane,

Sind die Wecker mir des Mutes,
Der das Schicksal wagt zu fodern,
Der den letzten Baum des Edens
Lächelnd sieht zu Asche lodern.

Kämpfen lern' ich ohne Hassen,
Glühend lieben und entsagen,
Und des Todes Wonneschauer,
Wenn Beethovens Lieder klagen;

---

* Lenaus Freund, der Dichter G. v. Frank, hatte sie ihm geschenkt.

Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Daß die tiefsten Gräber klüften,
Und ein dionysisch Taumeln
Rauschet über allen Grüften.

Wenn sie zürnen, hör' ich rasseln
Menschenwillens heil'ge Speere,
Und besiegt zum Abgrund, heulend,
Flüchten die Dämonenheere. —

Sanftes Wogen, holdes Rieseln;
Sind des Weltmeers kühle Wellen
Süß beseelt zu Liebesstimmen?
Wie sie steigen, sinken, schwellen!

Auf der glatten Muscheldiele
Halten Nixen ihren Reigen,
Keime künft'ger Nachtigallen
Träumen auf Korallenzweigen.

Horch! noch leiser! dem Naturgeist
Abgelauschte Lieder sind es,
Die er flüstert in das erste
Träumen eines schönen Kindes;

Die er spielt auf Mondstrahlsaiten,
Ob dem Abgrund ausgespannten,
Deren Rhythmen in der Erdnacht
Starren zu Kristallenkanten;

Und nach deren Zaubertakten
Rose läßt die Knospe springen,
Kranich aus des Herbstes Wehmut
Lüftet seine Wanderschwingen. —

Ach, Coriolan! vorüber
Ist das Ringen, wilde Pochen,
Plötzlich sind's die letzten Töne,
Dumpf verhallend und gebrochen.

Wie der Held im schönen Frevel
Überstürmte alle Schranken,
Dann — der tragisch überwundne
Stehn geblieben in Gedanken.

Sinnend starrt er in den Boden,
Sein Verhängnis will Genüge;
Fallen muß er, stummes Leiden
Zuckt um seine edlen Züge. —

Horch! im Zwiespalt dieser Töne
Klingt der Zeiten Wetterscheide,
Jetzo rauschen die Versöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Leide.

In der Symphonien Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen,
Seh' ich Zeus auf Wolken nahn und
Christi blut'ge Stirne küssen;

Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

Am Sarg eines Schwermütigen,

der sich selbst den Tod gegeben *

Naturgeister singen:

Er ist von uns gewichen,
Er ist so früh verblichen,
Laßt uns in tiefste Schatten
Dies heiße Herz bestatten!

Wir singen manche Weisen,
Wenn wir die Erd' umkreisen,
Die bängste aller bangen
Hat lauschend er empfangen.

Das Lied, das dumpf wir klagen,
Wenn wir den Wildbach jagen,
Und wenn wir Blitze flechten
In schwülen Sommernächten.

Im Rufe tönt's der Unken,
Von dunkler Schwermut trunken,
Und in den Widerhallen
Bewegter Nachtigallen.

---

* Das Gedicht war einem Brief an Sophie von Stuttgart, 6. Mai 1841, beigelegt und bezieht sich auf den Dichter Johann Mayrhofer in Wien, dessen Lieder durch seines Freundes Schubert Kompositionen eine größere Verbreitung gefunden haben. Er gab sich am 5. Februar 1836 aus Schwermut selbst den Tod. Wahrscheinlich in der Nacht vom 25. zum 26. April 1841 gedichtet. S. Schurz a. a. O., II, S. 60.

„Fahr wohl!“ nachruft es leise
Dem Frühling auf die Reise;
Wir hauchen es gelinde
Durch's Haar dem toten Kinde.

Die Röslein all' zerpflücken
Und zu die Äuglein drücken
Dem Lenz wir und dem Kleinen,
Und niemand sieht uns weinen.

Wenn Wölf' im Eise suchen
Ihr Leben und verfluchen,
Und wenn das Käuzlein grelle
Aufstöhnt in seiner Zelle,

Wenn sich die Meereswellen
Auftürmen und zerschellen,
Im Sturm die Möwen zagen,
Erhebt das Lied sein Klagen.

O Möwenschrei und Schwanken!
O menschliche Gedanken
Vom Leben ew'ger Dauer,
Hört ihr des Liedes Trauer?! —

Doch sind die Stimmen alle
Nur abgebrochne Halle,
Ein ahnendes Besinnen
Kaum auf des Lieds Beginnen.

Bei seinem vollen Klange
Ach, würde uns zu bange,
Wir stünden schmerzlich träumend,
Das Erdenwerk versäumend.

Dies Herz hat es vernommen,
Und sang es fort beklommen;
Dies Herz hat ausgesungen
Das Lied, und ist zersprungen.

Einklang.*

Um Mitternacht entstand dies Lied,
Zwölfmal erklang das Glockenerz,
Und zwölfmal Antwort gab mein Herz
Im dumpfen Strophensang
Dem dumpfen Glockenklang.

Welke Rose.

In einem Buche blätternd, fand
Ich eine Rose welk, zerdrückt,
Und weiß auch nicht mehr, wessen Hand
Sie einst für mich gepflückt.

Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnrung; bald zerstiebt
Mein Erdenlos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.

Der fromme Pilger.

Selig wandelt dort ein Ritter
Durch Jerusalems Gefilde;
Weinend trat er auf den Boden,
Wo einst wallte Jesus Christus,
Und die Lippen senkt er küssend
Auf den Grund, der Ihn getragen,
Alles Erdenleids genesen
Fühlt sich hier der fromme Pilger;
Mit der Bürde seiner Sünden
Sind die Lasten seiner Sorgen
Hinter ihm in's Meer versunken. —

Anders rauschen hier die Wasser,
Anders wehen ihm die Lüfte,
Wie erquickend und geheiligt
Sind die Züge seines Odems!
Wunderbar bewegte Hauche

---

* Bezieht sich auf das vorhergehende Gedicht.

Säuseln durch das Laub der Bäume,
Gleich als hätte hier die Erde
Ihn noch immer nicht vergessen,
Der hier einst geliebt, geduldet,
Und am Kreuz für uns gestorben;
Gleich als rauschten holde Mären
Sein Gedächtnis durch die Wipfel,
Frohe Kunden, Festgesänge,
Göttlich leise Traditionen,
Von den Blättern, welk und sinkend
Zugerauscht den frischen, grünen,
Und von Blüte hin zu Blüte
Fortgehaucht durch all' die Zeiten.

Inneres Gericht.

Als ein strenger Richter und Hinrichter,
Vieler süßen Hoffnungen Vernichter,
Mag auch ihre ganze Sippschaft weinen,
Mußt du einmal in dir selbst erscheinen,
Wenn du noch gewinnen willst den Frieden,
Eh' der Tod den seinen dir beschieden.
Als Gedanke ist der Geist das Licht,
Wärme ist im Herzen er als Liebe!
Was nicht sein, verfalle dem Gericht,
Lust und Schmerz — es sterbe und zerstiebe!

Die Nonne und die Rose.

Dunkle Wolken niederdrohten,
Und es zuckten Wetterscheine,
Brausend jagten schon die Boten
Des Gewitters durch die Haine.

Eine Rose dort am Aste,
Schöne Nonne, sahst du beben,
Und ein Bangen dich erfaßte
Um der Rose zartes Leben.

Sie zu wahren vor den Wettern,
Schnittest du sie schnell vom Strauche,
Eh' der Sturm sie kann entblättern
Und entführen ihre Hauche.

Draußen tobt des Frühlings Eile,
Rosen flattern weithin, irre;
Deine blüht noch eine Weile
Scheinlebendig im Geschirre.

Teilte sie nicht, schnell verglühend,
Lieber solche Frühlingslose?
Schöne Nonne, still verblühend,
O wie gleichst du dieser Rose!

Das Kind geboren, die Mutter tot.

Die schöne Mutterliebe hat dem Leben
Ein Opfer hier, ein blühend Kind gegeben,
Vertrauend und mit innigstem Verlangen,
Daß alle Götter huldvoll es empfangen;
Doch als sie weihend will den Segen sprechen
In ihres Herzens heißem Überwallen,
Ließ ihre Hand, vor Freude zitternd, fallen
Den Mutterleib, die Opferschale brechen.

Die Albigenser.

Das Aug' der Liebe weiß im Freudensaale
Durch's Tanzgewühl, durch die Gestaltenflucht
Den Liebesblick zu finden, den sie sucht,
Und weidet sich an seinem süßen Strahle.

Mein Auge sieht auf wüsten Degenklingen
Die Feuer sprühend durch die Helme dringen,
Und auf den Spitzen fluchbeschwingter Lanzen
Hier, dort verirrte Funken Gottes tanzen.

* „Die Tote war die gefühlvolle und gebildete Gattin des oberösterreichischen Dichters Kaltenbrunner. Lenau achtete sie sehr. Kaltenbrunner heiratete später die älteste Tochter des Dichters Schleifer in Gmunden, Lenaus intimen Freundes." Schurz a. a. O., S. 383.

Zweifelnder Wunsch.

Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen,
Bist du so schön! — gesenkten Angesichts
Und still, bist du so schön! — was soll ich flehen:
O rede mir!? o sage nichts!?

Drum laß mich zwischen beiden Himmeln schwanken,
Halb schweigend, sprechend halb, beglücke mich
Und flüstre mir, wie heimlich in Gedanken
Das süße Wort: „Ich liebe dich!"

Die Bauern am Tissastrande.*

Thörichte Freunde des toten Alten,
Fahrend in ausgeleierten Gleisen,
Tanzend nach verklungenen Weisen,
Möge dies Märlein euch unterhalten.

Warme, lebendige Lüfte wallen
Über dem schönen Magyarenlande,
In den Gebüschen die Nachtigallen
Singen entzückt am Tissastrande.
Fischlein, springend mit stillem Ergetzen,
Holen vom Lenz sich flüchtigen Kuß,
Fürchten sich nicht vor den silbernen Netzen,
Welche der Mond warf über den Fluß.
Brausend vor Freude, münden die Quellen,
Und das lenzbezauberte Land,
Weil es nicht blühn kann unter den Wellen,
Blüht es hier doppelt als üppiger Strand,
Weil es nicht singen kann unter den Wogen,
Singt es dafür hier doppelt so laut,
Liebestönen, schmachtend gezogen,
Lauscht des Sprossers glückselige Braut.

Rüstig rudern dort über die Wellen
Lustige Bauern mit Scherzen und Lachen,
Und die Zigeuner, ihre Gesellen,
Stimmen die Geigen bereits im Nachen,

* Lenau las im April 1844 dieses Gedicht seinen Stuttgarter Freunden vor. „Eine Satire auf die Konservativen" nannte er es. E. Niendorf a. a. O., S. 169.

Stoßen an's Land und eilen zur Schenke;
Weil so laut das heischende Rufen,
Springen die Wirte schon mit dem Getränke
Über die finsteren Kellerstufen.

Um den Eichtisch sitzen die Alten,
Vor dem Tanze noch Schmaus zu halten.
Zum Abschnitt gereicht, in der Runde
Geht das köstliche Weizenbrot,
Und sie führen behaglich zum Munde
Feurigen Wein, tief dunkelrot;
Wischen sich trocken und schieben zur Seite,
Daß er den Speisen den Weg nicht bestreite,
Schnurrbarts buschigten halben Kranz;
Braten und Schinken, warme und kühle,
Wandern geschwind in die knöcherne Mühle;
Dort die Jungen fliegen zum Tanz.

Hei! wie die Geigen singen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cimbals springen
Über die Saiten frisch auf und nieder,
Pochender Herzschlag heimischer Lieder.
Himmel, wie jauchzen die Geigen so helle,
Schmetternd schreit Klarinette, die grelle.

Weinendes Klagen, Freudengekicher
Schüttern im schroffen Wechsel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und sicher
Über des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, sie klettern, sie tanzen,
Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,
Wildhinfahrend wie schwelgende Flammen,
Aber der Brummbaß hält sie zusammen.

Kräftige Burschen tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,
Werfen empor die blühenden Leiber
Hoch in die Luft, wie süße Pokale;
Drehen sie schnell im wechselnden Kreise
Nach der Musik beschleunigter Weise,
Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
Wie ein Rosenblatt der Orkan.
Zitternd dröhnt die gestampfte Diele
Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Auch die Alten sind aufgesprungen,
Als die beliebte „Werbung" erklungen,
Uralt immer willkommne Klänge,
Nie vergessne Ahnengesänge.
Was, längst Asche, ruht in den Grüften,
Tanzte und jauchzte bei diesen Tönen;
Von den Toten klingt in den Lüften
Freudenvermächtnis den späten Söhnen.
Wie gebannt von den Geistern der Alten,
Wollen nichts Neues hören die Bauern;
Und der Zigeuner muß ausdauern,
Darf nicht wechseln, noch innehalten.
Also tanzen sie Stund' auf Stunde
Immer zur alten beliebten Weise,
Bis die Zigeuner, müd' zum Grunde,
Heimlich sich winken und — spielen leise.
Doch die Berauschten merken es nimmer,
Hören des Liedes Vollklang noch immer.
Leiser und leiser, bis zur Ersterbung,
Hallt und verhallt die lustige Werbung;
Baß und Flöte, Cimbal und Geigen
Haben sich stille hinaus verloren,
Doch der Musik und des Weines Thoren
Hören sie immer noch, springen den Reigen;
Springen ihn, bis der Sonnenschein
Strahlend bricht durch die Fenster herein
Und der Wirt rings „guten Tag!"
Wünscht mit kräftigem Schulterschlag. —
Weithin das lachende Märlein fliegt
Von den Thoren, die immer noch sprangen,
Während schon längst, erschöpft und versiegt,
Ihre Musik war heimgegangen.

Zuruf.*

Die Keuschen, Sittigstrengen, Tugendfrommen
Sind lahm und lau, wenn's gilt, den Strauß zu fechten,
Wenn ihr Panier in's Blutgedräng' gekommen;
Doch Helden sind die sogenannten Schlechten.

---

* Dieses und die folgenden Gedichte bis zum Schluß dieses Abschnitts wurden erst im „Nachlaß" veröffentlicht.

Der Fromme mit dem steifen Gottvertrauen
Verwächst und seine Klinge mit der Scheide:
„Der starke Gott wird selber durch sich hauen,
Er will es, daß sein Knecht hienieden leide.

„Laßt nur die Taumler in's Verderben rennen;
Ihr seht sie heut' frohlocken, morgen modern;
Wie Branntweintrunkne schmählich selbst verbrennen
Muß jede Schuld in ihrem Rausch verlodern."

Doch solchem Ruf gebührt zur Antwort solches:
O feige Gottesknechtschaft! Kettenhunde!
Ein stumpfes Amen statt des scharfen Dolches?
Spürt euer kalter Brand nicht mehr die Wunde?

Der Römler wird am Sakrament nicht irre,
Wenn sündhaft lebt der Priester der Gemeine,
Weil Gnade nicht gerinnt im Schmutzgeschirre,
Die Hostie schmutzt ja nicht, die ewig reine!

O lernt vom Römler Weisheit, fromme Zager!
Ist mancher Streiter auch nicht rein des Schmutzes,
Ist rein doch das Panier im Freiheitslager,
Und wahr das Herz des ungeschlachten Trutzes.

Im Strauchgewirr von Glauben, Recht und Sitte
Ein Ungeheuer liegt in Schlangenringen;
Trat mancher drauf mit unversehnem Tritte,
Und schrie entsetzt, kann das melodisch klingen?

Ein kaltes, plumpes, blödes Ungeheuer,
Das Herzen frißt und saugt Gehirne trocken,
Das ewig wälzt, ein träger Wiederkäuer,
Des Elends mittelalterliche Brocken.

Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!
Und Dolche nach, die Menschheit zu erlösen!
Kein blutend Herz dem Untier mehr zur Atzung!
Messias' Zorn, o komm', erschlag' den Bösen!

Dein Tod am Kreuz, o Christus, ist verloren,
Wenn du nicht wieder kommst für unsre Nöten,
Prophet, hat uns das Völkerleid geschworen,
Messias, daß du diesmal kommst zu töten.

Sie fingen auf das Blut von deinen Hüften,
Die Welt zu tränken mit gefälschter Schale,
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften,
Sie krankt vom Opium in deinem Grale.

Darum an's Kreuz dir jetzt die Knaben rücken,
Sie klettern drauf, um deine Dornenkrone
Wie 's Vogelnest im Lenz vom Baum zu pflücken,
Und wer das Kreuz verehrt, verfällt dem Hohne.

Drum Männer scharf dein Kreuz beschossen haben
Mit eisigen Verstandes Hagelwettern;
Und Grübler nach des Kreuzes Wurzel graben,
Daß sie es schier umwerfen, schier zerschmettern.

Der Vogel auf dem Kreuz.

Dort auf dem Kirchhofkreuze sang
Ein Vogel einsam; aber bald
Erhob er sich und schwang
Zurück sich in den grünen Wald.

Wie früher aus dem Frühlingschor,
Schallt nun sein Lied so frei und wild;
Kein Vöglein noch verlor
Die Stimm' am lieben Kreuzesbild.

Der Rekrut.*

Wehe, wehe dem Rekruten!
Jämmerliche Weltstatuten!
Wenig Schlaf auf hartem Kissen,
Wasser nur auf karge Bissen,
In so schönen Frühlingstagen
Mörderische Waffen tragen,
Ohne Lust und Liebe springen,
Wie des Drillmanns Worte klingen,
Über Hecken, Bach und Graben,
Schreiten, trippeln, schwenken, traben,
Stillstehn plötzlich ohne Ruck;
Und an mir vorbei mit allem Guten
Rauscht das Leben, wie des Stromes Fluten
Dort am Brückennepomuk.

---

* Wurde einem kleinen Knaben gewidmet und im April 1844 den Stuttgarter Freunden vorgelesen. E. Niendorf a. a. O., S. 169.

Die Rache.

Der dunklen Wolken letzte schwand
Hinab am glatten Meeresrand,
Um Schatten fernem Land zu schenken
Und mit Gewittern es zu tränken.
Hier regt kein Hauch das durst'ge Laub,
Und ruhig liegt der feinste Staub;
Die Sommerluft ist schwül und matt,
Und auf der Wasserfläche glatt
Mag sicher hin die Spinne schreiten,
Sie kann in keine Furche gleiten;
Die Möwen taumeln träg und schlagen
Die schlaffe Luft mit Unbehagen.

Matrosen baden dort und singen,
Um Leben in die Luft zu bringen,
Denn ist der Seemann müßig auch,
Er liebt des Windes frischen Hauch
Auf seinen Fahrten lernt' er hassen
Das stille Meer, vom Wind verlassen.
Sie singen froh ein irisch Lied,
Wie dem Matrosen wohl geschieht,
Wenn er die Fahrt mit Müh' vollbracht,
Die Münze rollt, die Dirne lacht,
Die Fiedel . . . weh'! ein banger Schrei!
Den einen biß ein Hai entzwei.
Dem Kameraden, der's erblickt,
Hat Schreck und Wut das Herz durchzückt.

Doch hat er schnell sich aufgemannt,
Sein Schreck ist in der Wut verbrannt,
Er springt an's Land und holt sein Messer
Und stürzt zur Rache in's Gewässer;
Die andern starren vom Gestade
Ihm nach und flehen Gott um Gnade.

Wo bist? komm an! — er taucht und dreht
Die Augen rings und schwimmt und späht
Und sucht den grimmen Feind verwegen.
Da schießt das Untier ihm entgegen,
Weit gähnt ihm zu der Rachenriß
Und fletscht nach ihm das Mordgebiß.
Doch denkt er nicht der eignen Sache,
Nur Rache seinem Toten, Rache.

Tief in des Meeres Einsamkeit
Und Dämmerung beginnt der Streit,
Wild, atemlos, still; wer bezwungen,
Wird stiller nicht, als er gerungen;
Der Dolch, die Zähne sind gezückt,
Das Auge nah' dem Auge rückt.

Am Strande stehn die andern harrend,
Bang nach dem Ausgang niederstarrend.
Wohl manchen mahnt's: o spring hinein,
Laß deinen Bruder nicht allein!
Doch Schrecken hemmt die kühne That
Und raunt ihm zu: es ist zu spat!
Da sehn sie rot das Meer sich färben,
Stets röter quillt's. — Wer mußte sterben?

Der Hai that einen Schuß und Schnapp,
Doch am Gebiß vorüber knapp
Ist ihm der kühne Held geschwommen,
Und sucht bauchunter ihm zu kommen;
Er weicht und schießt und taucht hinab
Dicht unter seines Bruders Grab,
Bohrt ein den Dolch bis an die Haft,
Und zieht den Schnitt mit Lust und Kraft.
Gestachelt von des Schmerzes Feuer,
Wälzt seinen Leib das Ungeheuer,
Und wendet ihn, den wütend jachen,
Dem Tapfern droht der offne Rachen,
Darin vor grimmigem Erbittern
Und Mordbegier die Zähne zittern;
Der Mann entglitt zum zweitenmal,
Und mordend wühlt der scharfe Stahl.
Der Hai an ihm vorübersinkt,
Doch aus dem Schlund die Wut noch blinkt;
Wie sterbend ihn das Auge mißt
Des Hais, der Seemann nie vergißt.

Er schwingt sich auf nach Luft und Licht,
Erschöpft sein Leib zusammenbricht;
Das Hurrah jauchzt, das Siegsgeschrei:
Der starke Held bezwang den Hai! —
Da wirft sich der verwegne Fechter
Ermüdet in den Ufersand,
Und schlägt ein helles Lustgelächter,
Daß er das Untier überwand.

Der Unhold.

Lächelnd lehnt er am Weidenstumpen,
Zwerghaft, bucklig, uralt, in Lumpen.
Seine abendbesonnte Herde
Freut sich brüllend der üppigen Erde.
Schauen sonst Tiere mit dunklem Leid
Menschengestalt, hier sonder Neid
Blicken die wohlgewachsenen Rinder
Auf das unschönste der Menschenkinder;
Neidlos, auch ohne Furcht und Grauen
Mag die Herde den Hirten beschauen;
Haben auch Rinder Phantasie,
Ist sie doch so gewaltig nie,
Nie von also plastischer Schärfe,
Daß in des buckligen Unholds Nähe
Sich die trächtige Kuh versehe,
Kalbend ein Dromedarlein werfe.

Die bezaubernde Stelle.

Liebende, die weinend mußten scheiden, —
Wenn nach heißer Sehnsucht langen Leiden
Sie an's Herz sich endlich dürften pressen,
Würden sich zu küssen hier vergessen.

Der stille See.

Die Felsen rings bewahren den stillen dunkeln See,
Und auf den Gipfeln schimmert der zarte Sommerschnee.
Der stille See getreulich läßt jedes Blatt erscheinen,
Die Treue ist zu schauen im Friedlichen und Reinen.

In einer Schlucht.

1.

Gewaltig tobt der Wind und beugt
Den Wildbusch, sausend in der Schlucht,
Der Bach beschleunigt seine Flucht,
Von Regenwolken großgesäugt.

Nach Süden eilt hinab der Bach,
Nach Norden spritzt ihn das Geschnaub',
Und unstät irrt das dürre Laub
Dem Wasser und dem Winde nach.

Nun gilt des Herbstes Sterbgebot,
Doch unglückselig ist das Thal,
Daß hin der holde Sommerstrahl,
Und alles grollt und schmäht den Tod.

Mit schwerem Kampf das Leben bricht,
Der Baum, der Busch, so todesmatt,
Hält seufzend fest am letzten Blatt;
Wie gut der Tod, sie glauben's nicht.

2.

Was klingelt zum Gebüsch heraus?
Ein Knabe vor das Glöcklein schwingt,
Das Sakrament ein Priester bringt
Wohl dort in jenes Köhlerhaus.

Ei! seltsam ist des Manns Geleit,
Voran ihm schellt der Ministrant,
Die Glock' am Hals, kommt nachgerannt
Ihm eine Geiß, die meckernd schreit.

Was will die Geiß vom Priester nur?
Sie schreit ihn spöttisch kläglich an,
Als riefe sie: gib, frommer Mann,
Die Letzte Ölung der Natur!

Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht.

Durch einen schmalen Felsenritz
Siehst du am Himmel Nacht und Blitz.

Am Klippenrand der karge Strauch
Ist wildbewegt vom Wetterhauch.

Gebrochen zuckt herein der Strahl,
Ein Feuersplitter, dir in's Thal.

Wie weit Gewitter füllt die Luft,
Kannst du nicht schaun in deiner Kluft;

Doch wechseln hörst du Donnerstimmen,
Bald ferne dort, bald nah' ergrimmen.

Nun folgt in langer Pause nach,
Spät eingedenk, dem Blitz der Krach,

Dem Wandrer in der Schlucht zu künden,
Wie weithin Wetter sich verbünden.

Ein Heimatbruder!

Der Wandrer, irrend in der Ferne,
Wo fremd das Tier, der Baum, das Kraut,
Wo fremd die Nacht und ihre Sterne,
Wo fremd und tot der Menschenlaut,
Wie fühlt er sich allein, verstoßen,
Wie jauchzt sein Herz im fremden Land,
Wenn plötzlich er den Sprachgenossen,
Den heimatlichen Bruder fand!

Nie zurück!

Als der Cherub aus dem Paradies
Ihn und seine Klagen streng verwies,
Weinte Adam noch am Gartensaume
Still zurück nach seinem schönen Traume.

Und durch einen weichen Morgenwind
Sandten Rosen ihm erbarmungslind
Duftend ihre süßen Scheideküsse,
Paradiesesvögel letzte Grüße.

Wie er trauernd an der Grenze stand,
Wie er tief das „Nie zurück!" empfand! –
Mich durchdrangen alle seine Leiden,
Als ich mußt' auf immer von dir scheiden.

Mir auch ward zum milden Scheidegruß
Deiner Lippenrosen noch ein Kuß,
Und wie Edens Vögel ihn umsungen,
Kam dein Lebewohl mir nachgeklungen.

Der Fingerhut.

Hast du noch immer nicht gefunden den unschätzbaren Fingerhut,
Um den du plötzlich aufgesprungen und meinen Armen dich entrungen?
Ich ließ dich fahren mit verbissner, doch wahrlich nicht geringer Wut.
Wär' ich ein Forscher, spräch' ich trocken: indes du's Hütlein suchst erschrocken,
Such' ich, worauf das Herz des Weibes, das wandelbare Ding, beruht?
Wär' ich ein Schwärmer, rief ich fluchend: o wär' ich doch, den Rhein besuchend,
Ertrunken in den tiefsten Wirbeln der weitberufnen Bingerflut!
Als Egoist da würd' ich sprechen: das Hütlein schützt sie vor dem Stechen;
Ich will's mit meinem Herzen halten, wie sie mit ihrem Finger thut.
Ich leg' an's Herz, daß sie's nicht raube, mir eine Sturm= und Pickelhaube,
Das ist für ihre Liebesblicke, die scharfen Herzdurchdringer, gut.
Doch bin ich keins davon und sage: Such' überall herum und frage:
Kannst doch das Meer nicht meiner Liebe ausschöpfen mit dem Fingerhut,
Hat die Romantik deiner Liebe auch Platz in einem Fingerhut.

In der Neujahrsnacht 1839—1840.*

Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All' deine Lust, nur laß nicht liegen mir die Leiden!

O könnt' ich hinter dir die Pforte schließen — hören,
Wie deine Tritte sich in stiller Nacht verlören!

Jetzt nah' und schon so fern, wie auf der Flucht ein Reiter,
Daß mein Gedächtnis, müd', nicht folgen könnte weiter,

Wie einem Reitersmann des Weges noch ein Stücke
Nachbellend folgt der Hund, und still dann kehrt zurücke!

Doch ist dies eitler Wahn, des Weges nimmer müde,
Folgt deinen Spuren nach, wohl bis er stirbt, mein Rüde.

Fahr' hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen;
Es mögen andre dir ein Liedlein Dankes stimmen.

---

* Das Jahr 1839 brachte Lenau die Bekanntschaft mit der Sängerin Karoline Unger; die beiden wollten sich heiraten, aber das Verhältnis wurde im folgenden Jahr wieder gelöst.

Die andern?! — strafend will die Scham mich überkommen,
Daß ich, was andern frommt, nicht mir auch ließe frommen.

Was gilt mein Körnlein Schmerz, was gilt mein Lüftchen Klage,
O scheidend Jahr, wenn ich den letzten Gruß dir sage?

Doch läßt mein Herz auch nur vom Weltgeschick sich führen,
Kann mich dein Scheiden nicht zu Dankesthränen rühren.

Zwar hieß dein wahres Wort manch Lügenbild erblassen,
Doch war dein Lieben matt, doch war zu kühl dein Hassen.

Zwar hast du unserm Heil den Weg gebahnt von Eisen;
Doch eisern mochte nicht dein Wille sich erweisen.

Noch fährt der Nachtgeist fort zu siegen und zu schrecken,
Auf neuen Feldern stets sein Lager abzustecken.

Eins sei gebeten, Jahr: was du gethan, gesonnen,
Verlaufe nicht im Sand wie Wein zerschlagner Tonnen

Wenn die Ablöse kommt, das Neue Jahr von Osten,
Und nimmt an deiner statt den Erdenwacheposten,

So murmle nicht zu dumpf die geltende Parole
In den bereiften Bart, daß sie der Wind nicht hole;

Damit dein Nachmann fein einhellig sich gebare,
In deinem Segensspruch nicht fluchend weiter fahre,

Und nicht, wo du geflucht, in's Knie anbetend sinke,
Und nicht, was du verscheucht, zurück liebkosend winke;

Und wo du Funken warfst, die glücklich schon gezündet,
Wo schon der Rauch für bald den Flammenschlag verkündet,

Da soll das neue Jahr nicht schrecken vor dem Rauche,
Nicht löschen feig stupid mit seinem Wasserschlauche!

Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl.*

Prolog,

gesprochen in Wien am 17. April 1843.

Schnell ist die That dem Aug' des Tags entschwunden,
Doch ist sie nicht verloren und zunichte,
Sie bleibt, als hätt' ein Zauber sie gebunden,
Gefesselt von dem Auge der Geschichte.
Sein Strahl ruht liebend, lohnend auf dem Guten;
Vor dieses ernsten Auges Zornesgluten
Ist das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
Das hüllend um den Frevler ward gesponnen.
Gesegnet und gefeiert sei der Mann,
Der frei in dieses Auge blicken kann!
Und wenn es freudig ihm entgegenglänzet,
Verdient er, daß die Menschheit ihn bekränzet.

Napoleon stand auf den Marchfeldflächen
Mit seinen Heldenscharen, Heeresmeistern,
Umrauscht, umflammt von allen Siegesgeistern,
Und fest entschlossen, Deutschlands Herz zu brechen!
Wie bebte dieses Herz vor seinem Tritte,
Das Völkerband vor seinem Todesschnitte!
Sein Wort gebot den Mächten dieser Erde,
Mehr als des Rechts altheiliger Bestand
Galt seines Munds ein Hauch, sein Wink, der Hand
Beglückende — vernichtende Geberde.
Vom Königszittern schwankten rings die Thronen,
Und eine Wanderlust ergriff die Kronen,
Wie Vögel im Spätjahr der Reisezug,
Als er die alte Welt in Trümmer schlug.

„Bald stürzt vor mir und meinem starken Heer
Der Leopard Britannias in's Meer,

---

* Zum fünfzigsten Jahresgedächtnis des Tags, an welchem der Erzherzog Karl als junger Mann wegen seiner Tapferkeit im Kriege gegen die französische Republik (1793) das Maria-Theresia-Kreuz erhalten hatte. Zur Verherrlichung dieses Ereignisses veranstaltete die Gesellschaft der Wiener Freunde der Tonkunst ein Konzert, welches durch einen auf den Gefeierten Bezug nehmenden Prolog eröffnet werden sollte. Lenau ließ sich durch den erzherzoglichen Hofrat Kleyle dazu bestimmen, diesen Prolog zu dichten, obgleich er sich weder damals in der richtigen poetischen Stimmung fühlte, noch überhaupt Neigung zum Dichten von „Fürstenliedern" hatte (s. „Protest", S. 298). Der Prolog erschien zwar in der „Wiener Zeitschrift" und der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", der Dichter nahm ihn aber nicht in die Ausgabe seiner Werke auf. Lenau bekam auch noch wegen der Worte „die bösen Tropfen" (in der achtletzten Zeile) Händel mit der Zensur, welche dieselben durchaus in „Schmerzenstropfen" umgewandelt wissen wollte; er setzte aber Metternich gegenüber doch die ursprüngliche Fassung durch.

Der Briten Stolz verwandle ich in Gram,
Und ihren Taumelkelch zur Thränenurne.
Hispania liegt zu meinen Füßen zahm,
Und wischt den Schlachtenstaub mir vom Kothurne
Mit ihrem weichen aufgelösten Haare.
Auf Lisbons Zinnen setz' ich meine Aare,
Und Deutschland!" — Halt! bei Aspern mußt du fragen,
Wie deutsche Herzen, deutsche Schwerter schlagen,
Dort zeigt sich's bald in blutigen Gewittern,
Ob du ganz ungelehrig für das Zittern!
Dort steht ein Fürst, ein gottgeadelt echter,
Wie selten ihn gezeugt die Hochgeschlechter;
Der Brennpunkt jeder Freude, jedem Schmerz
Des Vaterlands ist sein geweihtes Herz.
Er ist an Heldenkraft selbst dir gemessen,
Doch eines schmückt ihn schön, was dir gebricht:
In seinem Herzen brennt der Liebe Licht,
Und nie hat er der Menschlichkeit vergessen.

Napoleon stand auf dem Marchfeldboden,
Für sich die Welt gewaltig umzuroden.
Schon lag erobert Wien zu seinen Gnaden,
Mit Herzensangst, mit Schmach und Not beladen.
Geharnischt ritten durch die bange Stadt
Napoleons erlesne Kürassiere,
Die Erde bebte vom Gestampf der Tiere,
Der Schrecken sah an ihnen sich nicht satt.
Sie ritten, stolz auf sich und ihren Herrn,
Und gern beglänzt vom deutschen Sonnenstrahle,
Furchtbar dahin in blanker Eisenschale,
Des Kaiserheeres tödlich bittrer Kern.
Und als sie kamen auf das Feld der Schlacht,
Und bodenschütternd sprengten an mit Macht,
Da stemmten Östreichs tapfre Bataillone
Wie felsgequadert sich dem Reiterheer,
Sie standen still, geschultert das Gewehr
Auf wenig Schritte noch, als wie zum Hohne.
Der Reiterchok auch plötzlich stille stand,
Erstaunt, als zweifelten sie scheu und bange,
Ob nicht in dieser starren Männerwand
Ein furchtlos Geisterheer sie kalt empfange.

Doch sollten sie bald bitterlich erfahren,
Wie kernhaft und lebendig diese Scharen,
Denn Feuer! schallt's, und Salvendonner schmettern,

Und rasselnd stürzen Roß und Mann zum Grunde,
Der, weithin schütternd von den Todeswettern,
Vor Freude bebt in dieser großen Stunde.
Und Karl erscheint an jedem heißen Ort,
Wo er die Seinen sieht im Streite wanken,
Im wildesten Getümmel hier und dort,
Schnell, feurig, wie von Gott ein Siegsgedanken;
Die Fahne schwankt im dichten Pulverdampfe,
Da faßt er sie und trägt sie selbst zum Kampfe.

Wie hat er stets das rechte Wort gefunden,
Die Herzen seiner Krieger zu entflammen!
Da raffte mancher letzte Kraft zusammen
Und trug zum neuen Sturm die Todeswunden.
Heiß war der Kampf um jenes Dorf entglommen,
Zehnmal gestürmt, verloren und genommen
Ward jedes Haus, der Kirchhof, jede Scheune;
Man focht um einzle Bäume, Mauern, Zäune,
Den besten Helden aller Zeiten gleich,
Als wäre jeder Punkt ein Himmelreich.
In Rauch und Blut schien sich die Welt zu baden,
Die Trommeln wirbeln ohne Rast zum Laden,
Im Qualme blitzt der Schüsse roter Schimmer,
Ein Strom von Donnern rollt das Feuer immer,
Kolonnen stürzen zwischen Bajonette,
Dem Vaterland zu brechen seine Kette.
Wie rang in Wien die Hoffnung mit dem Trauern!
Sie lauschten dem Verhängnis von den Mauern,
Ob ferner die Kanonenschüsse grollen,
Ob tröstend ihre Donner näher rollen. —

Nun ward es still; die Luft muß müde sein
Vom tausendstimmig wilden Todesschrei'n;
Nur manchmal ruft ein Posten, eine Wacht,
Ein Stöhnen, auf der Walstatt ausgestoßen
Von wundgeschlagnen Menschen oder Rossen,
Dann wieder schweigt es, finster ist die Nacht.

Er ist besiegt, der Revolution
Gewalt'ger muttermörderischer Sohn,
Der Riesige, der Frankreichs Freiheitsbäume
Zum Throne sich gezimmert und geschlichtet,
Der Herkules, der wilder Freiheitsträume
Stymphalisches Geflügel hat vernichtet.

Er ist besiegt! ihn trägt in leichtem Kahn
Die Donau rettend nach der Inselbucht,
Und eine Fackel leuchtet seiner Flucht,
Zu Füßen liegt ihm sein zerbrochner Wahn.
Gleichgültig blickt er nieder auf die Leichen,
Die mit den Wellen ihm vorüberstreichen;
Da lischt die Fackel aus im Windeswehen,
Wie seine Herrlichkeit einst wird vergehen.
Noch wollte ihn der dunkle Strom erhalten,
Er trug ihn eigenmächtig an's Gestade,
Denn damals waren die Naturgewalten
Noch nicht verschworen gegen seine Pfade.

Was Karl empfand auf jenem Ehrenfeld,
Weiß nur des Schicksals Liebling, nur ein Held,
Der auch wie er den Degen in der Hand,
Und Gottes Geist im Haupt, für's Vaterland
Mit solchem Helden rang und es gerettet
Aus Schmerz und Schmach, worin es lag gekettet.
Mag immerhin nach Asperns blut'ger Schlacht
Der stolze Feind erheben seine Macht,
Aufwerfen siegreich seine Heldenfahne:
Sie blieb doch krank vom schüttelnden Orkane.
Die Donner Asperns haben's ausgesprochen:
„Er ist besiegbar!" unvergeßlich allen,
Und Leipzig wird die Donner widerhallen;
Napoleons Waffenzauber war gebrochen.
O Karl, es war dein schönster Heldentag!
O Österreich, dein höchster Herzensschlag!

Der Feldherr gab dem Frieden seine Wehre:
Und weiter schuf an seinem edlen Bilde
Im stillen das Geschick; der Schreck der Heere
Steht nun vor uns, ein Held an frommer Milde.
Für jeden, den er schlug auf rauher Bahn,
Lebt einer, dem er freundlich wohlgethan.
Er zeichnete, entrückt den Thatenflügen,
Gedächtnisblätter, Kriegern zur Belehrung,
Und schauen wird die Nachwelt mit Verehrung,
Wie er sein Heer geführt in Meisterzügen.

Ihm ward auch Gram zu seinem Teil gegeben
Und Bitterkeit geträufelt in das Leben;
Doch unverkümmert blieb der edle Mann,
Denn seine Seele hielt die Welt umschlossen,

Die bösen Tropfen schwanden und zerflossen,
Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann.
Und Freude muß die Seele ihm bewegen,
Erblickt er seines Hauptes reichen Segen,
Und wie sein Volk ihn hoch im Herzen hielt,
Noch eh' sein Sterbliches dahingegangen.
Wir sind beglückt, daß wir sein Heldenbild
Nicht aus der Hand des Todes erst empfangen.

Am Grabe eines Ministers.*

Du fuhrst im goldnen Glückeswagen
Dahin den raschen Trott,
Von keuchenden Lüsten fortgetragen,
Und dünktest dir ein Gott!

Wie flogen des Pöbels Rabenschwärme
Dir aus dem Weg so bang,
Da sie hörten der Geißel wild Gelärme,
Der Räder Donnerklang!

Ein weinender Bettler, stand am Wege
Das arme Vaterland,
Und flehte dich an um milde Pflege
Mit aufgehobner Hand;

Doch wie auch klagte die bittre Klage,
Wie auch die Thräne rann:
Du triebst mit gellendem Geißelschlage
Vorüber dein Gespann! —

„Halt!“ schlug nun eine grause Stimme
An dein entsetztes Ohr,
Es stürzt' ein Räuber mit Hohn und Grimme,
Der Tod, vom Wald hervor,

---

* Wurde 1832 im „Mikrokosmus“ (polemische Zeitschrift für Staatskunst und Staatsrechtswissenschaft) zuerst abgedruckt.

Und hieb die Stränge mit scharfem Schwerte
Vom Wagen, riß mit Macht
Dich fort, trotz Flehen und Angstgeberde,
In seine finstre Nacht.

Das Vaterland mit Lachen und Singen
Hält Wacht an deinem Grab,
Scheucht Thränen und Seufzer und Händeringen
Fort mit dem Bettelstab!

Protest.*

Wenn ich verachte heimliches Verschwören,
Und wenn ich hasse Meuchelmörderhand,
Wenn in des Volkserretters Ruhmgewand
Verhüllte Schufte meinen Groll empören,

Reih' ich das Königtum den Himmelsgaben,
Verlassner Völker Vaterhaus und Hort.
O glaubet nicht, ich liebe drum sofort,
Was jetzt und hier an Königen wir haben.

O glaubet nicht, ich führe keinen Zunder
Im Herzen für des Zornes edle Glut,
Tritt wo ein Fürst sein Volk im Übermut,
Noch daß ich ehren kann gekrönten Plunder.

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

---

* In Amerika geschrieben (Brief vom 5. März 1833), aber erst im „Nachlaß" veröffentlicht.

Des Teufels Lied vom Aristokraten.*

Ich lobe den Aristokraten;
Hat er des Adels rechte Völle,
Ist er vorweg schon halb geraten
Und zugerichtet für die Hölle.

Wer besser schon sich dünkt und echter,
Bloß weil er lebt, als ganze Scharen,
Der wird gewiß zur Grube schlechter
Als all' die Tausend niederfahren.

Was schützen mag die Niedern, Rohen
Vor meiner Finger scharfen Griffen:
Natur und Liebe — wird dem Hohen
Schon in der Kindheit abgeschliffen.

Geschieden von der schlechten Rotte
Des Volkes sitzt der Edelreine
In seiner lieben Ahnengrotte
So kühl, erhaben und alleine.

Vorüber braust an seinem Saale
Das Volk mit Not- und Dampfgewerben,
Sie schwingen ihm die Festpokale,
Man lebt und eilt, für ihn zu sterben.

Doch Ruh' ist in des Edlen Kammer,
Daß er die Lebensmüh' nicht spüre,
Und jeden Seufzer muß der Jammer
Verschlucken still vor seiner Thüre.

O köstlich ist die stille Schonung,
Denn deutlich hört's der Mann der Gnaden,
Wenn süß ertönt um seine Wohnung
Die Luft von meinen Serenaden.

---

* Bei Gelegenheit, daß Lenau einige Verse dieses Gedichts citierte, sagte er noch: „Dieser Aristokratismus, das ist die eingefleischte Borniertheit; auch in einem tiefern Sinn, spekulativ philosophisch: die Menschennatur vermochte nicht den Gedanken ihrer Größe zu fassen und stellte also als Erweiterung des Menschen, als Vervielfältigung, den Adel hin, als höchste Idee den Fürsten, weil sie sich nicht so hoch, nicht zur eignen Bestimmung, nicht zu Gott aufschwingen konnte". E. Niendorf a. a. O., S. 104. — Dieses und das folgende Gedicht wurden erst im „Nachlaß" publiziert.

Er setzt in Noten sich mein Ständchen,
Bewundernd singen es die Schranzen,
Und morgen muß allwärts im Ländchen
Das Volk nach meinem Liede tanzen.

Das Gespenst.

Dies war einmal ein Edelhaus,
Nun ist es trauriglich zerfallen,
Es schneit und regnet in die Hallen,
Nur Räuber gehn dort ein und aus.

Der Sohn einst mit dem Vater stritt,
Wer auf der Jagd die Ent' erschossen;
Da ist des Alten Blut geflossen,
Der wilde Sohn zum Teufel ritt.

Weib, Knecht und Dirne flohn den Ort,
Hat keins das Blut nur aufgescheuert;
Nun heißt's: bei Nacht auf Enten steuert
Des Alten Geist durch's Fenster dort.

Der Hirte sieht im Mondschein hell
Von fern das Hemd des Geistes flattern,
Hört in der Luft die Enten schnattern,
Den Schuß — und kriecht in's Lämmerfell.

Er staunte jüngst in dunkler Nacht,
Wie Lichter im Gemäuer brannten,
Den wirren Lärm von Musikanten
Der Heidewind ihm zugebracht.

Hei! lustig klang's im alten Nest
Von Schmaus und Saus, Zigeunergeigen;
Die Räuber tanzen tollen Reigen,
Der Hauptmann hält sein Hochzeitsfest.

Doch leuchtet nicht am Firmament
Dem Räubersmann und seinem Schatze
Der Brautnacht Mond, des Pfaffen Glatze;
Die Lust vereint, der Scherge trennt.

Ein Räuber spukt im Haus umher,
Den toten alten Grafen spielend,
Im weißen Hemd, auf Enten zielend,
Durch's Fenster feuernd sein Gewehr.

Den Hirten lockt es Schritt um Schritt,
Er spürt beherzt in diesen Tönen
Das warme Blut von Erdensöhnen;
Er trinkt und tanzt und jubelt mit.

Des alten Edelmannes Geist
Spielt nun der Hirte gern vor allen,
Er läßt die Entenflinte knallen,
Sein weites Hemd im Monde gleißt.

Der Alte übte Raub und Trutz
Im Dickicht finstrer Adelsbräuche;
Nun dient er als Pandurenscheuche
Den Räubern noch zu gutem Nutz.

Auf eine Quelle, genannt Rothschildsbrunnen.*

Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildsbronnen.

---

* Jemand, der in Ischl einen Bergquell hatte fassen lassen und auf obigen Namen getauft wissen wollte, plagte Lenau um eine Inschrift. Dieser fertigte den Rothschild-Verehrer mit obigen Zeilen ab.

Litterarisches.

Die Poesie und ihre Störer.*

Im tiefen Walde ging die Poesie
Die Pfade heil'ger Abgeschiedenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und schreit
Der Selbstversunknen zu: „Was suchst du hie?
Laß doch die Blumen blühn, die Bäume rauschen.
Und schwärme nicht unpraktisch weiche Klage,
Denn mannhaft wehrhaft sind nunmehr die Tage,
Du wirst dem Wald kein wirksam Lied entlauschen.
Komm, komm mit uns, verding' uns deine Kräfte;
Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
Heb' dich zum weltbeglückenden Geschäfte! —
Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verdumpfen,
Erwach' aus Träumen, werde sozial,
Weih' dich dem Thatendrange zum Gemahl;
Zur alten Jungfer wirst du sonst verschrumpfen!"
Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:
„Laßt mich! verdächtig ist mir euer Streben;
Befreien wollt ihr das gejochte Leben,
Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?
Euch sank zu tief in's Aug' die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
Und wenn ihr heischt vom freigebornen Lied,
Daß es dienstbar nur eure Gleise tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und sichrer blüht es mir in's Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wutverzogen.
Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,

* Dieses Gedicht und „Kompetenz" erschienen 1838 zuerst im „Morgenblatt".

Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,
Mit all der matten Eisenfresserei.
Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken;
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr lass' ich von euch mich dingen!"
Sie spricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

An einen Tadler.

Wenn gegen falschen Schmerz du dich ereiferst
Und Thränenkünstelei, so hast du recht;
Doch hast du was von einem Henkersknecht,
Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeiferst.

Verfolge rüstig, wo du kannst, die Lügen;
Die Wahrheit ehre, ist dir wohl zu Mut,
So sollst du zügeln dein vergnügtes Blut,
Und zur Gesundheit nicht die Roheit fügen.

Auch Freuden gibt es, die nur Freuden scheinen,
Und mehr vielleicht als Schmerzen, die nicht wahr;
Wem Lust blüht, lache; traure, wem sie gar;
Und ist's ein Dichter, mag sein Lied auch weinen.

Der Rationalist und der Poet.

„Freund, du sitzest hier auf weichem Moose,
In's Geruchzeug duftet dir die Rose,
Um dein Antlitz Frühlingswinde wallen,
Und da drüben lärmen Nachtigallen.
Darum singst du hier ein Lied versöhnend,
Weich und duftig, lind und zärtlich tönend.
Säßest du auf einem harten Stumpfe,
Käme dir der Duft von einem Sumpfe,
Spürtest du den Herbstwind frostig wehen,
Wärst du hier umkrächzt von rauhen Krähen:
Ha! ich wette, hart und widrig klänge,
Kühl und rauh, was deine Muse sänge.
Wäre dort die Wolke losgebrochen,
Hättest du dich ohne Lied verkrochen.
Hundert Dinge stören dir 's Gehege,

Weisen deiner Phantasie die Wege,
Hundert Mitarbeitern bist du pflichtig;
All dein Dichtertreiben find' ich nichtig."
Also spricht der Rationaliste,
Der den Dichter heimlich hat belauert,
Stolzer Hahn auf dem Verstandesmiste,
Daß dem Dichter vor dem Wichte schauert.
Dichter spricht: „Wenn Vögel, Blumen, Winde,
Und das ganze liebe Lenzgesinde
Meinem Liede helfen, wird's ihm frommen,
Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
Hätt' ich rauhen Felsensitz erklettert,
Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
Rauh umkrächzt von einem Rabenvolke,
Oder auch von Hagelschlag umwettert:
Säng' ich! und in meinem Liede schalten
Ließ' ich gern auch die Naturgewalten.
Aber gleich entflüchten Lust und Schmerzen,
Dringt heran mir ein Gesicht wie deines,
Kalt genug, mir trotz des Maienscheines
Aus der Welt die Poesie zu merzen."

Musa teleologica.

Wie das Ding die Flügel tummelt!
Und im Wind gewaltig rummelt,
Ob's zu Himmel wollte fliegen
Und im Flug den Aar besiegen.

Und die träge Rinderherde,
Schauend solche Fluggeberde,
Und die Gänse auf der Wiese
Glauben: 's ist ein Vogelriese.

Wisset, Gäns' und Wiederkäuer
Euer Vogelungeheuer,
Taumelnd dort am fernen Hügel,
Ist 'ne Windmühl', kein Geflügel.

Seine Schwingen sind nur Speichen,
Schlagend, wenn die Winde streichen,
Wenn sie rasten, stille passend,
Doch das Niedre nie verlassend.

Und das Herz dem Vogelwunder
Ist ein Stein, ein glatter, runder;
Grobes Korn ist seine Seele,
Das er mahlt zu seinem Mehle.

Kompetenz.

Männer, welche eine Höh' erklommen,
Sind als Richter wert uns und willkommen;
Ist es nicht die Höhe des Gesanges,
Sei's die Höhe doch des Forscherganges.
Solchen steht es an, ein Wort zu reden
Von des kühnen Wandrers Müh'n und Fehden
Mit Abgründen, Klippen, Eisesflächen,
Wo die Jäger sich die Hälse brechen.
Solche mögen auch mit Recht verspotten
In der niedern Marsch die Pöbelrotten.
Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Atmet nicht behaglich bei den Unken.
Wer zum Abgrund schwindellos gesehen,
Wird des Bruders kühnen Tritt verstehen;
Wer den Fels der Meisterschaft erklettert,
Ehrt den Mann, der hier nicht sank zerschmettert.
Aber alle andern sollen schweigen,
Wenn sich Männer ihrem Volke zeigen;
Schweigen sollen sie und sollen lernen,
Wie man näher wandeln mag den Sternen.
Scheu mit seinem Urteil sich verschliese,
Wer herum noch stümpert in der Tiefe.
Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
Kindisch messend an die Geister drücken!
Und indem ihr mit der Krücke schaltet
Und den Stecken in die Lüfte haltet,
Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze,
Und ihr stürzt erbärmlich in die Pfütze,
Denn der Windhauch, den ihr wolltet messen,
Hat euch umgeblasen unterdessen.
Und es hinken weiter unsre Richter,
Vorwärts tragend schmutzige Gesichter,
Während hier und dort aus lyrischen Lacken
Ihre Lieder ihnen Märsche quaken

Einem Forcierten.

Zu besiegen deine schwere
Ungelenkigkeit,
Bist du tanzen in die Lehre
Gangen zu Sankt Veit.

Und der wackre Meister bläute
In den Leib dir ganz
Seinen Rhythmus, und die Leute
Lobten deinen Tanz.

Schief ist all dein Hirn gebeutelt,
Jedes Glied verdreht;
Drum wer tanzend nicht sanktveitelt,
Dünkt dir kein Poet.

Einem kritischen Nachtarbeiter.

Weil ein Wort der Diätetik
Besser noch mir mag gelingen,
Als ein Wort dir der Ästhetik,
Will ich einen Rat dir bringen.

Hast du auf des Tages Bahnen
Müd' gelaufen deine Glieder,
Zupft mit wohlgemeintem Mahnen
Dir der Schlaf die Augenlider:

Wolle nicht, hinüberduselnd,
Für die Welt geschwind noch richten,
Hegelisch=ästhetisch nuselnd,
Was du nicht verstehst, mein Dichten;

Schlagen nicht das Haupt vom Rumpfe,
Meinem Werk mit plumpen Scherzen,
Schnell, beim letzten Flackerstumpfe
Deiner abgebrannten Kerzen.

Denn dir leuchten zum Erkennen
Keine hellen Kunstgestirne;
Armer Kauz, du scheinst zu brennen
Talg im Leuchter und Gehirne.

Darum halte dich geschieden
Von den kritischen Bezirken,
Leg' auf's Ohr dich, gönn' dir Frieden,
Dein Beruf ist Werkelwirken.

Einem unberufenen Lober.

Ich trink' ihn schon, den Becher der Begeist'rung,
Ich brauche nicht, daß du mit invitierest,
Daß du mit ekelnd süßer Lobeskleist'rung
Als Mundschenk mir den reinen Rand beschmierest.

Passiver und aktiver Beifall.

Der scharfe Geist hat euch geschwind durchdrungen,
Und bald empfängt er eure Huldigungen;
Den tiefen aber sollt ihr selbst durchdringen,
Drum wird ihm eure Liebe spät gelingen.

Guter Rat.

Willst du richten
Unser Dichten,
Ob's geflattert
Und geschnattert,
Ob's geschwungen
Und gesungen,
Birg doch klüglich
Unverzüglich
Deinen Ungeschmack,
Und verscharre
Das Geschnarre:
Deinen Dudelsack

Der Reiter von W.

Auf dem krit'schen Schusterbänklein
Nahmst du dich noch aus erträglich,
Hattest manchmal ein Gedänklein;
Doch als Dichter bist du kläglich!

Rezensenten sind fast alle
Obenleichthindrüberhuscher,
Und die dümmsten mit Gelalle
Auch versifikante Pfuscher.

Kommt der Bursch' in seinem Streitwahn,
Unter tausend Stümperängsten,
Tief zu Esel auf die Reitbahn,
Dröhnend von arab'schen Hengsten.

Hei! hei! hei! du krit'scher Brummler,
Zeige dich nun selbst als Reiter!
Zeige dich als kecker Tummler!
Sporne! peitsche! vorwärts!! weiter!!!

Hörst du's wiehern? hörst du's rufen?
Doch dein Graugaul sträubt die Ohren,
Stampfend möcht' er mit den Hufen
In die Erde sich verbohren.

Und die Reiter nehmen's Kränzlein,
Das du ihnen gabst zur Ehre,
Und sie binden's an das Schwänzlein
Lachend deiner grauen Mähre.

Raschelnd mit den Lorbeerbauschen
Peitscht der Esel sich die Flanken,
Unter Spottgelächters Rauschen
Bricht er scheu aus unsern Schranken.

Die zerzauste Panegyrik
Hat der Wind davongetragen,
Lachend denkt man nur der Lyrik,
Die dein Esel aufgeschlagen.

Reiter, die dir nicht gefallen,
Die du jüngst so scharf gescholten,
Haben spottend jetzt vor allen
Schadenfreudig dir's vergolten.

Willst du richten unser Dichten,
Laß die Vers' im Halse stecken;
Sie zernichten dir dein Richten!
Laß den Grauen bei den Säcken

Laß als Müller du dein Fohlen
Immerhin zur Mühle gehen;
Und als Schuster flick' die Sohlen
Schlechtbeschlagnen Renommeen!

Form.

Ist die Form auch festgeschlossen,
Immer noch ist's kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Stetig sich das Wort gegossen.

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den losen Kern er klappern
Wie Thoneisenklapperstein,
Mag das Wort gemeistert sein,
Ist es doch nur dürres Plappern.

Irrtum.

Was ihr Bild nennt unverständig,
Ist nur Gleichnis, kalt und hohl,
Wo der Geist nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig.

Und das Ringlein Salomonis,
Das die Diwen zwinget ein,
Zaubermächtig, es ist kein
Tertium comparationis.

An einen Dichter.

Nur wer sich mit eignen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
Kann den Kranz sich dauernd heften;
Kunst ist keine Kameradschaft.

Düngst du deinen Ruhm in Scherben
Mit dem Mist der Schmeicheleien,
Wird er über Nacht dir sterben;
Laß ihn wachsen wild im Freien.

Dann nur mag sein Hauch dich stärken,
Wenn er dir auf Dornenwegen
Und nach heiß vollbrachten Werken
Überraschend blüht entgegen.

An denselben.

Dir gab ein Gott die Dichtergabe,
Als Nachen ist der Ruhm bereit,
Mit dir zum Strand Unsterblichkeit
Zu tanzen über'm Wellengrabe;

Doch mußt du einsam ihn beschreiten,
Der Mut allein sei dein Gespann!
Die Fähre trägt nur einen Mann,
Soll sie mit dir todüber gleiten.

Du siehst das Ufer lockend winken;
Nimmst du, zu trotzen der Gefahr,
Von Ruderknechten eine Schar,
So müßt ihr allesamt versinken.

Einem Theaterdichter.

In der Niedrung schmilzt der Schnee,
Im Gebirge schneit es;
Ob der Schwarm in Thränen steh'
Über all dein Breites,
Uns wird kühl, langweilig, weh,
Bringst du nichts Gescheites.

Zweierlei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poesie,
Singt jeder andern Ton
Und andre Melodie.

Strichvogel hüpft und pfeift
Und pickt von Ast zu Ast,
Und höchstens einmal streift
Zu Nachbarn er als Gast.

Er ruft: Freund, bleib' im Land,
Und redlich nähre dich;
Es wagt um Fabeltand
Ein Narr nur weiter sich.

O halte deinen Flug
Von Meer und Stürmen fern,
Die Sehnsucht ist Betrug,
Hier picke deinen Kern!

Zugvogel aber spricht:
Du Flattrer, meinen Flug
Und Zug verstehst du nicht;
Klug ist hier nicht genug.

Du picke immer zu,
Und bleib' auf deinem Ast,
Wenn keine Ahnung du
Von meiner Ahnung hast.

Doch pfeif's nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Daß hinter'm Ozean
Auch noch ein Ufer sei.*

---

* Hier folgt in den „Neueren Gedichten" noch eine Strophe:

„Der Herbst ernähret dich,
Mir ist er freudenleer,
Da faßt die Ahnung mich
Und trägt mich über's Meer".

Dieses und die vorhergehenden Gedichte dieses Abschnitts finden sich alle in den „Neueren Gedichten", die folgenden bis zum Schluß erschienen erst im „Nachlaß".

Die Frivolen.

Die Zeit ist hin, wo vor den Banngewittern
Des Glaubens noch ein Bube mußte zittern.

Dahin sind auch die Tage, wo der Flug
Der Meisterkraft die Stümper niederschlug.

Der Geist hat auch sein gutes Recht verloren,
Sein altes Machtwort über's Volk der Thoren.

Wie einen Lappen, aufgehängt im Winde,
Durchbohrt kein Kugelschuß auch dies Gesinde.

Sie flüchten, wenn der Ernst sie je befiel,
In's Fleisch, in ihr verwesliches Asyl.

So durch und durch verdorben ist die Bande,
Daß sich der Blitz befleckt mit ihrer Schande.

Der Bube läßt aufgären mit Gekreische
Der niedern Leidenschaften trübe Maische;

Was als ihr Heiligstes die Menschheit kennt,
Er wirft's in seinen Kübel als Ferment;

Wenn er die Blase schaut in seinem Schaume,
Scheint sie Weltkugel seinem Dünkeltraume.

Die Kunst ist eine derbe Magd geworden,
Verpöbelt in der Frone schlechter Horden.

Sie schleppt das Holz, daß zündend sie bediene
Der Lüste lustig prasselnde Kamine.

Sie trägt den Eimer der verflachten Lumpen,
Mit Beifallsthränenflut ihn voll zu pumpen.

Im Stalle waltet sie, den Freudenfesten
Der Taumelnden das Vieh heranzumästen.

Sie schreitet ihnen vor, aus ihren Wegen
Wie dürres Laub die Sitte fortzufegen.

Ich las einmal in einem fränk'schen Blatte,
Daß eine Metze einen Liebsten hatte.

Der Liebste war ein armer, armer Ritter!
Dachlos, brotlos, kleidlos, es drückt' ihn bitter.

Denn ach! er hatte nicht um sich geschlagen
Den Bettlermantel, den die Schwaben tragen,

Das Notgewändlein, das im Neckarthal
Die Patria, Religion, Moral,

Drei alte Schneiderjungfern, zubereiten
Und dort den Bettlern um die Hüfte breiten.*

Schon war der Arme fast in Not verkommen.
Da hat die Metze sein sich angenommen.

So manchem Jüngling war die Dirne schädlich,
Nur mit dem einen meinte sie es redlich.

Was mit der Sünde sie gewann, der feilen,
Sie bracht' es heim, es treu mit ihm zu teilen.

Behaglich nahm es an der faule Schuft,
Wie sie entehrt zueilte ihrer Gruft.

Und als ich von der Dirne las die Kunde,
Dacht' ich der Kunst, und wie sie geht zu Grunde.

Kein Bannesblitz kann solche Frevler schrecken,
Kein Geistesdonner sie zum Geiste wecken.

Für solcher Seelen schmähliche Umnachtung
Ist nur der Bann geblieben der Verachtung.

Schade!

Schade, daß des Kreuzes Zeichen,
Das auf Golgatha gestanden
Zur Erlösung aus den Banden,
Nun dem Zensor dient zum Streichen!

Das Symbol ward uns verkehrt,
Höhnend steht es da und lehrt,
Daß wir lange noch vom Bösen
Hoffen dürfen kein Erlösen.

---

* Diese Stelle haben die Schwaben ihrem einstigen Freund sehr übel genommen; Mayer, S. 180, zieht, wenn auch auf einem Umweg, den Schluß daraus, daß Lenau das Lied damals gedichtet, als er nicht mehr zurechnungsfähig war. — Wer unter dem armen, armen Ritter verstanden sei, ist zweifelhaft.

Unberufen.

Nicht ein jeder wagt zu richten
Meister, so in Farben dichten,
Noch des Meisters Flug in Tönen
Schnell zu tadeln, flink zu krönen;
Denn mit Farben und Gestalten
Weiß der Laie nicht zu schalten,
Und im Kontrapunkt zu reden
Ist nicht Sache eines jeden.
Doch des Worts ist, so und so,
Wer nicht stumm, ein jeder froh.
Darum, wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet;
Jeder weiß von ihm zu schwatzen,
Launisch greifen ihm, heut' schmückend,
An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Tatzen.
Dieser Pöbel faßt es nie,
Daß er über Poesie,
Als die höchste Kunst von allen,
Hat kein Urteil hinzulallen.
Eben weil ihm ihre Zeichen
Altvertraut sind, dünkt ihm alt
Und vertraut auch ihr Gehalt,
Und er wird ihn nie erreichen;
Ewig schließt für ihn die Pforte;
Weil er im bekannten Worte
Nur sein täglich Brot erkennt,
Ist's für ihn kein Sakrament.

Ein offner Wald.

Ein offner Wald am Straßensaume
Ist dein Gedicht, du mußt's ertragen,
Reibt sich an seinem schönsten Baume
Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Trutz euch!

Ihr kriegt mich nicht nieder,
Ohnmächtige Tröpfe!
Ich komme wieder und wieder,
Und meine steigenden Lieder
Wachsen begrabend euch über die Köpfe.

Ein Rezensent.

Ich las in seinem Buche viel Frivoles,
Scheinbar Verständiges und witzig Hohles,
Ich sah ihn seine Richtermiene schneiden,
Ich sah ihn führen spitzige Lanzetten,
Mit ekler Lust Skandale auszuweiden,
Heliogabaläisch Formen kneten.
Ich sah ihn Unrat sammeln in Retorten,
Er sublimierte ihn zu scharfen Witzen,
Am Boden blieb nach schnellverdampften Worten
Als caput mortuum die Ehre sitzen.

Einem Dichter.

In diesen Herzen wogt die Liebe,
In jenen drüben kocht die Galle,
Dein Feuer brachte sie doch alle
In Wallung; gut, wenn es so bliebe!
Doch gehst entgegen du dem Leide,
Wo alles still wird um dich sein,
Wo du dein Leid für dich allein
Aufspielen wirst auf einer Heide;
Wo du nach einem Wetterschlage
Hinausblickst von der trüben Fläche,
Daß er auf dich herunterbreche,
Damit doch jemand nach dir frage.

Gebildete Sprache.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?
(Schiller.)

Wie das Schlachtroß proprio Marte
Plötzlich tanzt und feurig springt,
Wenn ihm die Trompete klingt,
Und davoneilt zur Standarte;
Wie sich's stellt in Reih' und Glied,
Und das Bäuerlein im Bügel
Fort muß mit verwirktem Zügel,
Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

Ein Epigramm.

Das Schwert zu führen, die verschanzten Sitze
Des starken Feinds mit Pfeilen zu beschießen,
An seinem Fluch zu messen seine Wunde,
Ist meine Lust; und heut' in müß'ger Stunde
Freut mich's, an Epigrammes Nadelspitze
Zum Spaß dich Eintagsfliege aufzuspießen.
Dank' mir's, so wirst du doch nicht gleich vergessen,
Nicht von der nächsten Spinne aufgefressen.*

---

* Ob Lenau hierbei an eine bestimmte Persönlichkeit dachte, ist nicht festzustellen. Karl Mayer druckt auf S. 172 ein Epigramm ab, das Lenau ihm mit bezug auf die der „schwäbischen Dichterschule" zu teil gewordenen Anfeindungen widmete:

„Thust du nur einen Saitengriff,
So fängt der Hund zu heulen an;
Daß sie sein Ohr nicht feiner schliff,
Hat ihm die Schöpfung angethan;
Drum wann dein Lied die Schöpfung preist,
Gib acht, daß dich der Hund nicht beißt".

Waldlieder.*

Waldlieder.

1.

Am Kirchhof dort bin ich gestanden,
Wo unten still das Rätsel modert,
Und auf in Grabesrosen lodert;
Es blüht die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
Mit himmlisch duldender Geberde
Vom Kreuz das höchste Bild der Erde;
Ein Vogel drauf sang seine Lieder.

Doch kaum daß sie geklungen hatten,
Flog scheu zum Wald zurück der Wilde;
Ich sang, wie er, ein Lied dem Bilde,
Und kehrte heim in meine Schatten.

Natur! will dir an's Herz mich legen!
Verzeih', daß ich dich konnte meiden,
Daß Heilung ich gesucht für Leiden,
Die du mir gabst zum herben Segen.

In deinen Waldesfinsternissen
Hab' ich von mancher tiefen Ritze,
Durch die mir leuchten deine Blitze,
Den trüglichen Verband gerissen.

* Im Sommer 1843 gedichtet. Lenaus Schwester Therese Schurz wohnte damals auf dem Land in Weidling; er ging öfters von seinem Sommerquartier in Döbling über das mit Waldung bedeckte Kahlengebirge, um sie zu besuchen. Auf diesen Gängen wurde ein Teil der Waldlieder konzipiert, einige darunter sollen nach Sophiens Angabe in dem oberhalb Grinzing allerliebst lauschenden „Krapfenwaldl" entstanden sein. Schurz a. a. O., II, 130.

2.

Die Vögel fliehn geschwind
Zum Nest im Wetterhauche,
Doch schleudert sie der Wind
Weitab von ihrem Strauche.

Das Wild mit banger Hast
Ist in's Gebüsch verkrochen;
Manch grünend frischer Ast
Stürzt nieder, sturmgebrochen.

Das Heer der Wolken schweift
Mit roten Blitzesfahnen,
Aufspielend wirbelt, pfeift
Die Bande von Orkanen.

Das Bächlein, sonst so mild,
Ist außer sich geraten,
Springt auf an Bäumen wild,
Verwüstend in die Saaten.

Der Donner bricht herein,
Es kracht die Welt in Wettern,
Als wollt' am Felsgestein
Der Himmel sich zerschmettern.

Der Regen braust; nun schwand
Das Thal in seiner Dichte;
Verpfählt hat er das Land
Vor meinem Augenlichte.

Doch mir im Herzensgrund
Ist Heiterkeit und Stille;
Mir wächst in solcher Stund'
Und härtet sich der Wille.

3.

Durch den Hain mit bangem Stoße
Die Gewitterlüfte streichen;
Tropfen sinken, schwere, große,
Auf die Blätter dieser Eichen.

An ein banges Herzensklopfen
Mahnt mich dieser Bäume Schwanken,
Mahnt mich an Gewittertropfen,
Die aus lieben Augen sanken.

Muß ein großer Schmerz in Zähren
Sich entlasten unaufhaltsam,
Stürzen ihm die großen, schweren
Tropfen plötzlich und gewaltsam.

War die Thräne noch zu fassen,
Kam sie nicht hervorgebrochen.
Denn der Schmerz will sie nicht lassen,
Will sie heißer, herber kochen.

O! es waren heiße, herbe,
Die aus ihren Augen quollen;
Und ich werde, bis ich sterbe,
Sehen diese Thränen rollen.

4.

Bist fremd du eingedrungen,
So fürcht' Erinnerungen,
Sie stürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Willst du im Walde weilen
Um deine Brust zu heilen,
So muß dein Herz verstehen
Die Stimmen, die dort wehen.

In froher Kinder Kreise
Verjüngen sich die Greise,
Und Grambeladne werden
Noch einmal froh auf Erden.

Verjüngender doch wirken
In heimlichen Bezirken,
Im Schoß der Waldesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumerische,
Urjugendliche Frische,
In ahnungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.

Es rauschet, wie ein Träumen,
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodien.

Im Herzen wird es helle
Und heim zum ew'gen Quelle
Der Jugend darfst du sinken,
Dich frisch und selig trinken.

Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als schöne Braut im Schleier,
Dem Geiste, ihrem Freier.

Tautropfen auf den Spitzen
Der dunkeln Halme blitzen
Wie helle Liebeszähren,
Ein süß nach ihm Begehren.

Sie schweigt, in Sehnsucht lauschend,
Dann plötzlich, freudig rauschend,
Scheint selig sie zu spüren,
Daß er sie heim wird führen.

All' ihre Pulse beben,
In ihm, in ihm zu leben,
Von ihm dahinzusinken,
Den Todeskuß zu trinken.

So lauscht und rauscht die Seele,
Daß Gott sich ihr vermähle,
Fühlt schon den Odem wehen,
In dem sie wird vergehen.

5.

Wie Merlin
Möcht' ich durch die Wälder ziehn;
Was die Stürme wehen,
Was die Donner rollen
Und die Blitze wollen,
Was die Bäume sprechen,
Wenn sie brechen,
Möcht' ich wie Merlin verstehen.

Voll Gewitterlust
Wirft im Sturme hin
Sein Gewand Merlin,
Daß die Lüfte kühlen,

Blitze ihm bespülen
Seine nackte Brust.

Wurzelfäden streckt
Eiche in den Grund,
Unten saugt versteckt
Tausendfach ihr Mund
Leben aus geheimen Quellen,
Die den Stamm gen Himmel schwellen.

Flattern läßt sein Haar Merlin
In der Sturmnacht her und hin,
Und es sprühn die feurig falben
Blitze, ihm das Haupt zu salben;
Die Natur, die offenbare,
Traulich sich mit ihm verschwisternd,
Tränkt sein Herz, wenn Blitze knisternd
Küssen seine schwarzen Haare. — —

Das Gewitter ist vollbracht,
Stille ward die Nacht;
Heiter in die tiefsten Gründe
Ist der Himmel nach dem Streite;
Wer die Waldesruh' verstünde
Wie Merlin, der Eingeweihte!

Frühlingsnacht! kein Lüftchen weht,
Nicht die schwanksten Halme nicken,
Jedes Blatt, von Mondesblicken
Wie bezaubert, stille steht.
Still die Götter zu beschleichen
Und die ewigen Gesetze,
In den Schatten hoher Eichen
Wacht der Zaubrer, einsam sinnend,
Zwischen ihre Zweige spinnend
Heimliche Gedankennetze.

Stimmen, die den andern schweigen,
Jenseit ihrer Hörbarkeiten,
Hört Merlin vorübergleiten,
Alles rauscht im vollen Reigen.
Denn die Königin der Elfen
Oder eine kluge Norn
Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
Ihm an's Ohr ein Zauberhorn.
Rieseln hört er, springend schäumen

Lebensfluten in den Bäumen;
Vögel schlummern auf den Ästen
Nach des Tages Liebesfesten,
Doch ihr Schlaf ist auch beglückt;
Lauschend hört Merlin entzückt
Unter ihrem Brustgefieder
Träumen ihre künft'gen Lieder.
Klingend strömt des Mondes Licht
Auf die Eich' und Hagerose
Und im Kelch der feinsten Moose
Tönt das ewige Gedicht.

6.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauschen eingestellt,
Die Vögel sitzen und träumen
Am Aste traut gesellt.

Die ferne, schmächtige Quelle,
Weil alles andre ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüstern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leisen Erinnerungen,
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorübersterbe,
Ist alt und allbekannt;
Doch diese Wehmut, die herbe,
Hat niemand noch gebannt.

7.

Schläfrig hangen die sonnenmüden Blätter,
Alles schweigt im Walde, nur eine Biene
Summt dort an der Blüte mit mattem Eifer;
Sie auch ließ vom sommerlichen Getöne,
Eingeschlafen vielleicht im Schoß der Blume.
Hier, noch Frühlings, rauschte die muntre Quelle;
Still versiegend ist in die Luft zergangen
All ihr frisches Geplauder, helles Schimmern.
Traurig kahlt die Stätte, wo einst ein Quell floß;
Horchen muß ich noch dem gewohnten Rauschen,

Ich vermisse den Bach, wie liebe Grüße,
Die sonst fernher kamen, nun ausgeblieben.
Alles still, einschläfernd, des dichten Mooses
Sanft nachgiebige Schwellung ist so ruhlich;
Möge hier mich holder Schlummer beschleichen,
Mir die Schlüssel zu meinen Schätzen stehlen,
Und die Waffen entwenden meines Zornes,
Daß die Seele, rings nach außen vergessend,
Sich in ihre Tiefen hinein erinnre,
Preisen will ich den Schlummer, bis er leise
Naht in diesem Dunkel und mir das Aug' schließt.

Schlaf, du kindlicher Gott, du Gott der Kindheit!
Du Verjünger der Welt, die, dein entbehrend,
Rasch in wenig Stunden wäre gealtert.
Wunderthätiger Freund, Erlöser des Herzens!
Rings umstellt und bewacht am hellen Tage
Ist das Herz in der Brust und unzugänglich
Für die leiseren Genien des Lebens,
Denn ihm wandeln voran auf allen Wegen
Die Gedanken, bewaffnet, als Liktoren,
Schreckend und verscheuchend lieblichen Zauber.
Aber in der Stille der Nacht, des Schlummers,
Wacht die Seele heimlich und lauscht wie Hero,
Bis verborgen ihr Gott ihr naht, herüber
Schwimmend durch das wallende Meer der Träume.

Eine Flöte klang mir im Schlaf zuweilen,
Wie ein Gesang der Urwelt, Sehnsucht weckend,
Daß ich süß erschüttert erwacht' in Thränen,
Und noch lange hörte den Ruf der Heimat;
Bliebe davon ein Hauch in meinen Liedern!

Schlaf, melodischer Freund, woher die Flöte?
Ist sie ein Ast des Walds, durchhaucht vom Gotte,
Hört' ich im Traum des heiligen Pan Syringe?

8.

Abend ist's, die Wipfel wallen,
Zitternd schon im Purpurscheine,
Hier im lenzergriffnen Haine
Hör' ich noch die Liebe schallen.

Kosend schlüpfen durch die Äste
Muntre Vöglein, andre singen;

Rings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe ist das Beste.

Wo die frischen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Keins will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beschließen.

Wie in's dunkle Dickicht schweben
Vöglein nach dem Frühlingstage,
Süß befriedigt, ohne Klage,
Möcht' ich scheiden aus dem Leben;

Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschmachtet,

Wie vor Nacht zur Flut sich neigen
Dort des Waldes durst'ge Sänger;
Gern dann schlief' ich, tiefer, länger,
Als die Vöglein in den Zweigen.

9.

Rings ein Verstummen, ein Entfärben:
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.

Von hinnen geht die stille Reise,
Die Zeit der Liebe ist verklungen,
Die Vögel haben ausgesungen,
Und dürre Blätter sinken leise,

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen stets, die müden.

In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlich still vergnügtes Tauschen.

Letzte Gedichte.

Mit meinen Gedichten.*

Mich ließ die Gunst des Augenblickes,
Ein flüchtig Lächeln des Geschickes,
Wie bis in's Herz du schön, erkennen;
Leb' wohl! ich muß von dir mich trennen!
Doch mildert's mir dein frühes Scheiden,
Wenn ich vom Glück, das mir entschwunden,
— So schnell wie du! — die heitern Kunden,
Und wenn ich darf den Ruf der Leiden,
Die singend mir das Herz zerrissen,
In deinen lieben Händen wissen.

Sonne.**

Wenn seine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang,
Ein Meer ausströmend von Gesang?

Eitel nichts!***

'S ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,

* Lenau schrieb diese Zeilen dem Fräulein Behrens als Dedikation in einen Band seiner Gedichte. Er hatte die Bekanntschaft der Dame am Abend vorher im Englischen Hof in Baden-Baden gemacht (Sommer 1844).

** Auf seiner Brautfahrt traf Lenau in Frankfurt am Main mit Moritz v. Schwind, Felix Mendelssohn und Ferdinand Hiller zusammen. Mit letzterm besuchte er das nahe Bad Soden und erzählte bei seiner Rückkunft, wie ihn Hillers Komposition seiner „Drei Zigeuner", die er dort singen hörte, ungemein erfreute. Von Hillers Klavierspiel angeregt, schrieb er ihm die obigen Zeilen in sein Album (20. Juli 1844).

*** Lenaus Schwager Schurz besuchte den unglücklichen Dichter im November 1844 in der Irrenanstalt zu Winnenden und erzählt mit bezug auf „Eitel nichts!" a. a. O., II,

Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

Blick in den Strom.*

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

S. 267: „Niembsch trug uns ein Gedicht auswendig vor, welches er auf seiner letzten Reise zwischen Zernolding und München (im September 1844) nachts im rollenden Eilwagen und schon sehr krankhaft angegriffen, vornehmlich aus Vorwitz gemacht, ob er denn auch unter so feindlichen Umständen noch zu dichten vermöge. Zeller, der Direktor der Anstalt, schrieb es sogleich nach.... Einen eigentümlichen Reiz besitzt diese Reliquie noch dadurch, daß es der Zeit der Empfängnis nach das allerletzte von Lenaus Gedichten ist, dann daß er es schon halb krank dichtete und ganz krank mitteilte."

* Lenau schrieb am 28. September 1844 von Stuttgart aus an Sophie: „Nehmen Sie hier ein kleines Lied, auf meiner Wasserreise (die Donau hinauf) entstanden, d. h. konzipiert in der Idee, hier ausgeführt: ‚Blick in den Strom'". Er vollendete es zwischen dem 21. und 28. September, während „Eitel Nichts" vor dem 19. September fertig wurde.

Aus Lenaus Briefen und Gesprächen.

Reise-Eindrücke und -Erlebnisse.

Vorgestern hab' ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr des Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr 1¼ Stunde nach der Lanauer Stiege. Meine Begleiter waren Hansgirgl und seine Schwester Nani; er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuß des Bergs hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: „Das ist recht! so halt! weil Sie da herauf so gut kommen sind, so werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen!“ Und es ging trefflich; in 3 Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritt bergan wuchs mir Freude und Mut! Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte: „Jetzt kommt eine gefährliche Stelle!“ so lachte ich und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blut nimmermehr zusammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtisch unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritt; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrunds, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: „Das ist Kuraschi, da ist noch keiner von den Stadtherren außitreten.“ Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit; er würde mich dann mitnehmen auf die Gemsenjagd. Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rand stand, war die allerschönste meines Lebens, eine solche mußt auch Du genießen. Das ist eine Freude! Trotzig hinabschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrunds und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur in's Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche: Bruder, das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen, das ist ein süßer Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfelds. Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommst, geh zum Jagerhiesl hinter'm Traunstein: sein

Sohn Hansgirgl soll Dich auf den Traunstein führen und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich. Du wirst mich dann noch mehr lieben. Ich brachte dann den größten Teil des Tags auf der Spitze des Bergs zu. Ha, wie schmeckte das Pfeifchen Ungartabak! Wie schmeckte der treffliche Wein und der Blick aus dem blauen Auge des Mägdleins! Vivat Traunstein! Abends um 6 Uhr ging es hinab, rüstig und schnell; in 1¼ Stunde waren wir unten in der Waralm; ich lernte den Gebrauch des Greisbeils bald; stellenweise fuhren wir auch ab über das Geröll, thaten manchen lustigen Sprung und trieben allerlei Kurzweil, besonders über ein Pflänzlein, an der Spitze des Traunstein gepflückt und Nimmernix genannt. Die Senninen geben ihren Burschen, wenn sie von ihnen besucht werden, immer einen Blumenstrauß; findet sich darin dieses Nimmernix, so ist es nix.

Brief vom 9. Juli 1831 an Schurz.

Meine Reise bis hierher (Neuberg in Steiermark) ging auf kleinen Postkarren sehr rasch. Die Gegend ist schön. Auf dem Weg von Golling nach Werfen liegen etwas abseits die Öfen. Mein Reisegefährte nannte sie nur zufällig, und auf mein Bedauern, sie nicht gesehen zu haben, machte er mir die angenehme Entdeckung, daß sie ganz in der Nähe seien und erbot sich sehr artig, mich dahin zu führen. So Wildes hatte ich noch nie gesehen. Eine enge Schlucht, oder vielmehr ein Riß, klafft durch die Felsen hinunter wie eine tiefe, finstere, ewige Wunde. Unten in schwindelnder Tiefe braust die Salzach. Der beträchtliche Fluß drängt sich hier so eng zusammen, daß er zu überschreiten wäre. Dadurch wird er sehr tief und ungestüm, wie wenn sich ein ganzes Leben zusammendrängt in eine tiefe heftige Leidenschaft. Ungeheure Felsen liegen umher als einzelne Ausbrüche, in denen sich ein grollender Geist Luft macht, und so starr und stumm sie auch daliegen, man spürt, wenn man sie betrachtet, noch etwas von der Erschütterung, mit welcher sie einst geschleudert wurden. In dieser Schlucht möchte ich eine Hütte bauen. Gegen diese Zerrissenheit ist das wildeste Lied Byrons ein Gesang der Seligen.

Brief an Emilie v. Reinbeck vom 6. September 1834.

Meine Fahrt über den Traunsee war sehr rasch. Die drei Kerle arbeiteten aus allen Kräften, mich aus Eurem Anblick hinwegzurudern. Der See ward immer stiller; der Traunstein glühte auf

einige Minuten auf, wie eine große steinerne Rose; das glatte Wasser spiegelte das schöne Bild in voller Klarheit; die beiden Ufer schienen sich im Wasser entgegenkommen zu wollen; dann erhob sich ein Windhauch, und der See hatte wieder alles vergessen.

Brief an Sophie Löwenthal vom 16. August 1838.

Meine Reise auf dem Dampfschiff (von Wien nach Ischl) ging trefflich. Alles sehr bequem; nur das Schlafen mit wildfremden Leuten in gemeinsamer Kajütte nicht, wo alles durcheinander auf den Polstersitzen herumlag und der Zufall mir den —schen Gesandten zu Füßen warf, einen kolossalen Bengel.

Teufel hinein! Daß gerade
Zu meinen Füßen
Die schnarchende Ambassade
Hat sausen müssen!

Seine Frau war viel schöner als er, aber die lag fernab; indessen, vielleicht schnarchte sie auch. Dann gab's noch ein Halbdutzend Preußenjünglinge auf dem Schiffe, rechte Sandkerle; trocken fein, flüchtig und sich an alles ansetzend wie Flugsand. Die Donaugegenden sind außerordentlich; sie würden die gepriesenen Rheingegenden, wenn diese nebenher liefen, ohne Zweifel weit hinter sich zurücklassen. Man sieht's den Bergschlössern in unserm Land wohl an, daß hier der Haß mit nervigerer Hand die Steine gefügt und getürmt. Dazu die düstere Waldumschattung; das ist prachtvoll.

Brief an Schurz vom 28. Juli 1839.

Beschwerlich war unsre Reise von Wien nach Stuttgart durch schlechte Wege, große Kälte und einen etwas unbequemen Wagen. Die erste Nacht rasteten wir in Mölk. Alexander (der Graf von Württemberg) ließ sein Bett auswärmen; das meinige glich einem großen Eisumschlag über den ganzen Körper, und erst der vortreffliche Karawanenthee zum Frühstück konnte mich wieder ein wenig warm machen. Den zweiten Tag ging es bis Wels. In St... erlebte ich einen wehmütigen Spaß. Die dortige, in den Grafen Alexander verliebte Postmeisterin, nach welcher von diesem gleich gefragt wurde, lag eben krank danieder. Doch kaum hatte sie seine Ankunft vernommen, als sie, aus dem Bett gesprungen, mit einer zierlichen Haube auf dem Kopf, zum Fenster herausguckte und mit Alexander, der unterdessen mit aller Eile seine Pelz- und Schlafhaube abgethan und dafür eine blaue, goldverzierte Prachtmütze aufgesetzt hatte, eine

zärtlich-kokettierende Konversation hielt. Bald fuhren wir weiter. Alexander sank in seine Schlafhaube, die Postmeisterin wahrscheinlich ebenso schnell in ihre Federdecken zurück und ich dachte noch eine Weile der Szene nach, wie doch gleichsam zwei Krankheiten in eitler Gefallsucht einander die Kur machten.

Hinter Strengberg, als wir den sehr kotigen Weg bergan fuhren, hörten wir plötzlich eine gewaltige Stimme unserm Postillon zudonnern: „Verfluchter Kerl! Kannst Du nicht wo anders fahren, als wo die Leute gehen?“ Die Prätension, daß die Extrapost einem Fußgänger ausweichen solle, war originell und interessierte mich für den Seltsamen. Es war ein schundiger, einen Knotenstock zornig schwingender, schwarzhaariger, blasser Handwerksbursche mit aufgestülpten Beinkleidern, auf deren Grundfarbe, dem Straßenkot, sich spärliche blaue Flecke zeigten. Wir ließen den kotpatschenden Propheten einer demokratischen Zukunft hinter uns, hörten ihn aber noch lange hadern und fluchen. Ein prächtiger Kerl!

In Wels hing das Bildnis Judas, des Apostels, zwischen unsern Betten, doch der Mann Gottes machte sie nicht warm; eine Portion Wärme, und hätte sie mir der Teufel aus der Hölle gebracht, wäre mir lieber gewesen. . . .

Brief an Sophie Löwenthal vom 23. Februar 1840.

Kaum (in Linz an der Donau) angekommen, wurden wir von B. empfangen. Er wurde mir diesmal etwas lästig, denn mir kommt vor, als seien seine Aufmerksamkeiten mehr ein Wunsch, mit celebren Leuten in Linz zu paradieren, als wahrhafte Neigung.

Wir tragen solche Bekanntschaften, die unser Leben nichts angehen, gleichsam als tote Masse mit fort, und früher oder später wird sie unser Leben, wenn es anders ein fließendes, bewegtes ist, hinauswerfen wie der Wasserstrom die Leichen, womit er sich eine Strecke weit schleppen mußte. Darum wird man je älter, je ausschließender und unduldsamer. Das Tote muß hinaus ohne Komplimente.

Morgen früh reisen wir weiter nach Regensburg. Die Dampfschiffe des Königs von Bayern sollen fast seinen Versen gleichen.

Zum Glück wird abends gelandet. Auf dem Dampfschiff „Sophia“ traf ich mit Betti H. zusammen. Sie erneuerte die alte Bekanntschaft und teilte mit mir die Langeweile und eine Pomeranze.

Die liebste Figur unter den Reisenden war mir ein italienischer Matrose. Ein antiker, echt römischer Kopf, mit der reinsterhaltenen römischen Derbheit und usurpierenden Insolenz. Die Augen nicht größer als nötig, um in die Welt zu schauen und sich die Leute darin zu suchen. Ein ganz kräftiger, von hundert Stürmen hart gehäm-

merter Kerl, neben dem sich ein österreichisches, aus Eitelkeit, Wahn und Arroganz zusammengeblasenes Offizierle kläglich genug ausnahm, daß es trotz seiner Widerlichkeit nicht ohne Mitleid betrachtet werden konnte.

Dann war ein Bauer an Bord, der beständig durch das Gitter auf die Maschine hinunterspähte und herumschlich, wie die lauernde Dummheit. Die Kajütte stak auch voll von Dummheit, teils schwatzender, teils schnarchender; der Teufel hole das Reisen.

Brief an Sophie Löwenthal vom 6. April 1841.

Die schwäbischen Gegenden sind Nuseleien. Nuselei, d. h. heimlich, hübsch, bescheiden. — Ich habe mich immer gegen eine Reise in die Schweiz gewehrt, weil ich mir nicht wollte meine heimatlichen Gegenden verleiden lassen.

1844. Niendorf, „Lenau in Schwaben" (1855), S. 196.

Salzburg ist eigentlich nicht schön. Es sind membra disjecta einer schönen Gegend. Es ist keine Harmonie, kein Plan der Schönheit darin. Es ist eigentlich keine Gegend, denn sie hat keinen Charakter: da ein Berg, dort ein Stück Ebene 2c. Die Berge sind wie dem Herrgott aus der Tasche gefallen. Ich liebe die Vielheit, das Mannigfache in einer Gegend nicht. Ich habe lieber Eins recht.

1844. Niendorf, S. 215

Emilie will es nicht gelten lassen, daß die Stuttgarter Luft nichts als die Ausdünstung des Teufels sei; doch mir ist es zu auffallend, daß ich in Heidelberg frisch und gesund war und nun, kaum wieder nach Stuttgart gekommen, bresthaft und elend sein muß. Verdammtes Kloakenthal! Die Luft ist zwischen diesen fleißigen, abgeschwitzten Weinbergen so dumpf und matt, so verbraucht und beschmutzt, als wäre sie durch meilenlange Windungen von Eingeweiden hindurchgegangen, ehe man sie in Nase und Lunge bekommt. O meine Nerven! Mein unglückseliges Sonnengeflecht!

In vielen der hiesigen Straßen riecht es am Ende auch lenzhaft, nämlich pestilenzhaft. Und die guten Stuttgarter merken das gar nicht; „süß duftet die Heimat". Nur über ihre Gärten klagen sie, daß sich darin das Ungeziefer immer vermehre. Ich aber glaube, daß in ihren Häusern dasselbe zu beklagen wäre, wenn das viele und fana-

tische Fegen und Scheuern nicht entgegenarbeitete. Indessen stimmt mich der malus Jupiter dieser Gegend so melancholisch, daß ich die Ursache jener Insektenvermehrung höher suchen muß. Die Naturforscher sagen, es altere unser Planet, und so mögen denn die von Jahr zu Jahr fühlbarern Multiplikationen des Geschmeißes ein wimmelndes Symptom des herannahenden Erdentods sein. O tragisches Ende der Welt: von Läusen gefressen zu werden! phthiriasis universalis, gigantische Läusesucht! Pfui!

Brief an Sophie Löwenthal vom 17. Mai 1844.

Gott und Natur.

Die positive Religion setzt das Absolute, und das Setzen des Absoluten ist notwendig ein Voraussetzen, denn würde das Absolute nachgesetzt, so wäre es ja ein Bedingtes. Die größte Schwierigkeit finde ich in der Nachweisung, wie alles Leben nur durch die positive Religion organisiert sei. Das hängt, glaub' ich, genau zusammen mit der Lehre über das Böse in der Welt. Vielleicht ließe sich alles Böse darstellen als eine Afterorganisation des Lebens, als eine Rebellion einzelner Lebensorgane, die, ihres Verhältnisses zum heiligen Leben des Ganzen, ihrer demütigen Verpflichtung vergessend, sich selbst zum Zentralen machen möchten, und andre Nebenorgane sich unterwerfend, diese und sich selbst am Ende zerstören, dem Tod zueilen, weil alles Leben nichts andres ist, als eben ein freudiges Unterordnen und Konspirieren der einzelnen Organe zum großen Werk des Geistes.

Brief an Martensen vom 14. Juni 1836.

Der Teufel ist doch eigentlich kein reales Wesen; der Kampf Gottes mit ihm ist nur ein scheinbarer, und die Weltgeschichte gleichsam eine Schachpartie, die Gott mit sich selber spielt, die Züge seines imaginären Gegners so stellend, daß derselbe, aller seiner fingierten Vorteile ungeachtet, am Ende matt werden muß und die Partie von Gott gewonnen ist.

Brief an Sophie Löwenthal vom 25. Juni 1839.

Wie geht es, liebe Freundin! Warum schreiben Sie so selten? Das sind so Fragen, die ich der Ferne, der unzureichenden Bestie, übergebe, ohne eine Antwort zu bekommen, die ich doch auf der Stelle haben möchte. Den Raum hat der Teufel erfunden, sagt Karl Daub, und, o wie hat Karl Daub recht! Die Zeit hat der Teufel zwar auch erfunden, doch die ist schon besser, weil flüssig und sich selbst auffressend.

Brief an Sophie Löwenthal vom 23. Mai 1841.

Ja, die Zeit! Sie ist freilich ein Strom, aber keiner, der in seinen Ufern an uns vorüberzieht, sondern ein uferloser, überschwemmender, der heranschwillt, uns immer näher kommt, immer mehr und mehr von dem Grund und Boden unsrer Freuden, Wünsche und Hoffnungen in seinen Fluten begräbt. Wohl uns, wenn wir noch höhere Punkte unsers Lebensgebiets übrig haben, worauf wir uns zurückflüchten können. Endlich aber werden wir doch selbst weggespült. Wenn dann nur, was sich liebt, auf dem höchsten, letzten Felsen beisammenstände und auf einmal fortginge!

Brief an Emilie v. Reinbeck vom 27. März 1835.

Gestern klagte Emilie Reinbeck über ihre Kinderlosigkeit und über ihr ganzes Dasein als ein darum verlornes.

Ich tröstete, so gut ich konnte, die arme Frau, indem ich ihr entgegenhielt, daß die Mutterschaft allerdings höchst wünschenswert sei, aber nicht unerläßlich. Wenn das Weib auch nur in sich selbst, als einem einzigen Exemplar, das Bild einer trefflichen, durchaus achtungswürdigen Weiblichkeit darstellt, so ist ihr Dasein kein verlornes. Wir Individuen dürfen uns nicht als bloße Kanäle der Gattung betrachten, sondern als Wesen, die auch um ihrer selbst willen leben. Dann wären ja unsre Nachkommen auch nur solche Kanäle und bloße Mittel für fernere Mittel u. s. f. in infinitum. Wer wäre aber denn Zweck? Niemand Persönliches, die Gattung, ein Abstraktum. Unsinn! Und doch muß ich mir eingestehen, daß eine gewisse Kanalwirtschaft nicht nur in der Körperwelt, sondern sogar in der geistigen sich nicht leugnen läßt. Wie oft wurde schon der einzelne Mensch zum Organ und Träger einer Idee auserwählt und, nachdem er seine Sendung erfüllt hatte, fallen gelassen, fallen gelassen nicht bloß in äußeres Unglück, was als Martyrium mit der Mission noch immer in Einklang zu bringen wäre, sondern auch in inneres Unglück: Zusammenbruch der Gesinnung, wie die Form verworfen wird, wenn der Kern heraus ist. Traurige Kolportage! Aber die Geschichte weiß davon zu erzählen und die tägliche Erfahrung.

Brief an Sophie Löwenthal vom 6. Juni 1838.
Siehe auch II, „Faust“, S. 154.

Unser Körper ist ein falscher Freund, er thut lange gut, auf einmal verrät er uns an den Tod, man weiß nicht wie und warum.

Brief an Mayer vom 9. Juni 1832.

Im Anschauen der Natur tritt die Dummheit am meisten hervor; denn da muß der Mensch etwas aus sich herausgeben, wenn er davon reden will, etwas eignes, ein Gefühl.

Nur kahle Berge sind schön. Nur wenn er kahl ist, kann man die Schönheit eines Bergs sehen; das Gezackte, die Fransen, die Bäume, das Krause verstecken die Linien.

1844. Niendorf, S. 211.

Die Natur ist krank im Winter. Jetzt (im Frühling) erholt sie sich. Sie geht auf Krücken um diese Zeit: da ist alles in Aufregung! Das muß auch dem Menschen schaden. Ich denke mir, der Winter ist die Sünde der Natur; wenn es taut, dann weint sie ihre Bußthränen. „Es ist ihre schreckliche Subjektivität", würde Hegel sagen.

1844. Niendorf, S. 166.

Die Nachtigall ist ein profundes Geschöpf, ein singendes Mysterium.

Brief an Sophie Löwenthal vom 6. Juni 1838.

Ein paar Stunden in der Einsamkeit des Waldes verlebt, sind für ein in die Waldgeheimnisse eingeweihtes Herz von unermeßlicher Wohlthätigkeit, wenn ihm in seine schmerzhaftesten, sonst für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unsichtbaren Händen ein heimlicher Balsam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit solche Stunden zugebracht. Leider ist es schon wieder Herbst. Als ich neulich dem Rauschen der Blätter zuhorchte, wollte es mich bedünken, als rausche der Wald im Herbst ganz anders als im Frühling, viel rauher und härter. Die Blätter sind dann nicht mehr so weich und beweglich, wie jene des Frühlings, die Äste starrer, die Lüfte schärfer. Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange gesessen und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hätte, mit zugebundenen Augen plötzlich in einen Wald versetzt, aus dem bloßen Rauschen der Bäume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbst.

Brief an Emilie v. Reinbeck vom 20. September 1843.
Vgl. auch die „Waldlieder" I, S. 317, welche um diese Zeit entstanden.

Schon seit Jahren hab' ich meine Heimat nicht blühen sehen. Der Frühling spricht gar keinen Dialekt, doch dünkt er mir daheim am schönsten.

Brief an Sophie Löwenthal vom 7. Juni 1844.

Kunst und Künstler.

Gott läßt den wahren Geschmack nicht untergehen, denn dieser ist das Sensorium der Geschichte, und in höchster Beziehung das Organ, womit wir ihn selbst erfassen. Dieser Geschmack wird weder unter den Hufschlag der Politik, noch unter die Räder der Dampfmaschine geraten.

Brief an Matzerath vom 17. April 1838.

Bei mir hat immer die Kunst den Sieg über die Natur davongetragen. Das Menschenwerk geht doch über alles! Ich lasse nämlich nicht gelten, daß das nicht auch von Gott ist. Ein Tizian — das macht einen unauslöschlichen Eindruck auf mich! Ein Tizian ist mir mehr als das schönste Alpenthal.

1844. Niendorf, S. 216.

Es frohlockt in mir die Überzeugung, zwei Künstler können Freunde sein, ja ein Künstler kann nur einen solchen zum Freund haben. Ein Ziel! aber nicht ein Weg dahin! Zu sehen, wie der Freund sich Bahn macht, wo noch keiner gegangen; wie Felsen, die einen andern in die Tiefe schleudern, ihm dienstbar sind und seine Sohle liebkosen; wie Abgründe so zahm um seine Pfade herumliegen und sich fürchten, ihre Schrecken vor dem zu zeigen, der sie hinweg lächelt in seiner männlichen Sicherheit; zu sehen, wie er so weiter schreitet immer dem Ziel zu, ist das nicht gerade die höchste Freude der Freundschaft? Kann ein Dichter einen Menschen zum Freund haben, den er gerade in den schönsten Stunden seines Lebens, in den Stunden der Weihe, nicht mitnehmen kann in die selige Heimat hinauf, sondern zurücklassen muß auf der Erde, und als Ballast über Bord werfen? Deinem Innersten kann ein solcher Mensch nie nahe

kommen; als ein Fremder muß er Dir erscheinen, der eine ganz andre Sprache spricht und die Deinige nicht versteht.

Kollisionen können unter Künstlerfreunden auch nicht entstehen, denn gewiß, zwei wahrhaft originelle Menschen werden sich nie auf den Fuß treten; die Sterne stoßen nicht zusammen, die Vögel der Luft fliegen sich nicht in den Weg; in den Weg kann man sich nur treten, nur die Herde, die das Leben durch seine engen Straßen treibt, stößt und reibt sich. Wenn Seneca sagt: „Non arietant, nisi in eodem ambulantes" („Nur diejenigen stoßen sich, die auf demselben Weg wandeln"), so hat man das ambulantes nicht so streng zu nehmen; das ist mehr das Drängen und Treiben der arbeitenden Menschen, als das freie Lustwandeln des künstlerischen Lebens. Freilich müssen die wie zwei Böcke aneinanderfahren, wenn sie sich auf einem Plätzchen begegnen, wo beide zugleich den breiten, platten Fuß ihres Eigennutzes aufzusetzen begierig sind.

Brief an Braunthal vom 11. Mai 1831.

Die Leute haben mich hier (in Stuttgart) sehr gelobt und dadurch abgestumpft für allen Beifall; der Tadel würde mir besser sein, aber auch nicht viel mehr wirken. Diese Schule der öffentlichen Meinung muß man durchmachen und ich glaube, suchen, ganz gleichgültig gegen dieselbe zu werden. Ich bin wirklich stumpf gegen alles Lob, und ich mache mir aus dem Tadel blutwenig, weil ich die Rezensenten nicht achte; die wissen den Teufel von Poesie. Ich werde froh sein, wenn ich es zur absoluten Gleichgültigkeit gegen alles Urteil der Welt werde gebracht haben; Lob schläfert ein, Tadel erbittert. Der beste Freund ist das poetische Gewissen. Wir wissen recht gut, wo uns der Schuh drückt, besser, als es uns irgend ein Rezensent sagen kann.

Brief an Schurz vom 19. Mai 1832.

Schaffen sollte das einzige Geschäft eines Dichters sein; wir sind zu hart und gemein gehalten auf Erden.

Brief an Sophie Löwenthal vom 8. Juni 1843.

„Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil.“ Leipzig, Friedrich Fleischer.

Der Verfasser dieser Gedichte gehört wenigstens seinem poetischen Charakter nach offenbar einer ältern Ära unsrer Litteratur an. Das beweisen diejenigen seiner Lieder am augenfälligsten, in welchen er sich als Naturdichter zeigt; dies beweist auch die auffallende Erscheinung, daß ihm die Ironie, das Charakteristische unsrer Zeit, völlig fremd geblieben ist. Die Naturpoesie unsrer Dichter des vorigen Jahrhunderts besteht wohl größtenteils darin, daß sie entweder eine Reihe von Naturerscheinungen aufzählen, welche weder durch Empfindung noch durch Situation in jenen lebendigen Verband gebracht sind, oder sie ziehen eine Parallele zwischen irgend einer Erscheinung aus der Natur. Aber weder jene sterile Enumeration, noch dieser bloß verständige Parallelismus dürfte, streng genommen, künstlerische Darstellung zu nennen sein. Die wahre Naturpoesie muß unsers Bedünkens die Natur und das Menschenleben in einen innigen Konflikt bringen und aus diesem Konflikt ein drittes Organisch-lebendiges resultieren lassen, welches ein Symbol darstelle jener höhern geistigen Einheit, worunter Natur und Menschenleben begriffen sind. Diese Gestaltung der Naturpoesie scheint unsrer Zeit vorbehalten und auf eine merkwürdige Weise mit der charakteristischen Ironie der neuesten Poesie überhaupt zusammenzuhängen. Scheint es doch, als ob gerade die ironische Auffassung des Menschenlebens und ihre schmerzliche Nichtbefriedigung das Herz des Dichters näher zur Natur drängt, um in einem innigern Verkehr mit derselben die ideale Befriedigung zu suchen, welche in der einseitigen Dissonanz der Ironie nimmer zu finden ist.

Als belegendes Beispiel jener sterilen Enumeration führen wir an das Gedicht: „Frühlingslied“, S. 16. Hier werden eine Menge freundlicher Naturerscheinungen, je vier und vier in jeder Strophe, aufgezählt und nach jedem Doppelpaar wird gesagt, daß alles recht schön sei. Durch eine solche Aufzählung wird die Natur für den Leser getötet, und das vermeintliche Poem ist nichts, als ein wohlgemeintes Inventar über die Verlassenschaft der Verblichenen. Das Gedicht „Die Thränen“, S. 53, ist ein Beispiel jener Naturpoesie, die sich in bloßen Verstandesparallelen bewegt. Die vom Sonnenbrand durchglühte Erde findet Linderung und Erquickung im wohlthätigen Regen; das von Schmerzen durchglühte Menschenherz findet die seinige in den wohlthätigen Thränen.

Von Lenau verfaßte Rezension, abgedruckt in der „Halleschen Allgemeinen Litteraturzeitung“. 1834, Band 2, S. 294.

Die kleinen Gedichte sind zum Teil recht gelungen. Im allgemeinen muß ich Dir aber bemerken, daß ich diese Art kleiner Gedichte nicht billige. Ich habe Mayer öfter mein Bedenken geäußert. Weit entfernt, das wirklich Schöne, das in Mayers Liedern und in den Deinigen vorkommt, zu verkennen, kann ich mit der fatalen Kürze nicht einverstanden sein, die den Leser gerade da, wo sich ein poetisches Gefühl in ihm anspinnen will, im Stiche läßt. Es liegt eine gewisse Neckerei darin, ein kindisches Versteckenspielen. Ferner tadle ich dieses Hinausgehen in den Wald, dieses Herumspionieren, ob die Natur nicht irgendwo einen poetischen Anhaltspunkt biete, gleichsam eine Blöße gebe, wo ihr beizukommen ist. Bei dieser Manier (so muß ich allerdings dieses Verfahren nennen) lebt der Dichter gar zu sehr in der Außenwelt; er lauert beständig auf Naturerscheinungen, an welchen er am Ende bloß herumdeutelt. Ich meine, der Dichter soll seine Gebilde im Innern und aus seinem Innern hervorschaffen, und die äußere Natur soll ihm nur aus der Erinnerung, die im Augenblick der dichterischen Thätigkeit freilich zur fruchtbaren Anschauung werden muß, gewisse Mittel zu suppeditieren. Kürzer: die angewandte und zum Symbol gewordene Naturerscheinung soll nie Zweck, sondern nur Mittel sein zur Darstellung einer poetischen Idee. — Ich weiß recht gut, daß ich gar oft gegen diese Ansicht verfahren bin, allein ich glaube, diese Ansicht ist richtig.

Brief an Schurz vom 28. Juni 1834.

„Windesweben.“ Das Weben ist auch einer von den in die poetische Sprache einschlendrianierten Ausdrücken, die man zuweilen braucht, ohne ihren Sinn zu untersuchen. Weben, besiegeln, entsiegeln gehören hierher, das Buch der Natur, die Sternenschrift nicht zu vergessen. Mir gefällt es ebensowenig, wenn der Dichter seinen Webstuhl in jeden Winkel der Natur schleppt und Luft, Mond, Sterne und Blumen weben läßt, als wenn er seinen Petschierwitz oder Buchdruckerwitz oder sonstigen Handwerkswitz der schönen Natur anklext. Solches ist widerlich.

„Entsink’ ich“ gefällt mir nicht. „Versink’ ich“ zieh’ ich vor; denn im Wort „entsinken“ liegt hier eine doppelte Beziehung; die Beziehung auf die jetzige Zeit, aus welcher und die auf die andre Zeit, in welche du sinkst. So strecken alle mit „ent“ zusammengesetzte Zeitwörter, wenn sie zugleich eine Richtung „wohin“ ausdrücken, gleichsam einen Arm vor- den andern rückwärts und haben etwas Zerstreuendes.

Das Wort „ersteht" gefällt mir nicht; wenn es auf mich ankäme, ich würde es wie das Wort „erschließen" ganz totschlagen.

Der Dichter soll lieber irgend eine Eigenschaft des Alls anführen, wodurch dasselbe reizend ist, als daß er es reizend nennt. Wer den Reiz nennt, empfindet ihn nicht mehr, er denkt ihn.

Wenn man sich zu einem etwas gezwungenen Reim veranlaßt sieht, so ist rätlich, das auffallendere Reimwort vorausgehen und das gewöhnlichere folgen zu lassen, damit es nicht scheine, man habe zu dem letztern das andre erst mühsam herbeisuchen müssen.

Aus Lenaus kritischen Bemerkungen zu Mayerschen Gedichten.
Mayer, „Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund."
S. 53. 55. 56. 161.

Ein Improvisator macht auf den Dichter immer einen unangenehmen Eindruck. Er kommt mir wie eine Karikatur von mir vor.

1844. Niendorf, S. 175.

Das Landleben ist nichts für den Dichter — er bedarf Reibungen, Konflikte.

1842. Niendorf, S. 122.

Wien ist mir sehr lieb, und bequem — wie ein ausgetretener Stiefel. Die Philisterei an einem kleinen Ort halte ich nicht aus. Sie ist gewiß dem Dichter noch verderblicher als die Despotie. Diese reizt ihn auf, jene mergelt ihn aus.

1842. Niendorf, S. 119.

Uhland hat sich hier bei dem Erzherzog (Karl in Wien, wo er speiste), wie man sagt, etwas zu schüchtern benommen. Das thut mir leid. Vielleicht wurde er gleich in den ersten Tagen seines Hierseins durch allzuviel huldigenden Andrang verstimmt und konnte sich dann wegen der Zähigkeit seines Charakters nicht mehr freundlich und offen stimmen. Es gibt Leute, die, mit einem bedeutenden Mann zusam-

mentreffend, ihn sogleich auf Geist und Witz probieren und mit allerlei Schlagworten auf den Busch klopfen, ob nicht ein Haserl herausspringt, ein geistreiches Phraserl? Das ist lästig und verstimmend, und ihr fandet vielleicht Uhland, als ihr ihn kennen lerntet, bereits übel zugerichtet durch jene Anfragen.

Brief an Sophie Löwenthal vom 23. August 1838.

„Zwei Seelen und ein Gedanke!“ Das würde ja schrecklich langweilig sein. „Zwei Herzen und ein Schlag!“ Das gibt keinen Rhythmus. — Es war aber den Leutchen doch recht bei dieser berühmten Stelle (in Halms „Sohn der Wildnis“) — das Universum der Liebe ganz kurz beisammen in ein paar klingenden Zeilen. Sie sind nicht wahr, aber es ist gerade so recht für das Fassungsvermögen. Das Publikum in Wien hat gewiehert bei dieser Stelle, besonders die Galerien. Ich greife den Stoff an: Liebe macht empfänglich für Kultur, aber es ist noch keine, sie ist nicht damit zu verwechseln.

1844. Niendorf, S. 181.

Feuchtersleben ist sehr human, sehr redlich, aber sehr — von Weisheit triefend. In alles will er wenigstens eine halbe Lehre hineinbringen oder auch nur ein Achtel. Ich habe ihm deshalb einen Namen gegeben — er ist Arzt — „der Pyramidendoktor!“ Ich kann diese Leute nicht leiden, diese Herren; sie wollen immer lehren, geben immer Aufschlüsse.

Ich habe ein Gedicht: „Der kritische Nachtarbeiter“, und war so unglücklich, daß ein Vers darin vorkommt:

Weil ein Wort der Diätetik
Besser noch mir mag gelingen,
Als ein Wort dir der Ästhetik,
Will ich einen Rat dir bringen.

Und das, meinte Feuchtersleben, hätte ich auf ihn gemacht, obwohl sein Buch „Diätetik der Seele“ noch nicht geschrieben war.

1844. Niendorf, S. 195.

Betty Paoli ist die deutsche Frau, welche am meisten Ähnlichkeit mit der Sand hat.

1844. Niendorf, S. 196.

Die Phantasie hat nicht nur die Fähigkeit, einzelne Bilder, einzelne Gestalten zu geben; sie kann auch solche Macht haben, daß sie in gewissen Momenten Stimmungen in einen gießt; und in solchen Momenten kann selbst ein Mensch von sonst weniger Charakter auch sehr gesinnungsvolle Gedichte machen, die uns zur Bewunderung hinreißen. Aus diesem Gesichtspunkt muß auch Heine betrachtet werden. Man faßt ihn nicht so auf und doch ist's das allein Richtige. In ihm steckt ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker. Dies Element in der Litteratur kann man gar nicht entbehren. — „Es ragt in's Meer der Runenstein", das ist mir das liebste von ihm. Der Ton darin ist entzückend. Es ist ganz wie das Meer, der Rhythmus der Wellen.

1844. Niendorf, S. 222.

Die Schauspieler haben zu viel Accent; sie haben einen solchen Überfluß daran, daß sie ihn gar nicht unterzubringen wissen und auf alles den Accent legen. Es geht ihnen damit, wie den Katzen mit ihren Jungen, die sie überall herumschleppen und zuletzt doch am unrechten Ort niederlegen.

1843. Niendorf, S. 156.

Ein Musikstück, eine „Preghiera", war von dem Komponisten einem Gönner gewidmet.

„Wie kann man ein Gebet jemand widmen! Das ist, als dediziere man ein Gebetbuch. Die Musiker sind wie die Hunde, sie können keinen Augenblick ohne Herren sein. Jede Linie, die sie schreiben, müssen sie jemand dedizieren."

1843. Niendorf, S. 156.

Abends war Konzert im Odeonsaal (in München), gegeben vom ersten Geiger des belgischen Königs, Herrn Artot. War auch das Spiel dieses außerordentlichen Virtuosen groß und herrlich, und namentlich sein Adagio wahrhaft bezaubernd, so mußte er dennoch die Kränkung erfahren, daß der größere Teil des Publikums noch während seiner letzten Variationen aufbrach. Sehr ärgerlich und grundphilisterhaft ist diese erbärmliche Besorgnis des Publikums um seine Mäntel, während es in eine Welt versetzt sein sollte, wo man keine Mäntel mehr braucht. Hätte doch der Künstler allen Störern zugleich seine Geige an den Kopf schlagen können! Doch nein! An diesem Felsen sollte das edle Saitenspiel nicht zerschellen! Einen Blick aber warf

Artot auf die Barbaren herab, so zürnend und verachtungsmächtig, daß es mir in der Seele wohlthat, aber nur einen. Von diesem Augenblick klang sein Adagio noch viel leidenschaftlicher und tiefer; es klang wie ein schmerzliches Fortflüchten aus dem Kreis dieser Rohen und Kalten und wie ein Ausweinen in den Armen seines Genius. Artot soll leben! Er ist ein wahrer Künstler; ein unechter hätte, beleidigt, schlechter gespielt; Artot spielte besser.

Brief an Emilie v. Reinbeck vom 27. März 1835.

Mir ist Mozarts „Figaro" lieber als Mozarts „Requiem". Für die andre Musik taugte er nicht; es ist auch in diesem „Requiem" keine Versöhnung, sondern aller Schrecken des Gerichts. Mozart ist viel zu lustig zu einem Requiem und deshalb hat er darin solche Gesichter schneiden müssen.

1840. Niendorf, S. 20.

Ich entfremde mich immer mehr von Schubert.* Nicht — daß dieser keinen Eindruck auf mich machte; er erregt sehr, aber Dissonanzen, die er nicht harmonisch auflöst; er ist zu warmblütig, er wühlt zu viel auf, es ist eine sentimentale Verliebtheit in ihm. In Beethoven dagegen alles, Liebe und Schmerz, idealisiert.

1840. Niendorf, S. 11.

* Lenau hatte früher eine ganz besondere Vorliebe für Schubert und trug bei seiner ersten Ausfahrt (1831) den Ruhm des Komponisten nach Schwaben, wo dieser, wie Frankl meldet, bis dahin noch völlig unbekannt war. Gegen Frankl äußerte sich Lenau auch einmal lächelnd: „Wie Alexander klagte, daß er keinen Homer habe, so schmerzt es mich, daß Schubert vor dem Erscheinen meiner Gedichte gestorben ist".

Es ist außerordentlich viel Streben in Beethovens Kopf — Nase, Kinn, Haare, alles aufwärts.

1845. Niendorf, S. 25.

Neulich habe ich einige von den sogenannten „verrückten" Quartetten Beethovens gehört. Das eine nennen lahme Philister gar „Teufelsquartett". Wenn das der Teufel gemacht, so bin ich

sein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz gesprungen wäre. Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O, es ist ein köstliches Gefühl, wenn einem so das Leben verklingt!

Brief an Emilie v. Reinbeck vom 14. März 1836.

Ich habe, was mich sehr freute, gleich bei der ersten Probe der neunten Symphonie von Beethoven jeden Gedanken fassen und verfolgen können. Es sind lauter ewige Gedanken, lauter ewige Formen, in denen er sich bewegt. Die Aufführung — das war vielleicht die größte, die schönste Stunde meines Lebens. Diese neunte Symphonie ist das Größte vielleicht, was in der Musik vorhanden. Sie fand in Wien geteilten Beifall. So sagte mir nach der Aufführung Grillparzer, der sehr musikalisch ist, selbst ein Instrument recht schön spielt: „Es ist konfuses Zeug". Was das Verstehen Beethovens so erschwert, ist, daß man zu große Massen umfassen muß, um seinen Ideen zu folgen. Sie haben so große Umrisse und nicht alle Menschen können soviel aufnehmen — im Speckkammerl ihrer Phantasie.

1844. Niendorf, S. 223.

Mendelssohns „Paulus" ist schön, aber es ist zu wenig Feuer und Kraft darin, er ist kein Paulus.

1840. Niendorf, S. 19.

(Nach einer Aufführung des „Paulus" von Mendelssohn, die er nicht zu Ende hören mochte, geschrieben.) Vielleicht ist die Zeit der Oratorien überhaupt vorbei, vorbei die Zeit, wo die Kunst unmittelbar und direkt sich zum Himmel aufschwang. Wir müssen vielleicht erst durch die Leidenschaft hindurchgetrieben und von Affekten verwundet werden, eh' wir um einen Balsam beim Himmel anfragen. Diesen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchste in der neuern Kunst zu verehren haben, wie ich meine.

Brief an Max Löwenthal vom 25. Mai 1838.

Dem Herrn Professor weiß ich wenig Dank dafür, daß er gesucht hat, Ihnen die Blumenmalerei zu verleiden. Von Ihnen wundert es mich, daß Sie eine Kunst so leicht aufgeben wollen, mit welcher Sie jahrelang und so beglückten Umgang gepflogen. Glauben Sie nur nicht, unsre Kunsttheorie stehe auf so hohem Grade der Ausbildung, daß ein Professor derselben mit untrüglicher Zuversicht behaupten könne: „Bis hierher und nicht weiter“. Das sind Arroganzen. — Mögen die alten Griechen nur den menschlichen Körper für schön und einen würdigen Vorwurf der bildenden Künste gehalten haben, mögen sie die Malerkunst auf die oft nur zu langweiligen Idealköpfe beschränkt und einen Porträtmaler, der es mit unregelmäßigen, oft nur allzu liebenswürdigen Gesichtern zu thun hat, mit dem Ehrentitel eines Rhyperographen (Kotmalers) belegt haben; — was geht das uns an? Wir wissen recht gut, daß auch ein Tier, eine Landschaft, ein einzelner Baum, eine Blume schön sein kann. Und wenn es in unsern Tagen Professoren gibt, die dem antiken Unsinn huldigen, was kümmert das uns? Lassen Sie sich Ihren „Kunstzweig nicht entgöttern“, wie Sie mir schreiben. Freilich ist die Idee des Schönen in einem Historienbild leichter zu erfassen, als in einer Landschaft; in dieser leichter als in einem Blumenbild; solche Auffassung muß um so schwieriger werden, je weiter sich der künstlerische Eindruck vom Gebiet der klaren Vorstellung entfernt; je tiefer er sich in die Region der Ahnungen verliert. Hört aber die Idee des Schönen auf, eine solche zu sein, wenn sie bloß geahnt wird? Und ist ein Gebilde kein Kunstwerk, weil es uns diese Idee nur ahnen läßt? Soll nicht vielmehr die Kunst die Idee des Schönen auf die ganze Skala unsrer Vorstellungen von der dunkelsten hinauf bis zur klarsten, wirken lassen, und so den ganzen Menschen durchdringen? Pfui der stumpfen Naturen, die von einer Blume nicht ergriffen werden können! Der Ochs denkt sich beim Anblick einer Blume allerdings nichts, als daß er sie fressen könne; aber die Blume blüht nicht nur für das Geschlecht der Rinder.

Die Blumenmalerei ist nach meiner Ansicht ein Zweig der Porträtmalerei. Jedes menschliche Antlitz hat wohl sein eignes Ideal; es erscheint im gewöhnlichen Zustand unter diesem Ideal; Krankheiten der Seele und des Leibes haben es unter sein Ideal herabgedrückt; aber glückliche Momente edler Empfindungen oder der Begeisterung können das Menschenantlitz in sein eignes Ideal gleichsam hineinheben. Was den Porträtmaler zum Künstler macht, ist, daß er das Ideal eines Gesichts erkenne und im Bild festhalte. Mir scheint, mit der Blumenmalerei verhält es sich auf ähnliche Weise. Die von der Natur gegebene Blume steht meistens unter ihrem Ideal, sie kann aber dazu erhoben werden durch eine gewisse Veränderung ihrer Stellung, der Lage ihrer Blätter ꝛc. Das aber macht diese Malerei zur Kunst. Wie schön haben Sie in Ihren Arbeiten Blumen ideali-

siert! O werden Sie den Blumen nicht untreu! Das Schicksal dieser schnell vergänglichen Schöne bezeichnet ein altes Sprichwort eben so treffend wie rührend: „Heute vorm Busen, morgen vorm Besen". Fahren Sie fort, manche schöne Blumengestalt aus den Händen des flüchtigen Todes zu retten! Eine schöne Blume ist ein schönes Individuum, das uns begrüßt, blüht, schwindet und nie wiederkommt. Es ist wert, daß auf seiner sinnigen Gestalt ein sinniges Auge verweile, eine geweihte Hand sie nachbilde und erhalte. Wollten Sie aber auch die einzelnen Blumen nicht als Individuen beachten und lieben, wohlan! betrachten Sie dieselben als freundliche Grüße des Frühlings, als Grüße, die ihm recht von Herzen gehn. Bewahren wir nicht die Herzensgrüße, die uns ein lieber Freund geschrieben, für künftige Tage, wenn dieser Freund nicht mehr sein wird?

Brief an Sophie Löwenthal vom 14. Dezember 1834.

Mich freut Ihre Lust zum Landschaftzeichnen. Verzagen Sie nicht an Ihrer Fähigkeit; wer so schön Blumen malt, wird auch an Landschaften nicht scheitern; wer die Augen so schön malt, wird auch die Glieder zeichnen können.

Brief an Sophie Löwenthal vom 23. August 1838.

Nichts versinnlicht mir das Mittelalter in seinem schönen Geist mehr als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Welt eine so innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glases? Ist dies nicht so zu sagen eine verkörperte Farbe, und gleicht so eine glühend rote Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers?

Brief an Kerner vom 23. Januar 1837.

Die Ludwigskirche (in München) ist in ihren Bauverhältnissen sehr schön, doch der Ton der innern Verzierung schien mir ein zu lustiger, und namentlich mißfiel mir das Altarblatt mit dem Jüngsten Gericht von Cornelius. Ein unerträgliches Figurengewimmel, alles mit lichtfarbenen, breiten Gewändern, wogegen die Köpfe, die meist blonden, kaum irgend abstechen und gleichsam in der Garderobe versinken, erschien mir das Ganze fast wie ein himmlischer Tandelmarkt. Das Bild ist häßlich, was auch die Bewunderer Cornelius' zu seinem Lobe posaunen mögen.

Brief an Sophie Löwenthal vom 22. Mai 1842.

Welt und Leben.

Ich habe etwas Pudelhaftes in meiner Natur; wen ich einmal liebe, zu dem treibt's mich immer wieder; den muß ich immer wieder sehen — das ist die stärkste Fessel! Das hab' ich gefunden: über alle Natur, über alle Kunst geht Menschenwort, das warme, lebendige, und Menschenherz! Daher begreif' ich auch den Weltumsegler nicht, der jahrelang von den Seinen fortbleiben kann.

1842. Niendorf, S. 119.

Dieser kleine Zwist zwischen uns bestätigt meine Maxime vollkommen: „Wenn man verstimmt ist, soll man an keinen Freund schreiben, denn da thut man ihm gewiß weh". Mündliche Äußerungen einer üblen Laune gehen vorüber, und man kann sich an Ort und Stelle überzeugen, daß es nur üble Laune sei; aber so ein Brief bleibt einem vor den Augen liegen und zankt fort und fort, während die liebe Schreiberin vielleicht längst wieder freundlich und versöhnt ist.

Brief an Sophie Löwenthal vom 9. März 1835.

Karl ist ein sehr wahrer, klarer, willenskräftiger Mensch von bedeutenden Geistesgaben. Ich hab' ihn auch wärmer gefunden, als er gewöhnlich dafür gehalten wird, als ich selbst ihn früher geglaubt hatte. Er gibt eben sein Herz nicht jedem Esel hin, daß er seine Hände daran lege und sich wärme, wie an einem Wirtshausofen. Und da hat er recht, zumal in seiner praktischen Position, wo Kordialitäten leicht mißbraucht werden von Bestialitäten.

Brief an Sophie Löwenthal vom 6. Juni 1838.

Meines Freundes X. Unglück ist, daß er keine Marotte, sondern nur Launen hat. Eine Marotte würde ihn retten. Aber er hat es in nichts zu einer Vollkommenheit gebracht, nicht im Jagen, Reiten, Klavierspielen &c.; aber in vielem zu einer gewissen Fertigkeit. —

Von Salzburg hatte ich einen Kondukteur, der war ein gewaltiger Vogelliebhaber. Es war so hübsch, wie sich seine Marotte so nach und nach herausentwickelte! Wir fuhren durch einen Wald, da sang eine Drossel, als er das hörte, brach's los. Später setzte sich noch ein Jäger zu uns, ein hübscher, kerngesunder Kerl. Er redete nur in der Jägersprache mit viel Geläufigkeit, das war merkwürdig und erzählte alle möglichen Jagdstücke. Zum Beispiel statt Raubvogel sagte er immer „Raubzeug". Aber er sprach mir etwas viel vom Schußgeld und wie viel ihm das und das Wild eintrage. Wenn Personen in ihrem Beruf die Natur so handgreiflich nehmen, dann zieht sie sich zurück.* Da war der Kondukteur mit seiner Marotte weit netter.

1844. Niendorf, S. 167.

* Im Briefe vom 2. April 1844 an Sophie Löwenthal wird dieses kleine Vorkommnis auch erzählt und heißt es da: „Mir ward dadurch die alte Bemerkung bestätigt, daß Menschen, welche praktisch Hand an die Natur legen, ihr gerade darum ferner stehen, indem die Natur vor dem gewaltsam Zutastenden gleichsam ihre Seele zurückzieht".

Das Manövrieren mit den Augen, das sind die Anfangsgründe, das Plumpste der Koketterie. Es macht die Gesichter ungeheuer gemein, wenn man an den Augen die Absicht merkt, eine andre Bewegung, als die von innen kommt.

1844. Niendorf, S. 169.

Das größte Übel (in der gesellschaftlichen Konversation) ist das dissolvente Gespräch: das Zersplittern, an keinem Gegenstand haften, von einem zum andern springen; schwerfällig, pedantisch den finden, der eine Konversation verfolgen will — geistestötend und auch aus Leere und Geistesarmut entsprungen, die es glücklich zudeckt! So ist's in allen Salons der großen Welt.

1840. Niendorf, S. 13.

Man muß sich nicht nur nicht aufdrängen, sondern sich auch nicht hineinziehen lassen in das Vornehme. Alexander (der Graf von Württemberg) wird wohl mein letzter Bekannter dieser Gattung sein. Er gehört zu den manchen leuchtenden Ausnahmen, die man gar nicht bestreiten darf.

Nur mit seinesgleichen umgehen! Wenn einzelne auch anders sind, so geraten sie doch in den Kontakt. Ein solcher Verkehr erscheint für mich als ein Herabwürdigen meiner selbst, weil man doch dergleichen thun muß, sich in die Form schmiegen, als achte man diese

Konvenienz. Ich will nicht immer auf dem Bauch kriechen. Selbst wenn man bei mir Ausnahme macht — ich will nicht exzeptionell sein, ich mag diese Narren- und Poetenfreiheit nicht haben.

1844. Niendorf, S. 179.

Der Aristokratismus, das ist die eingefleischte Borniertheit. Auch in einem tiefern Sinn, spekulativ-philosophisch; die Menschennatur vermochte nicht den Gedanken ihrer Größe zu fassen und stellte also als Erweiterung des Menschen, als Vervielfältigung, den Adel hin; als höchste Idee den Fürsten, weil sie sich nicht so hoch, nicht zur eignen Bestimmung, nicht zu Gott aufschwingen konnte.

1842. Niendorf, S. 104.

Siehe auch „Des Teufels Lied vom Aristokraten" I, S. 299.

Gedanken über Verschiedenes.

Da heißen sie mich **überspannt**, ich bin es nicht, **sie** sind **schlaff**.

1841. Niendorf, S. 46.

In dem Menschen streiten sich zwei Gefühle: das moralische und die Freude an Abenteuern, das poetische Interesse. So empfinde ich unwillkürlich immer nebenbei eine Regung von Bedauern, wenn ich höre, daß eine große Feuersbrunst gelöscht ist.

1842. Niendorf, S. 138.

Jeder Volksdialekt ist schön, nur der Pöbel spricht häßlich.
Jede Volksmusik ist schön.

1840. Niendorf, S. 28.

Ich lebe auch, bin auch gesund und seit ich Ihren Brief erhalten, gesunder als zuvor. Gesundheit ist auch ansteckend. Die Post ist das einzige Fenster, durch welches manchmal frische Luft hereinstreicht in unser großes Nosocomium, wo Kranke aller Art herumliegen, von denen einige unter ihrer Decke schreiben, denen aber die wohlmeinende, aufsichtige Wärterin Zensur von Zeit zu Zeit ihr kühlendes Elixir herumreicht. Doch vielleicht wird die gute Frau noch einmal abgedankt. Nihil de odiosis!

Brief an Braunthal vom 17. Februar 1831.

Ein Tübinger Professor behauptet, in allen modernen Büchern erscheint **der** Fehler, daß sie eine Reflektion enthalten. Das ist, als wenn man ein Haar im Essen findet; freilich ist das Haar oft von dem hineingefallen, der ißt.

1844. Niendorf, S. 166.

Es ist etwas Großartiges in der Negation der Hegelschen Philosophie. Es ist der Nord, der die Luft reinigt. Mir bleibt aber eine Philosophie verdächtig, die für die Naturkunde nichts ist und auch nichts für die Poesie, also nach keiner Seite etwas. — Wenn ein Hegelianer eine Nachtigall im Gebüsch sieht, die ihren Kropf aufbläht, dann hält er es für ein Paragraphzeichen. Ich habe einen geistvollen Hegelianer gesprochen, welcher äußerte: „Wenn man alles wegthut, so bleibt in der Welt noch ein irrationeller Rest, der nicht zu tilgen ist".

1842. Niendorf, S. 131.

Die Pfaffen sind um nichts besser als im Mittelalter. Die Hegelianer und alle die Leute sind nicht so zu fürchten wie die Hierarchisten. Darum begünstige ich jene, weil sie gegen den Fanatismus kämpfen. Da hat es noch keine Not — und wenn sie die ganze Welt behegeln, und wenn sie allen Glauben und alle Religion vertilgen wollen: die ganze Welt würde doch nach Gott schmachten! Ich fürchte die Atheisten nicht — es ist gar nicht so bös gemeint. Aber diese Finsternis, dieses Verunstalten! Die Pfaffen kommen gleich mit den Zündhölzchen (um den Scheiterhaufen anzuzünden).

Ein Religionskrieg wäre ekelhaft, aber es kann nicht dazu kommen. Die Leute glauben gar nicht mehr so viel, ihre Religion ist ihnen nicht mehr die Hauptsache. Die industriellen Interessen herrschen überall vor. Und wenn auch das Volk noch wollte, die gebildeten Leute würden sagen: „Lassen's mi aus, i hab' net Zeit!"

1842. Niendorf, S. 67.

Wenn ich dann allein in meinem Kämmerlein sitze, werden manchmal Denkprobleme vorgenommen, z. B. die Frage: Warum balsamierten die Ägypter ihre Leichen zu Mumien? — Bekanntlich erklärt man dieses durch den ägyptischen Glauben, daß die Seele so lange in der Nähe ihres Leibes hafte, als der Typus derselben erhalten bleibe; allein mich dünkt, diese Erklärung ist nur eine exoterische, d. h. äußerliche, für die uneingeweihte Menge berechnete; die innerliche essentielle Erklärung solcher Institutionen war als ein Geheimnis nur den Eingeweihten zugänglich und ist gewöhnlich verloren gegangen. Ich habe darüber einen Gedanken, der nicht übel ist, und es sollte mich freuen, wenn ich ihn zuerst gefaßt hätte in einer poetischen Divination. Wie, wenn die Ägypter bei ihrem Glauben an eine Seelenwanderung in der Entstehung von Leicheninsekten eine Gefahr für die Seele erblickt hätten, sie möchte in solches Geschmeiß hineinfahren? Wollten sie nicht durch das Einbalsamieren des Leichnams der Seele den Rückweg in niedere Tiergestalten abschneiden? die Seele dadurch vorwärts und aufwärts bugsieren?

Brief an Sophie Löwenthal vom 6. Juni 1838.

Sie freuen und sehnen sich nach unserm Österreich zurück. Ja, das Land! das Land ist göttlich; noch göttlicher durch den Kontrast der Menschen. Mögen hier die Alpen ragen, Bergströme stürzen, Lawinen donnern; das geschwächte Herz des Menschen zuckt im Staub und kann an den kühnen Felsen nicht hinaufklettern zu hohen Gedanken und Empfindungen. Einst waren die Menschen hier gewiß anders; einst haben tapfere Männer, heldenmütige Ritter hier gelebt. Aber was uns an jene Zeit erinnert, schmerzt uns. Jede Burgruine kommt mir in diesem Land vor wie eine versteinerte, bittere Lache der Zeit, die vom grauen Gestein herabgrinst in das entartete Herz.

Brief an Braunthal vom 17. Februar 1831.

Schöpferisches Interesse ist in uns (den Österreichern) mehr. Dort (in Berlin) geistiges Interesse. Der Österreicher wirft in seinem Leichtsinn etwas hin, in welchem dann doch der Berliner selbst wieder viel ideales Streben erkennen muß. Sie möchten eine Eierschale zum Luftballon aufblasen. Das geistige Interesse ist größer in Berlin; im Süden überwiegt die Produktion. Wir wollen den Berliner zu den Slawen rechnen. Das unterscheidet ihn, daß er immer eine arrière pensée behält. Der Germane schüttet sein Herz bis auf den letzten Neigetropfen aus.

1842. Niendorf, S. 140.

Die Eindrücke der Heimat verwischen sich nie. So war mir's, wenn ich in die Wälder von Amerika kam, doch nie das gleiche Gefühl; es waren auch Eichen, aber es war doch fremd und kam mir so unecht vor. Selbst wenn ich in Deutschland reise und durch Wälder komme, ist's mir doch wieder anders noch als daheim. In Wien, wenn ich den ungarischen Bauern begegne, die Heu hereinbringen auf ihren kleinen Wägelchen — da freue ich mich immer und atme den Duft ein und bin wieder auf den Fluren meiner Jugend. — Da hab' ich einen hübschen Zug gesehen: Um Wien gehen rings die Glacis, wo auch der Rasen gemäht wird. Man machte gerade das Heu, und ein Heuwagen stand da, der aufgeladen wurde. Ein ungarischer Grenadier kam vorbei. Er blieb stehen, sah zu und atmete den Duft. Auf einmal warf er sein Gewehr weg, zog seinen Rock aus und ergriff eine Heugabel, und fing an zu arbeiten, mit Passion, der Bauernjunge erwachte wieder. Es gibt ewige Prinzipien. Darauf eben — daß es etwas gibt, von dem wir nicht lassen können — ruht alles Tragische. Dies äußert sich dann auch zuweilen im Trivialen. Und so ist es auch ein ewiges Prinzip, das diese Heugabel in Bewegung setzte.

1844. Niendorf, S. 212.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Die Abteilungstitel sind in dieses Register gleichfalls aufgenommen und mit gesperrter Schrift gedruckt.

Alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen der Gedichte.

Inhalt.

Die Ziffer hinter dem Titel bezeichnet das Jahr, in welchem das Gedicht geschrieben, die eingeklammerte Ziffer das Jahr, in welchem es zuerst gedruckt wurde.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.